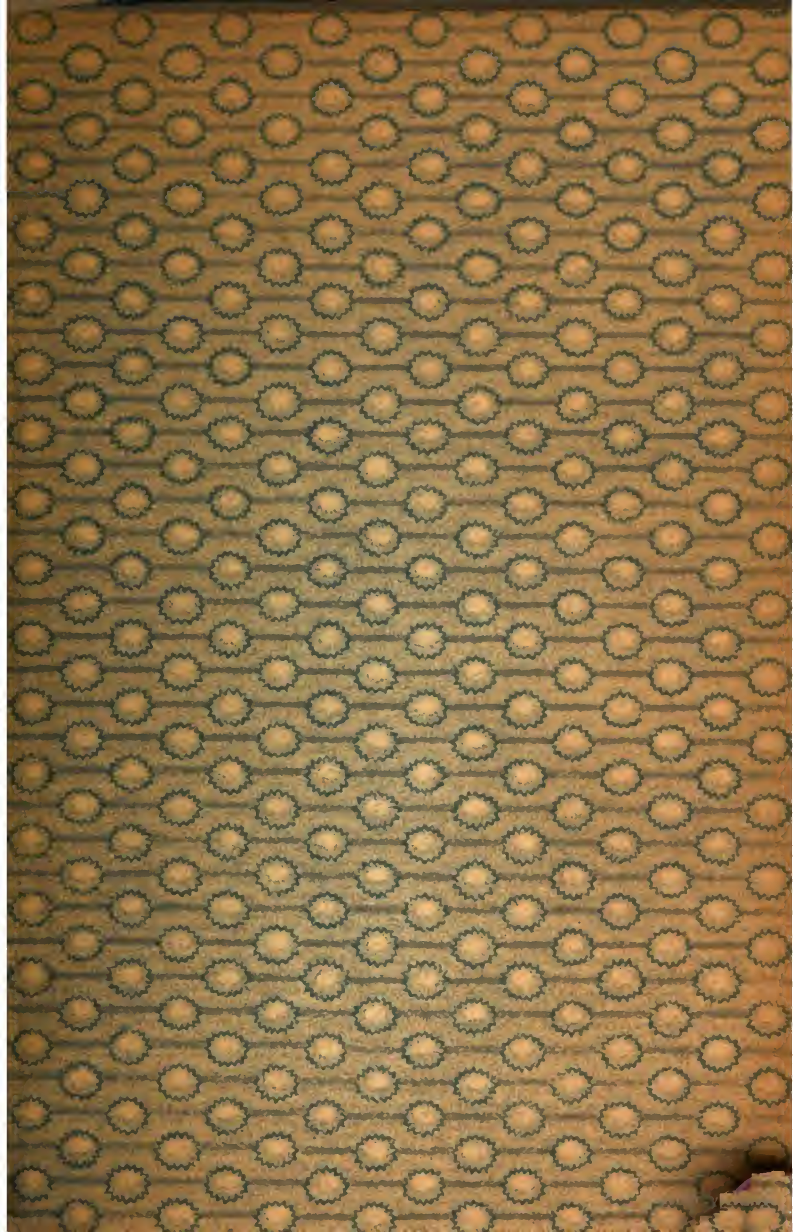
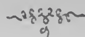
Nachlese

Karl von Holtei


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Nachlese.



Erzählungen und Plaudereien

von

Karl von Holtei.

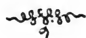


Zweiter Band.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1870.

Eine Brustnadel.



Die Kaiserstraße in Berlin galt, da wir schrieben 1825, für eine sehr abgelegene, schier verödete. Ich hatte dort meine Wohnung aufgeschlagen, weil ich zum Königstädter Theater gehörte, und diesen neuen Schauplatz hoffnungsfroher Thätigkeit so nahe wie möglich haben wollte. Das Haus war kürzlich erst von seinem Eigenthümer, dem Maurermeister Lindner, gebaut. Ich hatte den ganzen ersten Stock inne; nach vorn auf die Straße hinaus drei, nach dem Hofe ebenfalls drei Zimmer. Für einen einzelnen Menschen viel zu viel Gelaß; für den Haufen unbenutzter Mobilien, die ich in den Wittwerstand mitgebracht, eben nur genug. Es fiel mir schwer, mich von Schubkasten, Ruhebetten, Kleider-, Bücher-Schränken, Schreib- und anderen Tischen, und vielen kleineren Zeugen angenehmer Häuslichkeit trennen zu sollen. Bei siebenundzwanzigjährigen Versmachern zirpen bisweilen noch derlei sentimentale Grillen. Später, nachdem ich erst einige Uebung im Wechseln erlangt, lernte ich wohl einsehen, daß es Leuten meines Schlages selten vergönnt ist, sich in einer feste Heimath einzuleben

1*

und leblosen Gegenständen durch dauernde Vereinigung gleichsam Seele einzuhauchen; daß die Freude an sicherem Besitze dem Bedürfnisse des Augenblicks weichen muß; daß ich endlich am Klügsten thun würde, ein Stück Holz für nichts Anderes zu halten, als eben für ein Stück Holz! Wie denn die Prosa des Daseins immer und überall den Sieg davon trägt über poetische Einbildungen. Doch das gehört nicht hierher.

Für's Erste also besaß ich noch den ganzen Kram, und besaß ihn — einem Theaterschriftsteller, Direktions-Sekretär, Regisseur besonders merkwürdig! — schuldenfrei: mein wahrhaftiges, unbestreitbares, baarbezahltes Eigenthum. Vielleicht machte mir ihn dieser wichtige Umstand so lieb!

Da langte im Juli-Monat Henriette Sontag sammt Familie in Preußens Hauptstadt an und bezog einstweilen das Hôtel zum Kronprinzen, bis eine ihr zusagende Privatwohnung gefunden wäre; was den Erwartungen, Wünschen, Bedürfnissen der drei Damen, Mutter und Töchter, mit dazu gehörigem Anhang entsprechend, seine Schwierigkeiten hatte, keinesfalls aber so rasch bewerkstelligt werden konnte, als Jene sich rasch dem unruhigen theuren Aufenthalte im Gasthofe entrückt zu sein sehnten.

Ich bot ihnen mein Quartier an. Interimistisch. Der Hauswirth räumte mir ein Stübchen im Hofe ein.

Ich schloß die Bücherschränke, leerte alle übrigen Kisten und Kasten, packte deren Inhalt in Koffer, trat meinen Rückzug an ... und die Königin des Gesanges hielt ihren Einzug. Natürlich weigerte man sich, das von mir dargebrachte Opfer unentgeldlich hinzunehmen, wie ich mich noch weit standhafter weigerte, mich dafür bezahlen zu lassen, daß ich und die Kaiserstraße der Ehre theilhaftig wurden, solche Bewohnerin die Unsrige zu nennen! Es gab ein langes Hin- und Herstreiten, aus welchem ich zuletzt denn doch als Sieger hervorging, unter dem gegnerischen Vorbehalte, sich „auf andere Weise" der Schuld zu entledigen! Das sollte heißen: durch irgend ein kostbares Geschenk, welches außer seinem Goldwerthe auch doppelten Werth der Erinnerung an die berühmte Geberin haben würde. Dawider durfte ich mich nicht eigensinnig auflehnen und es stellte sich diese Gabe, nach Ablauf einiger Monate, in Form einer Vorstecknadel ein, welche, zusammengesetzt aus Amethysten vom schönsten Farbenspiele und à jour gefaßt, ein sogenanntes Stiefmütterchen, kunstreich nachbildete, in dessen Mitte ein wundervoller Goldtopas prangte. Fräulein Henriette reichte mir's mit den Worten dar, dieses Blümchen (allerdings über den natürlichen Umfang seiner blühenden Geschwister weit hinausgehend) heiße auf Französisch „pensez," bedeute folglich, was das deutsche Vergißmeinnicht bedeutet.

Nun, diese theure Mahnung: ihrer zu gedenken! wäre nicht von Nöthen gewesen. Dachten wir insgesammt doch gar zu viel an sie. Konnten wir doch, Einer wie der Andere, für halb verrückt gelten, in unserer schier zur Stupidität ausartenden Verzückung! Mußt' ich mir doch selbst eingestehen, daß ich's beim Halbverrücktsein kaum bewenden ließ! —

Gleichwohl erfreut' ich mich so lieblicher Gabe aus der Maßen; ja, ich vernahm voll befriedigter Eitelkeit schon vorahnend künftighin vielfach an mich zu richtende Fragen, als: „Wo Teufel haben Sie dieses Prachtstück her?" oder: „Das ist ja ein wahres Kunstwerk!" ... und hörte mich bereits herablassend erwiedern: „Die Vorstecknadel meinen Sie? ah, von der Sontag." — Dem siebenundzwanzigjährigen Thoren klang solche Antwort höher denn die Weisheit Salomonis.

Aber wehe, es ging anders aus. Die junge Freude ward am ersten Tage ihrer Blüthe schon dadurch getrübt, daß Henriette, von plötzlicher Heiserkeit befallen, mit einem Male verstummte. Die Aerzte standen rathlos da. Sie wußten nicht, hatten sie's mit einer Neckerei der Nerven zu thun, die binnen kurzer Frist weichen werde, wie sie über Nacht gekommen? Oder lag ein tieferes, organisches Uebel zum Grunde, welches, gewaltsam ausgebrochen, sich unheilbar zeigen und der Sängerin ewiges Schweigen auferlegen wolle? Die Herren

schüttelten recht nachdenklich ihre Köpfe, fertigten mich mit meinen besorgten Erkundigungen ausweichend ab, schienen unentschlossen, ob sie eingreifen, ob sie die Natur sich selbst überlassen sollten?

Es war ein peinlicher Zustand, auch in Beziehung auf den Fortgang des Theaterunternehmens bedenklich, der, so viel ich mich besinne, zwei Tage anhielt. Die junge Künstlerin bewies sich dabei wunderwürdig stark. Wer sie so hingebend, wehmüthig lächelnd, heiter gefaßt auf dem Divan liegen sah, ohne zu wissen, um was es sich für sie und ihr ganzes Geschick handelte, der hätte wahrlich nicht ahnen können, daß ihre Existenz an dünnen unsichtbaren Fäden hing. Ihre anmuthige, holdselige Lieblichkeit, immer noch gewürzt mit einer hübschen kleinen Dosis Coquetterie, verleugnete sich keinen Augenblick während jener schwarzdrohenden Stunden. Wir, ihre Verehrer und Freunde, vorzüglich die Herren von der Theaterdirektion, deren Appendix ich war, verriethen ungleich mehr Unruhe, als sie, die zunächst Betroffene.

Noch war der Bann, der drückend auf uns lastete, durch keinen erlösenden Ausspruch der Mediciner gehoben, da rief mich der erste Abend meiner damals eben beginnenden öffentlichen Shakspeare-Vorträge aus dumpfer Stille der Hofraumzelle. Bei dieser Gelegenheit sollte die Brustnadel, mir Weihe gebend, eingeweiht werden. Sie prangte funkelnd auf zierlich gefälteltem

Jabot. Ich trat vor Henriettens Lager, ihren Segen, daß mein kühnes Werk gelingen möge, mit auf den Weg zu nehmen.

„Machen Sie Ihre Sache gut,“ flüsterte sie kaum hörbar; „Sie Glücklicher sind bei kräftiger, voller Stimme! Mit mir ist's vielleicht vorbei.“

Sie sprach das freundlich, ohne Bitterkeit, ohne zu weinen. Ich vermochte nicht meine Thränen zu verhalten und eilte davon.

An der Eingangsthür zum Saale des „Englischen Hauses,“ der mein Auditorium barg, empfing mich Kammergerichtsrath Wilke, einer der eifrigsten Vorkämpfer in den Schlachtreihen von Henriettens „alter Garde.“ Er wollte durch meinen Mund die neuesten und sichersten Nachrichten über ihr Befinden haben; eh' er mich nicht ausgefragt, durft' ich nicht auf meinen Posten. Indem ich wahrheitsgetreu berichtete, hielt er die Augen fest auf meine Vorstecknadel. Erst nachdem ich geendet, unterbrach er mich: „Was ist das?“ — „Ei, das ist ein Geschenk der . . .“ — Er ließ mich nicht ausreden: „Da fehlt ja der mittlere Stein; man bemerkt auf den ersten Blick die leere Stelle. Das sieht abscheulich aus; das müssen Sie abnehmen, ehe Sie beginnen.“

Richtig! Der Topas, der goldene Mittelpunkt des Stiefmütterleins, war verloren! Ich zog die vernichtete

Blume heraus, steckte sie beschämt in die Westentasche und ging an William Shakspeare.

Wie sich von selbst versteht, wurden alle ersinnlichen Nachsuchungen angestellt, sowohl noch spät Abends, als die folgenden Tage. Wußt' ich doch unmöglich wann, wo, wie das doppelt werthvolle Kleinod seiner Haft entschlüpft sein mochte? Ich mußte mich darein ergeben! Die Sontag fand ihre Stimme wieder, doch mein Stein blieb verloren.

Nicht lange darauf bezogen meine Gäste ihre eigene Wohnung auf dem Alexanderplatze, und ich durfte wiederum Besitz nehmen von der meinigen, welche, wie schon erwähnt, für mich viel zu weitläufig, im Laufe des Spätherbstes, Winters und Frühlings verschiedene andere Zu- und Abreisende beherbergte; etliche Monate hindurch auch meine, mich aus Schlesien besuchenden Kinder mit ihrer Pflegemutter, welche (ich meine die Ersteren) alle Winkel bei ihren Spielen durchstöberten, was ich hier absichtlich erwähne, weil es geeignet ist, den Ausgang dieser kleinen Geschichte noch überraschender zu machen.

Der Umsturz bisheriger Direktion des Königstädter Theaters und die, aus den Gegnern meiner Gönner an deren Stelle neuerwählten Actionairs, verleideten mir das Verhältniß so sehr, daß ich mich entschloß, eine Ver-

bindung zu lösen, die mich wahrhaft beglückt hatte. Mit diesem Entschlusse fiel auch das Bedürfniß weg, in jener Gegend wohnen zu bleiben. Ich kündigte dem Hausherrn die Miethe auf, traf nöthige Anstalten zur Veräußerung sämmtlicher Mobilien, die mich jetzt nur unnütze Last dünkten, und begab mich auf eine Sommerreise, welche sich bis in den October ausdehnte. Unterdessen hatte mir ein österreichischer Cavalier den Antrag gemacht, ihn gen Paris zu begleiten, was ich angenommen, unter der Bedingung: vorher noch eine Reihe von Abonnementsvorträgen in Berlin zu halten. Wollt' ich doch nicht ein willenlos abhängiger Reisegesellschafter werden, und mußte dafür sorgen, die Börse wieder zu füllen!

Während der sechs bis sieben Wochen, die ich zu diesem Zweck in Berlin verlebte, hab' ich mich nicht entschließen mögen, die Kaiserstraße zu betreten. Ich fürchtete mich vor betrübenden Erinnerungen beim Anblick der mir liebgewordenen Stuben, in denen jetzt, statt so vieler stummer, dennoch beredter Zeugen schöner Vergangenheit, die vom Hammer des Auctionators an Meistbietende verschleudert worden, mir eine, wenngleich elegantere, neue Ausstattung fremd und kalt entgegenstarren würde. Durch diese Schwäche ward ich zum Undankbaren gegen den mir wohlwollenden, ge-

fälligen Maurermeister Lindner (der mittlerweile sein wachsendes Geschäftslokal in meiner ehemaligen Wohnung aufgeschlagen), mied sein Haus, und begab mich auf die Fahrt nach Paris, wo wir im December 1826 anlangten.

Die Brustnadel befand sich, neben einigen minder kostbaren, aber nicht defecten Schwestern, in meinem Juwelen- (!) Kästchen; wobei ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerken will, daß der Werth desselben auf's Genaueste der Einnahme eines damaligen Bühnendichters, bescheidener ausgedrückt: Theaterschriftstellers, entsprach. Heut zu Tage soll's damit anders bestellt sein, wie man vernimmt, und die Herren, welche Berlin gegenwärtig mit dramatischen Neuigkeiten versorgen, sollen reiche Leute werden, oder wenigstens es zu werden Gelegenheit haben. Was mich betrifft, gönn' ich's ihnen von Herzen; kann dies auch um so leichter und sonder Neid, da mir der sichere Trost bleibt, ich würde trotz ähnlicher günstiger Gelegenheit, jetzt gerade so arm sein, wie ich bin. Es giebt nun schon einmal Menschen, bei denen kein Geld aushalten will, oder die es nicht zu halten verstehen. Die Ursachen sind gleichgiltig. Und da Wohlhabende doch auch sterben müssen, ebenso gewiß wie Nichtsbesitzende, und da Keiner mitnehmen kann, was er zusammenkratzte, so kommt ja

zuletzt Alles auf Eins heraus. Vielleicht ist der Vortheil gar auf Seite der Armen, weil's ihnen leichter wird zu scheiden? —

Ueber Winter verweilte ich in Paris. In Berlin sprach ich erst zur Sommerzeit wieder ein, wo ich „Monatszimmer" auf dem Spittelmarkte bezog, und nicht mehr „in eigenen Möbeln" wohnte. Letztere wußt' ich nun längst in fremden Händen, zerstreut durch die ganze Stadt. Jene sentimentale Scheu, ihren früheren Versammlungsort zu betreten, hatte sich seitdem auch gelegt. Paris ist eben kein Platz für ausdauernde, anhängliche Pietät. Die Verpflichtung bei Herrn Lindner nachzuholen, was ich sträflich versäumt, regte sich mächtig; sie trieb mich nach der Kaiserstraße.

Ich fand eines heißen Sommernachmittags den braven Mann vor seinem Arbeitstische sitzend, auf derselben Stelle, wo anderthalb Jahre früher der meinige gestanden. Ich wurde herzlich aufgenommen, auch mit wohlverdienten Vorwürfen wegen so lange aufgeschobener Pflichterfüllung, nachsichtig verschont. Wir plauderten viel von der unterdessen schon zur europäischen Celebrität erhobenen Sängerin, welche mehrere Monate hier gehauset und zu deren enthusiastischen Verehrern auch Freund Lindner gehörte. „Ich kann gar nicht vergessen," äußerte er, für einen spekulativen Bauunternehmer poetisch genug, „daß *sie* in diesen Gemächern

heimisch gewesen. Dieses Haus ist mir dadurch doppelt lieb geworden. Und bisweilen, wenn ich über meinen langweiligen Wochenrechnungen und Monatsabschlüssen mich quäle, ist mir's wahrhaftig, als erklänge ihre liebliche Stimme neben mir, da drin im großen leeren Gemache."

„Und ich," erwiederte ich, „gedenke gerade in diesem Augenblicke des Winterabends, wo sie dort, wenige Schritte von diesem Schreibtische, auf dem braun und roth gestreiften Sopha lag, schon darauf gefaßt, ihre Stimme für immer eingebüßt zu haben. Da zeigte sie sich wirklich groß, erschien mir wie eine Heldin." —

Indem ich so schwatzte, streifte mein Blick nach der angedeuteten Stelle hin, und blieb absichtslos an einer Spalte von der Breite eines Messerrückens haften, die sich zwischen zwei eingetrockneten Fußdielen gebildet hatte. Aus dem Staube, der diesen Ritz füllte, funkelte mir etwas Glänzendes entgegen. „Sehen Sie doch," fragt' ich; „ist das ein großer Stecknadelknopf, oder . . . —?" „Nein," antwortete Herr Lindner, „so eigenthümlich glänzt und blitzt kein Metall; das muß . . . wir wollen's gleich untersuchen!" —

Schon hatt' er sich, das Federmesser zur Hand, vom Stuhle erhoben. Er grub das flimmernde Ding heraus und überreichte mir glückwünschend den vielbejammerten Edelstein.

Ich wollte erst gar nicht an die Möglichkeit des Fundes glauben. Wie war doch hier gewirthschaftet, umhergelaufen, versteigert, ausgeräumt, angestrichen, gewaschen, gescheuert, eingeräumt worden! Wie viele Menschen, von meinen Kindern an, Lastträger, Trödler, Käufer, Handwerker, Gesellen, Lehrjungen, hatten bei offenen Thüren freien Ein- und Ausgang gehabt! Wie oft hatten neugierige Frauen diese Dielen gefegt, gerieben, gebürstet, gewiß mit forschenden Augen, ob irgendwo eine vergessene Kleinigkeit verborgen stecke, die es aufzuheben die Mühe lohne? —

Und nun mußten es gerade meine, des rechtmäßigen Besitzers eigene Augen sein, die ungesucht entdeckten, was hundert suchenden entgangen war! —

Daß ich's für ein günstiges Zeichen bester Vorbedeutung für's Leben hielt, ist wohl verzeihlich. Wer glaubt nicht mehr und minder an omina!?

Ich hatte nichts Wichtigeres zu thun, als den Hauptbestandtheil der gedächtnißreichen Stein-Blüthe beim Juwelier wieder einfügen zu lassen, mit der dringenden Ermahnung, ihn fest zu machen für ewige Zeiten! —

„Jetzt hält er gewiß," versicherte Herr Schoppe, da er mir mein pensez zurückgab: „wenn Sie nicht mit gewaltigem Keulenschlage absichtlich die Fassung zerstören, den Stein verlieren Sie nicht mehr!" —

Wie rühmt' ich mich des wunderbaren Glücksfalles! Wer mir in den Weg lief mußte sich die Geschichte meiner Sontags-Brustnadel vorerzählen hören, bis auf die geringfügigsten Nebenumstände. Um wie Vieles besser ist der geehrte Leser daran, den ich schriftlich ungleich kürzer bedient habe . . ., wofern es ihm nicht auch so zu lang erschien?

Mein Wahlspruch lautete: Das Gedenkemein der Sontag ist mir auf so überraschende Weise neuerdings zugewendet worden, damit ich's treu bewahre bis zum Tode. Es bedeutet mir Glück!

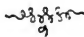
Wenige Tage später ward ich zum Diner bei Mama Beer eingeladen. Auch die Sontag war zugegen. Ob ich mich mit meinem Schmucke schmückte? Ob ich ihn gehörig bewundern ließ? Ob ich seine abenteuerlichen Geschicke umständlich erzählte? . . . O, das war prächtig!

Als ich spät Abends heimkam, als ich die Nadel in ihr mit Watte weich ausgepolstertes Bettlein zur Ruhe bringen wollte, da griff ich mit zitternden Fingern vergeblich am Hemdstreifen, der sie getragen, umher. Ich hatte diesmal nicht den Kelch der Blume, ich hatte die ganze Blume verloren. Und obgleich keine Bemühung, keine Ausgabe zur Wiedererlangung gespart wurde . . . nichts hat genutzt; sie war und blieb fort.

Ist da nicht die Frage gestattet: weshalb mußte das grausame Schicksal mir, zum Hohne, so unerwarteter Weise wieder zuwenden, was bereits aufgegeben war? Weshalb mich zweimal so bitter kränken? — Der „ehrliche Finder" versetzt darauf: „Je nun, weil mir die Nadel ohne ihren Topas auch nichts genützt hätte; wie sie jetzt ist, kann ich sie mit Anstand tragen." — Wohl bekomm's ihm!

Ueber den Beruf zum Theater.

(Mit einer Nachschrift vom Jahre 1870.)



Alexander Dumas, der Vater, deutet in seinen „causeries“ auf die ihm häufig zu Ohren kommende Aeußerung junger Leute hin: „Wenn ich nicht mehr weiß, was beginnen, so geh' ich zum Theater!“ Er thut, als ob er sich wundere, daß er in solchen Fällen niemals sagen höre: „so werde ich Maler — oder Bildhauer — oder Musiker!“ Oder was sonst! Immer nur Schauspieler? Und fügt dann gleich erläuternd hinzu: das ist aber sehr begreiflich; um irgend etwas Anderes werden wollen zu können, müßte man Vorstudien machen, arbeiten, fleißig sein. Und da dies nicht die Sache mißrathener fauler Schüler ist, so wenden sie sich dem Theater zu, weil sie dafür keine Kenntnisse nöthig wähnen.

Man braucht eben nicht A. Dumas, man braucht kein Pariser, und kein berühmter Schriftsteller zu sein; man braucht nur in größeren und kleineren Städten Deutschlands gelebt und mit der Bühne in näherer Verbindung gestanden zu haben, um durch ähnliche Erfahrungen auf ähnliche Betrachtungen geleitet worden zu sein.

Durch nichts wurden mir, der oft und lange über die

Schauspielkunst nachgedacht hat, die Gebrechen, welche mehr oder weniger unzertrennlich von ihr scheinen, deutlicher zum Bewußtsein gebracht, als durch die Möglichkeit, ohne Weiteres aus dem Parterre, oder vom „Gänsestall" auf die Bretter zu springen, und zu thun, als ob man dahin gehörte. Eine Möglichkeit, die wir häufig erfüllt, die wir sogar von vorübergehenden Erfolgen begleitet sehen. Nirgend lassen sich Armuth der Gesinnung, Flachheit der Ansichten, Unwissenheit und Trieb zum Müssiggang besser maskieren, als im gewöhnlichen Theaterschlendrian. Wer irgend passabel aussieht, einige hochklingende Redensarten aufgeschnappt hat, und ein so gefälliges Gedächtniß besitzt, daß er nach mehrmaligem flüchtigen Durchbuchstabieren seine Rolle dem Einbläser nachzuplärren vermag, der heißt „Schauspieler" und darf eines Jahrgehaltes sicher sein, wie wenige fleißige Beamte untergeordneter Sphäre ihn beziehen. Gesellt sich zu diesen Eigenschaften noch irgend eine körperlich hervorstechende, als: eine schöne Figur, ein wohlklingendes oder gar starkes Sprechorgan, feurige Lebendigkeit, angespornt von eitler Zuversicht und Keckheit, o! dann ist ein „Künstler" bald fertig, und es kostet ihn kaum die Hälfte seiner Gage, sich in zwanzig Blättern als solchen anpreisen zu lassen. Diese Aussicht mag denn freilich jene Gesellen anlocken, denen es niemals in den Sinn gekommen ist, sich unter dem Theater mehr zu

denken, als eine Ausstellung von Coulissen und Personen. Von solchen „Mimen,“ zu reisenden Truppen vereinigt, ist die Welt überschwemmt; auch bei größeren Anstalten haben sich ihrer gar Manche einzudrängen gewußt, in deren Geist und Gemüth keine Spur von höherer Weihe lebt; — von solchen kann nicht die Rede sein. Wir sprechen von Jünglingen und Mädchen, die aus ehrenwerthen, geachteten Familien stammend, ernst und tüchtig erzogen, plötzlich vom Taumel der Theatertollheit ergriffen, die Bühne ersteigen wollen, um auf den Brettern und im verworrenen Streben der Schauspielerei Beruhigung für ihre poetische Sehnsucht, Antwort auf ihre jugendlich-schwärmerischen Fragen, Erfüllung der bangen Ahnungen zu suchen, die das Herz bestürmen, quälen und — beseligen. Ich behaupte dreist: Jeder Mensch, den nur ein poetischer Blutstropfen durchrinnt, hat in früheren Lebensjahren wenigstens eine Nacht, einen Tag gehabt, wo der Wunsch, Darsteller großer Dichterwerke, wo die Neigung Schauspieler zu sein, als ferne dunkle Sehnsucht vor ihm aufstieg.

Mit lehrreicher Klarheit sagt der theaterkranke „Moriz,“ genannt: „Anton Reiser“ über sich selbst, von sich wie von einem Anderen sprechend: „Weil er von Kindheit an zu wenig eigene Existenz gehabt hatte, so zog ihn jedes Schicksal, das außer ihm war, desto stärker an. Daher schrieb sich ganz natürlich während

seiner Schuljahre die Wuth, Komödien zu lesen und zu sehen. Durch jedes fremde Schicksal fühlte er sich gleichsam sich selbst entrissen, und fand nun in Anderen erst die Lebensflamme wieder, die ihm selber durch den Druck von Außen beinahe erloschen war. Es war also kein echter Beruf, kein reiner Darstellungstrieb, der ihn anzog: denn ihm lag mehr daran, die Scenen des Lebens in sich, als außer sich darzustellen."

(In diesen wenigen Worten liegt, mit bewunderungswürdigem psychologischem Scharfsinn dargethan, die Auflösung des Räthsels, wie so häufig unbegründete Neigung zur Schauspielerei für wahren Beruf gehalten werden kann!)

„Er wollte," (fährt Moriz fort), „für sich das Alles haben, was die Kunst zum Opfer fordert. Um seinetwillen wollte er die Lebensscenen spielen; — sie zogen ihn nur an, weil er sich selbst darin gefiel, nicht weil ihm an ihrer treuen Darstellung Alles lag." —

Wir möchten behaupten, daß diese meisterhafte Schilderung anwendbar ist auf neun Zehntheile der jugendlichen Personen, die sich zeitweise danach sehnen Schauspieler werden zu dürfen. Bei Vielen währte diese Sehnsucht länger und schwebte ihnen vielleicht als wirkliches Ziel vor. Gehen wir mit unseren Erinnerungen ein halbes Jahrhundert zurück, so werden wir bestätigt finden, daß solche Jugendträume nur selten im Leben

nachwirkten, daß die Theaterlust verflog, wie die meisten Luftschlösser aufgeregter Phantasie. Denn damals war es fürwahr nichts Kleines, sich aus dem Schooße einer bürgerlich-geachteten Umgebung, aus dem Kreise der stillen Familie in die Arme Thalia's zu werfen, die bald wie eine eiserne Jungfrau verletzte, wen sie an sich drückte; bald wie eine sorglose Bacchantin ihr Opfer in den Strudel der Geringschätzung zog. Es war damals ein ungeheurer Schritt aus dem Publikum über die Lampen. Nur Verzweiflung, oder — unbesiegbare Begeisterung wagten ihn. Deshalb sah man auch neben entschiedener Meisterschaft furchtbare Zerrüttung, geniale Ausschweifung, und Diejenigen, welche der Fluch dieser letzteren traf, waren doch häufig interessante Persönlichkeiten. Den Uebergang von wahrhaft edlen Künstlern zu ruchlosen Kraftgenies bildeten handwerkstüchtige Mittelmäßigkeiten, die aber nicht von anderen Innungen ausgeworfen und weggewiesen, sondern gewöhnlich so zu sagen auf dem Theater geboren waren: die echten, rechten Schauspielerkinder. Sie hatten von der Mutterbrust her Tanzen, Fechten, Singen gelernt, wuchsen technisch gebildet heran. So gänzlich unberufene, ungeschickte, in jedem Sinne nichtige Darsteller, wie man sich jetzt überall gefallen läßt, wären dazumal nirgend geduldet worden. Es gab genug schlechte Schauspieler; doch es gab keine, die nicht wenigstens den Namen

Schauspieler verdient hätten, mochte noch so viel an ihnen zu tadeln sein. Welch' anderer Zustand der Bühne! Wo jetzt alltägliche Gemeinheit mit Anmaßung sich spreizt, waren damals wild=poetische Excentricität und zunftmäßig=dienender Gehorsam die Elemente, aus denen, von ehernen Schranken bürgerlicher Begrenzung umgeben, das wahre Talent sich entwickelte. Der Vater glaubte sich entehrt, Mutter und Geschwister vergossen glühende Thränen, wenn ein verlorenes Kind zum Theater ging. Der ärmste Bürgersmann lehnte sich gegen solche Schande auf. Ich mache selten meinen täglichen Spaziergang auf unserem Graezer Schloßberg (1859), ohne mit Rührung und Wehmuth daran zu denken, daß aus diesem kleinen Uhr=Thurme ein Knabe seinem Vater, dem kümmerlich lebenden Thurmwächter, bei Nacht und Nebel entrinnen, dem Bannstrahl elterlichen Fluches trotzen mußte, um dann als Brockmann=Hamlet den Deutschen, der Ersten Einer, Shakspeare's Herrlichkeit verkündigen zu dürfen. Heute? Wer erschrickt noch bei ähnlichen Fällen? Höchstens der Adel, — der „hohe" nämlich, — und vielleicht sehr vornehme Staatsbeamte. Auch das nicht aus tieferen Gründen; nur aus völlig äußerlichen, die sich ebenso geltend machen würden, wollte der Sohn Schuhmacher oder Tischler werden. Das Theater als solches erregt keinen Abscheu mehr. Das ist insofern ein günstiges Zeichen

der Zeit, weil sich dadurch manches ungerechte Vorurtheil beseitigt zeigt. Aber für das Gedeihen der Bühne selbst bleibt die scheinbare Rehabilitierung der Schauspieler-Ehre ein Unglück. Dieser Meinung bin ich schon als Jüngling, mitten in meinen heftigsten Theaterparoxismen gewesen; lange Erfahrung hat mich darin bestärkt, und von allen Widersprüchen, die ich lesen und hören mußte, hat keiner meine Ansicht erschüttert. Vielleicht stehe ich damit ganz vereinzelt da? Ebenso wie mit den hierhergehörigen Bemerkungen, die ich in dem Aufsatze „Ueber unsere heutigen Theaterzustände" aussprach. (Siehe: „Charpie.") Es kann dem Einzelnen nicht einfallen, sich der Zeit entgegenstellen zu wollen, in der Hoffnung, sie werde auf ihn achten; solcher Einfall, solche Hoffnung wären thöricht. Aber Einzelnen darf der Einzelne seine auf Beobachtung gegründeten Gedanken vorhalten.

Es ist nicht so leicht, darüber klar zu werden, wie weit die Bedenklichkeit über den Beruf zur Bühne gehen, und wo sie aufhören darf. Wo die Grenze ist, von der aus die Berechtigung beginnt? Wo die Mittel anfangen, die es gewissermaßen dem Begabten zur Pflicht machen, sie zu entfalten?

Nehmen wir, — um ja nicht durch Beispiele aus der Gegenwart nach dieser oder jener Seite hin zu verletzen, — nehmen wir an, die von uns Alten unvergessene,

in unserer Achtung und Liebe ewig-junge Sophie Müller wäre nicht die Tochter eines Mannheimer Acteurs, sondern eines frommen und würdigen Landpredigers Kind gewesen? Wenn sie nun zu einem häuslich-einfachen Leben angehalten, während ihrer ganzen Kindheit durchaus nichts vom Theater gehört und gesehen, dann aber zufällig als sechszehnjährige Jungfrau zur Anschauung eines wirksam dargestellten dramatischen Gedichtes gelangend, einen Blick in diese Zauberwelt gethan hätte? Läßt sich der Eindruck berechnen, den solch' gewaltsame Anregung auf das ihr mitgegebene, eingeborene Talent üben mußte? Lassen sich die Folgen desselben berechnen? Und hätte man das Mädchen geradezu verurtheilen können, wenn sie, vom „Wahnsinn" leichtsinniger Begeisterung erfaßt, ihren Eltern auf- und davongelaufen wäre, um das Gerüste zu erklimmen, von welchem herab sie die reine Fahne der Kunst schwingen sollte? Bei Sophie Müller waltete ein günstigeres Zusammentreffen vor, und sie hatte zu ihrem Glück nicht nöthig, die Bande der Familie gewaltsam zu zerreißen und dem Vaterhause zu entweichen, weil ihr Vaterhaus eben das Theater war. Aber es scheint mir doch frevelhaft, den Glauben an ähnliche entschieden ausgesprochene Vocationen auf ähnliches Zusammentreffen beschränken, und Allen die Pforten des Eingangs zur Bühne verschließen zu wollen,

weil Viele sich herandrängen, die kein Recht dazu haben.

Um nun aber zu erforschen, zu erkennen, ob dieses der Fall, muß es für die Jungfrau, für den Jüngling von Geist, Gefühl und Bildung einen Maßstab geben, sollte man meinen?

Ach nein, meines Wissens nicht. Ich wenigstens habe mich bis jetzt immer vergeblich danach umgesehen. Und was ich nun aus eigener Fabrik darbieten will, wird eben auch nur für ein mühsam ausgearbeitetes Werkzeug gelten dürfen, über dessen praktische Brauchbarkeit Andere erst entscheiden müssen.

Die Gaben, welche zum Berufe für's Theater gehören, lassen sich, vereinzelt hergezählt, freilich in langen Reihen nennen. Aber eine weitschweifige Betrachtung derselben kann niemals genügende Resultate liefern, weil einzelne Vorzüge an und für sich (sogar wo ihrer viele sich gesellen sollten) nichts bedeuten, ohne Darstellungsgabe. Wo diese jedoch recht mächtig und gewaltig ist, entschädigt sie nicht nur im Ganzen für manchen Mangel einzelner Vorzüge, sondern macht sogar offenbare Fehler erträglich, ja selbst angenehm; was sich am besten beweisen läßt durch den blinden Nachahmungstrieb, der hinter berühmten Künstlern stets eine Schaar von Nachtretern aufruft, ängstlich bemüht, Jene in ihren Mängeln und Gebrechen möglichst zu copieren.

Ebenso gewiß, als ein schönes sprechendes Auge, ein zierlicher ebenmäßiger Gliederbau, ein sonorer kräftiger Brustton dem talentvollen Darsteller feuriger, edler, heroischer Charaktere zum höchsten Vortheil gereichen, ebenso wenig werden sie genügen, dem Klotz Leben und Kunst zu verleihen, während hinwiederum der zur Darstellung wahrhaft Berufene, der jene anmuthigen Geschenke der Natur entbehrt, oftmals durch Geist und Kunst zu ersetzen vermag, was ihm da fehlt. Die Betrachtung solcher persönlichen Vorzüge oder Mängel gehört also recht eigentlich dahin, wo man die Darstellungen eines Künstlers beurtheilen und ein erschöpfendes Bild geben will, wie sich seine Intentionen zur Ausführung verhalten. Wir halten uns an das belebende und leitende Prinzip, aus welchem körperliche Mittel erst beseelt und vergeistigt werden müssen; jene Mittel, über deren Vorhandensein ohnedies kein Zweifel obwalten kann, weil sie gleich in's Auge und Ohr fallen.

Ich nehme drei Grade im Berufe für's Theater an: erstens Anlage; — zweitens Talent; — drittens Genie.

Ohne Anlage sind wohl die wenigsten jungen Leute besseren Schlages, welche sich der Bühne zu widmen wünschen, weil aus deren Regungen und Kennzeichen eben die Lust an der Sache hervorzugehen pflegt. Ueber diese Anlage ist es auch am leichtesten sich, wie Andere,

zu täuschen. Denn, da sie in zwei Unterabtheilungen zerfällt: in Naturell und Geschick, so mögen wohl Manche, sobald sich eins von diesen beiden offenbart, auf den Irrwahn gerathen, dies eine sei schon Anlage zu nennen. Das ist aber grundfalsch. Denn beide müssen sich gegenseitig durchdringen und ergänzen, wenn für dramatische Anschauung etwas nur Genügendes daraus hervorgehen soll.

Geschick ist vielleicht weiter gar nichts, als das Vermögen, sich herkömmliche Formen anzueignen, erträglich nachzuahmen, was man von Anderen gesehen hat, und möglichst zu vermeiden, was Anstoß geben und unschicklich erscheinen könnte, oder ungeschickt. Dieses Geschick ist es, welches in den Stand setzt, Masken, hervorstechende Charaktere aus dem Leben oder von der Bühne zu copieren und äußerlich getreu wiederzugeben. Man blendet durch Kunststücke des Geschicks, wenn sie bis zur Virtuosität ausgebildet wurden, sehr oft die Schaar Derjenigen, die nicht tiefer nachgedacht haben über Würde und Bedeutung dramatischer Kunst. Ja, das Geschick gilt häufig für Talent, und mancher vielgepriesene Schauspieler führt die Masse durch solche Täuschungen irre. Es ist aber die niedrigste Gabe der Natur, und auf die Länge reicht, wer keine höhere daneben besitzt, gewiß nicht damit aus. Früher oder später wird sein Vorrath von Copieen erschöpft, nicht mehr anwendbar. Dann ist der

geschickteste Nachahmer verloren, wenn er nicht Naturell hat.

Unter Naturell werden hier nicht etwa nur die körperlichen Annehmlichkeiten und Vorzüge begriffen, von denen wir oben geredet. Es bezieht sich dieser Ausdruck auf die Fähigkeit, Charaktere von leichter Zeichnung im Innern zu erfassen und sie durch Darstellung nach außen zu versinnlichen; so zwar, daß der Schauspieler die Schöpfung des Dichters in sich aufnimmt und sie zum zweiten Male erzeugt, wiedergebiert (reproduziert), indem er sie an sich selbst lebendig macht. Denn dadurch soll sich der Schauspieler von den übrigen fühlenden und denkenden Freunden der Poesie unterscheiden, daß die Figuren, die der Leser in sich aufnimmt, aus ihm wieder hervortreten, und von seiner Phantasie versinnlicht und getragen, sich an ihm selbst nach außen gestalten.

Wo nun also ein doppeltes Naturell, bestehend aus entsprechenden Körper- und zur Darstellung hinneigenden Geistes-Gaben vorhanden ist, da wird — sogar wenn anfänglich das Geschick fehlen sollte — ein aufmerksamer fleißiger Schüler sich sehr bald das Fehlende zu erwerben wissen. Und es wird also ein sinniger Anfänger, wofern er nur entschiedenes Bühnen-Naturell hat, weit eher zu guten Erwartungen, auch ohne angeborenes Geschick, berechtigt sein, als jener gewandte

Nachahmer, dessen ganzer Reichthum im Geschick besteht. Er wird oft gegen das Herkommen verstoßen, sich schwer in gewisse Formen finden, sich eckig zeigen, oft in der Wahl einer Maske unglücklich sein, dafür jedoch durch geistige Blitze entschädigen, deren ein gutes Naturell nie entbehrt. Der Andere, nur mit Geschick Begabte wird hinwiederum den oben bezeichneten Pfad betreten, und die Kenner ebenso wenig befriedigen, als die Menge jemals erschüttern, rühren, oder im edleren Sinne des Wortes enthusiasmieren. Leider sind die auf Liebhaber=theatern bewunderten Dilettanten meist von dieser Art. Diese Leute bilden ihr untergeordnetes Geschick nicht einmal so weit aus, sich im Leben nach Originalen umzuthun, die sie etwa copieren möchten? Sie begnügen sich, die beliebtesten Schauspieler nachzuahmen, so daß solche oft nur allzugenaue Nachzeichnung dritter und vierter Hand auch noch die letzten Spuren von Wahr=heit und Natur einbüßt. Sie werden auf ihrem Schau=platze vergöttert, dünken sich Meister, vernachlässigen ihre anderweitigen Geschäfte, gerathen in Verlegenheiten, wohl gar in Noth und müssen dann als Broterwerb fortsetzen, was sie aus baarer Eitelkeit zum Vergnügen begannen. Wie vielen schlechten, dürftigen Schauspie=lern bin ich begegnet, die „Collecte machend" ihre „Con=cordien, Thalieen, Euterpen, Polyhymnien, Uranien," und wie jene Anstalten heißen mögen, weidlich ver=

wünschten! Dahin kann großes Geschick sogar führen, wenn es nicht durch wahres Naturell kräftig gehoben wird, um sich bis zur Anlage zu steigern.

Ob ein junger Mensch, ein junges Mädchen, weil sie im unbestreitbaren Besitz dieser Anlage zur Darstellung sind, ihre früheren Verhältnisse gegen neue austauschen sollen, wo selbst unter Blumen so viele Schlangen lauern? Das läßt sich so im Allgemeinen nicht beantworten. Ich würde, den Erfahrungen eines langen Lebens zufolge, immer Nein! und wieder Nein! sagen; hauptsächlich deshalb, weil eine recht entscheidende Probe eben nur durch öffentliche Auftritte anzustellen, durch diese aber schon der Schritt in eine Welt außerhalb der gewöhnlichen Welt gethan ist, welcher sich dann, trotz früher Reue, kaum mehr zurückthun läßt. Mag ich mein Gedächtniß anstrengen, wie ich will, mir sind unter unzähligen Fällen dieser Art, die in meiner Erinnerung aufleben, nur sehr wenige bekannt, wo ein Rückschritt entschieden gelang. Ja, eigentlich besinne ich mich nur auf ein Beispiel. Dieses ist denn allerdings ein so auffallendes, daß ich es anführen will, obgleich es gegen mein obiges Nein spricht. Einer unserer Jugendgenossen, ein in jeder Beziehung bedeutender Mensch, bekam plötzlich den Theaterraptus. Er betrat, ich denke ein Jahr vor mir, die Breslauer Bühne und zog sich am ersten Abend — o, ich sehe ihn noch! —

als Vilaky in Körner's „Zriny," wie ein gebildeter junger Mann, ganz leidlich aus der Affaire. Doch entwickelte er späterhin keine ausgesprochene Anlage, sah bald ein, daß auch er seine Neigung irrthümlich für Beruf gehalten, und wurde der ihm drückenden Existenz überdrüssig. Er bezog wieder die Universität, wo er als Burschenschafter eine ungleich wichtigere Rolle spielte, als ihm als Schauspieler jemals zugefallen sein dürfte. Sein, wenn ich nicht irre, in's Jahr 1822 fallendes Abschieds-Comitat war eins der feierlichsten und großartigsten, dessen die „Viadrina" sich seit ihrer Stiftung erfreut haben mag. Nun denn, diesen ehemaligen Schauspieler habe ich ein Vierteljahrhundert später als wohlehrwürdigen Geistlichen und Seelsorger wiedergefunden; aus dem talentlosen Theater-Eleven war ein berühmter Kanzelredner geworden. Ich fürchte, die meisten meiner Leser werden nicht im Stande sein, es mir auch nur mit einer einzigen solchen Ausnahme gleich zu thun, während sie um Beispiele für die Regel so wenig verlegen sind, wie ich.

Deshalb kann Derjenige, welcher Schauspieler zu werden gedenkt, sich vorher nicht strenge genug prüfen. Der aufrichtigen, unbestochenen, von keiner eitlen und absichtlichen Täuschung verblendeten Selbstkritik mag es leichter werden, zum Bewußtsein hinsichtlich der Fähigkeit zu gelangen, als den zu Rathe gezogenen Freunden,

die bei solchen Proben oft in peinliche Verlegenheit kommen. Auch weisen vereinzelte Proben selten etwas Genügendes nach. Der Irrthum besteht gewöhnlich darin, daß die jungen Leute über nichts im Reinen sind, als über ihren Entschluß. Von Anforderungen an sich selbst, von der bescheidenen Abwägung ihrer Mittel und Kräfte, von der nothwendigen Rechenschaft, die sie vor ihrem inneren Richter abzulegen hätten, vermögen sie nichts zu sagen, weil sie überhaupt nicht gelernt haben klar zu denken. Sie memorieren Lieblingsrollen mit allen Fehlern, die der Schauspieler, der sie ihnen vorführte, hineingelegt hat. Sie stellen sich vor den Spiegel, üben einige Gesten und Bewegungen, und wenn sie bemerken, daß sie sich nicht übel ausnehmen, so meinen sie, die Hauptsache sei gethan, und die Prüfung könne gewagt werden. Dann reicht, nach so leichtsinnigem Selbstbetrug, der innere Vorrath nicht lange aus, und es bleibt bei diesen dürftigen Aeußerlichkeiten, welche die Mängel eines ersten Auftretens vielleicht zudecken, aber eines lang hinsiechenden Schauspielerthums Armuth nicht zu bereichern vermögen.

Wer sich dagegen recht aufmerksam beobachtet, seine Individualität sammt all' ihren Besonderheiten, Hindernissen und Vorzügen als Objekt zu erfassen, zu betrachten sich bestrebt, und dann in die innersten Tiefen seines Selbst geht, um nachzuforschen, ob die Gedanken und

Gefühle, die dort walten, mächtig genug sein werden, jenen äußeren Menschen zu durchdringen und ihm die Macht des Wortes, die Kraft des Ausdrucks, die Gewalt der Ueberzeugung mitzutheilen, der muß sich allein am Besten sagen können, ob er zum Schauspieler geboren sei. Täuschen wird sich nur die untergeordnete, in Zweifel stehende, durch Eitelkeit aufgeblähte Anlage. Mit zuversichtlicher Ueberzeugung sprechen aber, den Fragenden erheben und stärken wird in solcher Selbstberathung, vorausgesetzt daß sie würdig vorbereitet wurde, das wahre Talent.

Zum Talente gehören natürlich auch die als Unterabtheilungen der Anlage genannten Eigenschaften: Geschick und Naturell, welche immer vorhanden sein müssen. Aber zwei höhere Potenzen schließen sich hier an. Sie heißen Einsicht und Bewußtsein. Beide könnte man vornehmer, anders benennen, und die erstere „Intelligenz, poetische Ahnung," — in manchen Fällen „Instinkt" taufen. Bewußtsein aber steht für: Selbstkritik, Klarheit des Wollens, Denkvermögen, Benützung des Erfahrenen. Aus diesen Eigenschaften, getragen von der Anlage als Grundbedingung, componiert sich erst, was wir im edleren Sinne des Wortes Talent nennen. Denn so herrlich die Einsicht in das Wesen des darzustellenden Charakters ist, so macht sie doch noch lange nicht den Schauspieler; wie viel weniger den

talentvollen. Jeder gebildete Mensch wird sich ihrer mehr oder minder rühmen können. Was jedoch nicht genügt, den Schauspieler zu machen, kann ihn erheben, veredeln. Und was ohne Anlage keinen Boden in der Realität fände, ist geeignet die Anlage zu idealisieren, sie zum Talente zu steigern. Um mit Recht ein Schauspielertalent genannt zu werden, muß man nicht blos die Fähigkeit besitzen, poetische und charakteristische Züge seiner Rolle zu ergreifen und sie wiederzugeben; man muß neben dieser intelligenten Anschauung eine poetische Ahnung haben — (bei manchen geistig-beschränkten, doch bisweilen siegreichen Talenten dürfen wir dies „Kunstinstinkt" nennen) —, um zu fühlen, was dem eigenen Vermögen zusagt, und wohin es sich richten soll, um der Vervollkommnung entgegenzuschreiten. Es ist das Talent, welches sich selbst die Grenzen vorzeichnet. Es ist das Talent, welches sie nach und nach besonnen zu erweitern versucht, je nachdem seine Kräfte ausreichen. Es ist das Talent, welches auffaßt, durcharbeitet, reproduciert, den Dichter lebendig macht, indem es der schwarzen Schrift Farbe, dem verborgenen Gedanken Licht, dem kalten Wort Wärme giebt. Es ist das Talent, welches immer neu und frisch, alten Dichtungen jugendliches Leben einhaucht, unbemerkte Schönheiten entdeckt, ohne zu grübeln und zu klügeln, und ohne gar nach jenen niedrigen und widrigen Blende-

künsteleien zu greifen, die in grell aufgetragenen Schminken, karrikirt-unmöglichen Perrücken, verzerrten Gesichtsmasken, krüppelhaften Geberden und quäkenden Stimmverstellungen bestehen. Es ist das Talent, welches, durch die von Innen quellende Darstellungsgabe, den äußeren Menschen so zu beseelen weiß, daß er in anderen Rollen ein Anderer scheint, und doch niemals armseliger Hilfsmittel bedarf, die den Schauspieler zu einer buntbeflecksten, einherstolzierenden Coulisse herabwürdigen. Es ist das Talent, von der Einsicht geleitet, vom Bewußtsein beherrscht.

Dem Bewußtsein ist es vorbehalten, über all' jenen Kräften zu schweben, gleich dem Geiste über den Wassern. Es giebt Rechenschaft von dem, was Meister Vorzügliches erreicht, und wie sie es erreicht haben. Es stellt die Bedingungen fest, unter denen es erlaubt wäre zu entlehnen, zu übertragen, fremde Schöpfungen sich zu assimilieren. Es leitet die Hilfsstudien, ordnet sie an, lehrt sie für den Hauptzweck, für die Bühne nutzbar verwenden. Es regelt die allzuweit ausschweifende Phantasie und führt sie in die Bahn der Natur und Wahrheit zurück; es enttäuscht auch das von allzulautem Beifall berauschte Talent über seine Irrthümer, und bestraft durch eigenes Mißbehagen, was ein irregeleitetes, hingerissenes Publikum vielleicht belobte. Der Schauspieler von gutem Naturell, geübtem Geschick,

klarer Einsicht verdient erst dann den oft mißbrauchten Beinamen „Ein Talent," wenn er sich auch vollen Bewußtseins erfreut, dessen was er will und ausführt.

Ich überlasse dem Leser die Entscheidung, ob wir Ueberfluß an Talenten haben?

Das Talent kann erfreuen, — es kann sogar entzücken, es kann uns die edelsten Genüsse gewähren; besonders wenn es im Verein mit mehreren seiner Art in einem diskreten Zusammenspiele wirkt. Doch läßt es sich beschreiben, analysieren, seine Verdienste lassen sich nachweisen, und es wird mit seinem Bewußtsein nicht über das Bewußtwerden einer reinen, geistvollen Kritik hinausreichen, die außer ihm stehend, all' seine Wirkungen auf ihre Intentionen zurückführen kann.

Anders verhält es sich mit dem Genie. Diese Bezeichnung wird fast noch mehr gemißbraucht, als die vorhergehende. Wo man: ungeordnete Anlage, wildes Naturell, oder gar unverschämtes Geschick sagen sollte, sagt man gedankenlos allzuoft „Genie," und entweiht so das Größte, Seltenste, was nur einigen Auserwählten gegeben ward: Hörer und Schauer zu beseligen; was über dem erklärenden Urtheil, über dem Lob wie dem Tadel steht. Wie das wahre Talent nur auf der Basis der Anlage, so kann das wahre Genie sich nur auf der Basis des reichsten Talentes entwickeln. Naturell, Geschick, Einsicht, Bewußtsein dürfen nicht fehlen,

damit aus ihnen die Begeisterung emporsteige, und mit Seraphsflügeln unsere Herzen nach dem unbekannten Lande hintrage, worin sie heimisch ist.

Begeisterung eines reichbegabten Schauspielers spendet empfänglichen Gemüthern den größten vergeistigten Genuß, dessen der Mensch überhaupt fähig ist. Da steht nicht mehr das Bewußtsein über seiner Schöpfung, da ist es so fest mit ihm verschmolzen, er ist so tief davon durchdrungen, daß er sich ohne Gefahr dem Momente anvertrauen darf. Und da tönt Begeisterung aus einer vollen Seele; da reißt sie ihn zum Kühnsten fort; da stürmt sie mit ihm durch alle Gipfel und Abgründe der Leidenschaft, der Wonne wie der Verzweiflung, der tragischen Raserei, oder des humoristischen Uebermuthes. Er hat es nicht vorher berechnet, wie er wirken will; der Augenblick schafft; ihm darf er vertrauen. Da werden jene Erscheinungen geboren, die der berichtende Kritiker eben auch nur begeistert andeuten, die er nicht messen kann, weil jeder Maßstab für das Außerordentliche fehlt.

Wie es für die Leistungen des wahren Genies keine recensierenden Belehrungen giebt, sondern nur nachhinkende Beschreibungen, so bedarf es auch weder des Aufrufs noch der zurückschreckenden Warnung für Diejenigen, denen der Götterfunke innewohnt. Es gehört mit zum Wesen des Genies, daß es sich in begeisterter

Kühnheit Bahn breche. Wie und wo? Das ist seine Sache.

Und nun wollen wir noch einmal übersichtlich zusammenstellen, was wir anzudeuten versucht haben. Man lächle immerhin ein bischen spöttisch über meinen tabellarischen Pedantismus. Ich denke, die Kunst des Schauspielers ist so regellos, und es läßt sich so wenig Folgerechtes, was zugleich praktisch wäre, darüber auffinden, daß wohlmeinende und ernsthaft gesinnte Theaterfreunde mein systematisches Bestreben nachsichtig anerkennen werden.

Wir nahmen an:

1. Anlage.	2. Talent.	3. Genie.	
a) Naturell.	a) Naturell.	a) Naturell.	e) Begeisterung.
b) Geschick.	b) Geschick.	b) Geschick.	
	c) Einsicht.	c) Einsicht.	
	d) Bewußtsein.	d) Bewußtsein.	

Man wird uns hoffentlich nicht so mißverstehen, als ob wir nach diesen Klassen alle Eigenthümlichkeiten absondern und jede einzelne in eine derselben einzwängen wollten? Das wäre wohl sehr engherzig, ja sogar albern. Denn der Abstufungen von einem Grade in den anderen giebt es so unendlich viele, und selbst wieder an einzelnen Individualitäten so schwer zu bezeichnende, daß die scharfe Sonderung nur in der Theorie möglich, in der Praxis jedoch nach Umständen zu modificieren ist.

Wie einseitig wäre es zum Beispiel, körperlich nur sparsam ausgestatteten und durch Manches beschränkten Personen den Rang des Genies abzusprechen, den sie bisweilen wirklich einnehmen. Wo die Natur viel verweigerte, wo der Schauspieler viel machen muß, wird er aus einem Reproducenten fast ein Regenerator. Er giebt nicht mehr wieder; er schafft; er umschafft sich selbst. Man denke an Pius Alexander Wolff, den Liebling Goethe's, in heroischen — an Iffland, den oft geschmähten nieersetzten Meister in hochtragischen Rollen! Was hatten sie nicht nur zu thun, was hatten sie auch zu meiden, um auf der Höhe ihres Ruhmes zu bleiben, Jener seiner physischen Schwäche, Dieser seiner widerstrebenden Persönlichkeit zum Trotz. Und dennoch werden wir den König Johann, den standhaften Prinzen, den König Lear und Tell, welche sie uns gaben, stets in dankbarer Seele bewahren. Schröder, der physisch reicher Begabte, tadelt aber deswegen auch die Schauspieler, die den Dichter zu überbieten wähnen. Er sagt, der Darsteller habe vollauf zu thun, wenn er auch nur dem geringsten dramatischen Schriftsteller völlig genügen wolle. Aus seinem natürlichen Reichthum entsprang solche scheinbare Bescheidenheit, in der jedoch, wenn auch verhüllt, die eigentlich ganz richtige Ansicht liegt, daß für gewisse Rollen ganz bestimmt ausgesprochene Persönlichkeiten nothwendig und unentbehr-

lich seien. Es ist oft ein Zweck der Tragödie, große, gewaltige Naturen im Conflict mit ihren Leidenschaften, mit der Umgebung, den Verhältnissen überhaupt darzustellen und die Nothwendigkeit ihres Untergangs uns zu veranschaulichen. Zu solchen Kämpfen gehören denn auch die äußerlichen Haupteigenschaften, die wir gewaltigen Helden beizulegen gewohnt sind; und nimmer wird man mich überreden, daß ein zarter Schwächling mit weicher Stimme als Othello, oder gar als Coriolan genügen könne, sollte er auch sonst der berufenste Darsteller sein. Manche große Bühnenkünstler sind dies nur dadurch, daß sie niemals aufhören, ihre äußeren Mittel bewußtvoll und einsichtig zu beherrschen. Ihr Instinkt sagt ihnen, daß sie der Begeisterung nicht den Zügel schießen lassen dürfen, weil sie sonst in Gefahr gerathen, unschön zu werden. In so schwankenden Kreisen berühren sich Talent und Genie. Bisweilen wird Eines aus Beiden; dann wieder trennen sie sich scharf, und diese Trennung zu beleuchten, wäre mir ein erwünschtes Bemühen, müßt' ich nicht besorgen, schon zu breit geworden zu sein.

Ich wollte vom Berufe für's Theater reden, und bin auf Genie und Talent gekommen. Als ob sich's darum handelte, wenn heutzutage „schmucker Leute Kinder" anklopfen und mit den Worten bei dir eintreten: „Ich

bin entschlossen, mich der Bühne zu widmen, und wollte mir die Freiheit nehmen, Sie zu fragen ..." u. s. w.

Ist man doch froh, wenn sie ungeziert und natürlich reden; wenn sie nicht schon, sich spreizend und manierierend, einen sich spreizenden Coulissenreißer, oder eine manierierte Kokette nachäffen in Wort und Geberde. — Wer häufig der Ehre theilhaftig wurde, solche Besuche zu empfangen, dem soll das letzte Restchen Lust am Theater wohl gründlich verleidet worden sein.

Als ich obigen Aufsatz niederschrieb, und späterhin jenen andern „Ueber unser heutiges Theaterwesen" (siehe: Charpie, I. Theil, pag. 185 ꝛc.), hätte ich nicht geahnet, daß ich noch die Zeit barbarischer Verwilderung, welche über die letzten Reste dramatischer Darstellungskunst und theatralischen Bestrebens hereingebrochen ist, erleben sollte ... Dank sei's einem hohen Parlamente!

Zwar schlimm genug war's schon lange bestellt gewesen; doch immer noch nicht so schlimm, daß alle Hoffnung auf mögliche Regeneration hätte unterdrückt werden müssen. Daher jene bescheidenen, aus vieljähriger Beobachtung und Erfahrung entstandenen Vorschläge, die ich zu machen wagte, und die hauptsächlich auf Verminderung der Concessionen für kleinere und mittlere

Theater-Unternehmungen hinwiesen. Nun, darauf ist mir ausgiebige Antwort ertheilt worden, durch das in allen Zeitungen mit Jubel begrüßte Gesetz, welches denn auch in diesem Gebiete vollständige Gewerbefreiheit proklamiert; Aufhebung des drückenden Zunftzwanges! Freiheit, Freiheit nach allen Richtungen hin!

Mit diesem Gesetze ist offiziell durch die erwählten Vertreter des ganzen Landes ausgesprochen, daß es keine dramatische Kunst mehr geben, daß sie von Staatswegen nicht mehr gelten soll; daß sogar der Name „Kunstanstalt" verpönt bleibe; daß von nun Jedweder berufen und berechtiget sei „Schauspieldirector" zu werden, der etwa berechtiget wäre ein Cigarrengeschäft, eine Bierstube, einen Schnapsladen zu eröffnen.

Das ist Concurrenz! belehren uns die Herren Gesetzgeber. Concurrenz, wie sie in allen Gebieten der freien Kunst, auch der Wissenschaft, vorherrscht; vorherrschen muß. Bei ihr, durch sie kann die Welt nur gewinnen.

O, meine Herren, Sie vergessen einen Umstand! In Ihren Augen einen gewiß unwichtigen; in meinen Augen, sowie in denen mancher ehrlichen, denkenden Theaterfreunde, den wichtigsten: daß die Schauspielkunst eben mit keiner andern, als da sind: Skulptur, Malerei, Musik, Poesie, verglichen werden darf. Und dies aus einem höchst einfachen, so nahe liegenden, Ihren Blicken unbegreiflicher Weise dennoch entgangenem Grunde:

Zur Produktion jedweden andern, selbstständigen, fertigen Kunst-Werkes ist nur ein Mensch erforderlich, der es liefert. Die Statue, das Oelbild, der Kupferstich, die Symphonie, das Epos, gehen aus dem Geiste, aus dem Talente, aus den Händen eines Meisters hervor; und ob die Schöpfung dem Schöpfer den Namen Meister erringen wird, muß sich aus dem öffentlichen Urtheil erweisen ... wo nicht heute, doch künftig einmal. Kunstwerk und Künstler ... jenes legt sprechendes Zeugniß ab, bleibendes, von dem was dieser, ohne Beihilfe, vielleicht in ungestörter Einsamkeit, ausgeführt, vollendet hat. Jedweder Künstler, auf sich und seine Fähigkeiten angewiesen, hat einzustehen für Alles, was ihm mißlang, hat Lohn und Lob zu fordern für das, was ihm, einzig und allein ihm, gut gerathen ist. Es wäre Unsinn, diese Freiheit beschränken, die Erlaubniß zur Ausübung eigener Talente irgend welchem Individuum vorenthalten zu wollen.

Aber, meine Herren — (ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht in den parlamentarischen Ton fallen, und die vier beliebten Flicksilben „meine Herren" auch benützen dürfte?) — ist es wirklich wahr? Pflegen Sie so wenig nachzudenken über die Gegenstände Ihrer Discussionen, daß Sie den Unterschied vergessen konnten, der stattfindet zwischen der (wir wollen, um zunächst bei unserm Gegenstande zu bleiben, ... wir wollen sagen zwischen

der) Dichtung und zwischen der Darstellung eines Drama's? —

Da sitzt der Poet, in düstere oder lächelnde Träume versunken, und lauscht, die Feder in der Hand, auf Eingebungen von Oben. Was er gesehen, gehört, durchlebt; was er aus bewegter Welt empfangen, hat er heim getragen in sein stilles Stübchen, dessen ruhige Abgeschiedenheit ihm nicht tief genug sein kann. Abgeschlossen, so weit nur möglich, gegen jedes Geräusch, gegen jede Störung des von Außen drohenden Lebens, sucht er sich zu isolieren von allen Zerstreuungen. Die Lampe brennt matt, ... tausend Bilder schweben in ihrem Schimmer um ihn her ... des Dichters ganze Seele hängt am noch nicht geborenen Kinde seiner Lust, seiner Schmerzen; er widmet ihm Tage und Nächte; es wird ihm zum Mittelpunkte eigenen Daseins. Wochen, Monate verrinnen ... das Kind zeigt Leben, verheißt Gedeihen, mit Hymnen freudiger Hoffnung, die er ihm als Wiegenlieder vorsingt, drückt er es endlich liebevoll an's Herz, von dem es sich abgelöset, und mit heißen Segenswünschen sendet er's hinaus, daß es lebe, oder sterbe!?

In wessen Hände kommt es nun? Begnügt sich der Vater etwa mit aufmerksamen Lesern, die voll Pietät den Erstling schonend aufnehmen möchten? Ei behüte, dazu ist das Kind nicht bestimmt: es soll kämpfen, um

den Preis werben, Sieg erringen, soll die ihm einwohnende Kraft erproben vor großen Hörerkreisen. Die Gestalten schaffender Phantasie sollen aus dem Reiche einsamer Dichtung auf den Schauplatz der weiten Welt hinaus treten, sollen in Fleisch und Blut übergehen! Ja, die Schauspieler und ihre Kunst haben dieses Wunder, Reproduction genannt, an ihm zu vollziehen.

Die Schauspieler, meine Herren! Verstehen Sie wohl, meine Herren? Vielfache Zahl, meine Herren! Da ist nicht die Rede von Einem verständigen, wohlgesinnten, fleißigen, gefühlvollen Künstler, der sich zum Pflegevater eignen würde. Da lauern viele, viele, mitunter unberufene, talentlose, ungeschickte, faule Darsteller auf ein neues Stück, um es in Stücke zu zerreißen; um Kindesmord an ihm zu begehen. Viel Köpfe, viel Sinne! Gemeinsames Wirken fordert strenges Regiment, festen Zusammenhalt, dauernde Gemeinschaft, gehorsame Unterordnung.. Einzelne Widersprüche müssen schweigen, eigensinnige Willkür muß sich fügen; es braucht Zeit, bis sich so verschiedenartige Elemente zur Harmonie verschmelzen lernen. Harmonie aber ist das Hauptbedürfniß, wo es nur dieses eine Mittel giebt, ein Ganzes zu erzielen. Was der Dichter allein ersann, das soll von Vielen lebendig gemacht werden. So viele Personen er citiert, so viele Menschen sind erforderlich um das Kunstwerk zur Anschauung

zu bringen. Und jeder Einzelne, der ungehorsam, für sich allein aus dem Rahmen weichen will, zerstört die Einheit des Bildes. Weil die Schauspielkunst unausführbar ist, ohne Vereinigung gesonderter Kräfte und Personen, ohne förmliches Aufgehen einer Persönlichkeit in die andere; ohne sorgfältiges Nachgeben, und ohne gehorsame Entsagung ... deshalb ist sie mit keiner andern Kunst zu vergleichen. Deshalb auch kann nur Gleichgiltigkeit gegen Aufrechthaltung ihrer Würde ... oder komplette Nichtkenntniß ihres Wesens, dahin führen, daß man denselben Maßstab an sie legt, der für andere Künste gilt, die abgesondert, selbstständig, unbehindert durch Eingriffe der Nebenkünstler, zu schaffen vermögen. Deshalb auch haben ganz ehrenwerthe Aesthetiker Zweifel erhoben wider die Existenz einer Schauspiel-Kunst im eigentlichsten Sinne, und haben, skeptisch allerdings, doch nicht ganz unberechtiget, die Vergänglichkeit der an den Moment gebundenen, nicht festzuhaltenden Leistung des Acteurs dabei hervorgehoben.

Es mag etwas Wahres darin sein, indem es einzelne Künstler betrifft. Denn was haben wir von Fleck, Iffland, Schröder, Ludwig Devrient, Sophie Müller, Amalie Wolff, noch aufzuweisen als Nachklänge täglich mehr verstummender Erinnerungen? Ihre Kunstwerke liegen mit ihnen im Sarge, und selbst die Mitlebenden wissen nicht mehr zu sondern in ihrem durch Alter

geschwächten Gedächtnisse, was von jenen großen Erfolgen einzig den Verstorbenen, was vielleicht doch auch ihren (nun auch verstorbenen) Mitspielern, . . . was dem „Ensemble“ um sie her zu Gute kam. Leider ist es so, und weil es so ist, hätte jeder Theaterfreund, dem noch am Gedeihen dramatischer Kunst etwas liegt, die Pflicht, für jenes Ensemble gerade zu wirken, so weit seine Wirkungskraft reicht.

Was nur erstrebt werden kann im gemeinsamen Zusammenhalten; ein Kunstgebild, welches überhaupt nur denkbar ist, wenn Mehrere im Vereine es gestalten, das dürfte man nicht leichtsinnig modernen Prinzipien und politisierenden Parteistreitigkeiten zum Opfer bringen. Die Freigebung der Concessionen, die daraus folgerecht entspringende Vermehrung wilder Banden, aus zuchtlosen, unberufenen Stümpern zusammengeworben, muß besser organisierten Bühnen den Untergang bereiten; muß das letzte Bischen Respekt und Achtung vor theatralischen Aufführungen vollends ertödten.

Niedrige Eintrittspreise füllen allerdings im ersten Anlaufe leicht die leeren Räume. Es zeigt sich aber schon jetzt, daß solche Unternehmungen nicht bestehen können, sogar bei geringsten Gagen nicht. Den von früher bestehenden, wenigstens anständig, wenn gleich nothdürftig gehaltenen Bühnen, werden durch diese über Nacht pilzartig aufgeschossenen Entreprisen die Ein=

nahmen noch mehr geschmälert, und die neuen, entschieden schlechten, gehen wie Eintagsfliegen zu Grunde. Das ist der ganze Gewinn aus dieser entsetzlich genialen Concurrenz-Theorie. — Auch gut. Wenigstens wissen wir woran wir sind, und brauchen uns keinen Zwang mehr aufzulegen, mit leeren Phrasen von Volksbildung durch poetisch-veredelnde Darstellungen. Gerade heraus mit der Sprache: Gewerbe, Geschäft, Tanzsaal mit Cancan, Kneipen- und andere Wirthschaft! Schauspiel-Direktoren und sogenannte „Wirthschaftshalter" werden auf eine Stufe, in einen Rang gestellt. Beiden eröffnet sich ein gleiches Ziel. Die Sommertheater, Arenen, oder wie der Jammer hieß, waren schon ein hübscher Anfang. Jetzt sind wir mitten drin; die Musen wurden Kellnerinnen . . . diesmal durch feierlichen Parlaments-Beschluß.

Es ist längst anerkannt gewesen, daß auch gebildete, sonst recht kluge Menschen, eine Art von Freibrief besitzen, dummes Zeug zu schwätzen, wenn sie über's Theater sprechen. Diejenigen aber, welche in unsern Tagen behaupten wollen, daß die Eröffnung unbegrenzter Concurrenz für Bühnen-Unternehmungen dem Gedeihen der Schauspielkunst Vortheil bringen könnte, scheinen mir denn doch jenen Freibrief arg zu mißbrauchen, und die ihnen stillschweigend gegönnte Erlaubniß weit zu überschreiten. Was man gar von Rednern und

Journalisten halten soll, die aus den Mistbeeten der von zusammengelaufenen, jeglicher Schule und Zucht entbehrenden Truppen große Theaterdichter hervorzuzaubern wähnen ... das läßt sich schwer in Worte fassen, will man sich nicht Injurien-Prozessen aussetzen. Die Sache liegt doch so klar und einfach vor jedes verständigen Beurtheilers Augen. Je mehr neue Theater und Theaterchen auf Spekulation entstehen, desto mehr Schauspieler sind erforderlich, auf deren Brettern ihr Wesen und Unwesen zu treiben. Wo kommen diese Schauspieler so plötzlich her? Fragen wir nur nach, wo sie ihren Eltern, Erziehern, Vormündern, Lehrherrn entlaufen sind? Unwissenheit, Hang zum „Bummeln," Faulheit, unverstandener Freiheitsdurst, erregt vom Salze konfuser Propheten dieser Zeit ... solche Mächte sind es, die bei modernen Priestern der Thalia und Melpomene ersetzen sollen, was ehemals innerste, schwärmerische Neigung, Liebe zur Sache, poetischer Beruf gewesen ist. Mochten es oft genug irreleitende, unerfüllbare, träumerische Ahnungen bleiben ... sie wurden mehr oder minder geheiliget vom Feuer hinreißender Begeisterung. Gänzlich ohne, wenigstens einen Anflug, geselliger Bildung, ohne alle Vorstudien, hätte sonst Niemand gewagt, sich einem Prinzipal (wär's auch der dürftigste, ambulante gewesen) anzubieten. In einer größeren Stadt, bei einer nur leidlich honetten Anstalt,

war's geradezu nicht möglich. Jetzt . . . was für Gesindel steigt keck hinauf und wird willkommen geheißen, weil's an Menschen fehlt. Und den momentanen Succeß anlangend bleibt sich's scheinbar gleich.

Die Masse, die für niedriges Eintrittsgeld ihren Abend hinbringen will, fragt wahrlich nicht nach Diction, Action, Anstand und derlei Nebendingen; nach Intentionen und Auffassung erst recht nicht. Sie hat kein Urtheil über künstlerische Bestrebungen (wo sollte sie es her haben?) und was von Anlagen für guten, richtigen, natürlichen Kunstgeschmack in jedes gesunden Menschen Geist und Seele lebt, das muß entschieden zu Grunde gerichtet werden durch den hohlen, falschen Pathos, durch die rohen Manieren, durch die hingeschleuderte Pfuscherarbeit, die von plumpen, unwissenden, gemeinen Gesellen geliefert wird; durch den Unsinn, den solche „Künstler," selten ihrer Rollen mächtig, ihrer Aufgabe niemals gewachsen, mit unverschämter Zuversicht herausbrüllen, oder murmeln.

Dergleichen Repräsentationen wollen veredeln, erheben, aufklären, unterrichten helfen? Wollen nur entfernt Sinn und Theilnahme für etwas Besseres als die gemeinste Frivolität des alltäglichsten Treibens erwecken? wollen nur einigermaßen günstig auf's Volk wirken?

Nicht doch, sie wollen das ja gar nicht. Es fällt ihnen nicht ein. Auf ihre Weise „lustig leben" wollen

sie, ohne Ernst, ohne Anstrengung zur Arbeit. Müßiggang ist ihre Losung, die Kneipe ihr Feldgeschrei. —

Es wird so viel gesprochen von Einfluß und Nutzen der Kritik. Nun hier, dünkt mich, wäre sie berufen einzuschreiten und mit vernichtender Strenge zu warnen; geradehin offen auszusprechen: was Euch da und dort geboten wird ist Karrikatur dessen, was es sein will und soll; es ist nicht zu dulden, wir haben die Pflicht, dagegen anzukämpfen!

Geschieht so etwas? Mit nichten! „Man darf den armen Leuten keinen Schaden zufügen! man will doch ihren Broterwerb nicht hindern;" so heißt es. — Plötzlich sind dieselben scharfen Tadler, denen nichts gut genug war, die dem fleißigsten Bestreben oftmals feindselig entgegen wirkten ... plötzlich sind sie aus strengen, bittern Recensenten milde, streichelnde Lober geworden ... oder sie schweigen. Schweigen, wo es Ehrensache wäre vorzutreten, und der unheilbringenden Richtung theatralischer Interessen ihr energisches Halt zuzudonnern.

Die Gründe für dieses Verhalten liegen nahe. Leider sind sie nicht in ästhetischen Ansichten, sie sind in politischen Partei-Rücksichten zu suchen, und ich will mich gern hüten, darauf näher einzugehen. Ich bin überzeugt, es schweigt Mancher, der vollständig meiner Ansicht ist, über diesen totalen Ruin des Theaters, blos

deshalb, weil er fürchtet, wenn er sich ausspräche, an Dinge zu rühren, die ihm wichtiger sind. „Hol' der Teufel," ruft er aus, „die Schauspielkunst, wenn nur"

— — — — — — — — — — — — — —

Ist es nicht niederschlagend, aus Mund und Feder geistreicher Männer zu vernehmen, bei dieser zügellosen Willkürlichkeit würde die dramatische Kunst sich zu neuer Blüthe entfalten, und diesem, nun auch der Freiheit errungenem Boden, müßten deutsche Aristophanesse entsprießen, wie Bamberger oder Braunschweiger Spargel?

Als ob wahrhaft dramatisch-theatralisch dichtenden Talenten jemals versagt gewesen wäre, sich Bahn zu brechen? Als ob sie nicht, schon des fühlbaren Bedürfnisses halber, jederzeit freudig begrüßt und gern aufgenommen worden wären? Sie waren immer selten, und werden jetzt, wie ich im Gegensatze zu jenen Hoffern befürchte, immer seltener werden. Denn es kann begabten Poeten nur geringen Anreiz bieten, ihre Erzeugnisse den Fäusten unbegabter und unerzogener Stümper anzuvertrauen.

— Ein Freund, mit dem ich kurz nach Veröffentlichung des preiswürdigen Gesetzes darüber disputierte, und der mir damals energischen Widerpart hielt, ist seitdem schon von seinen sanguinischen Hoffnungen abgekommen. Er hat bereits eingesehen, daß die unver-

hinderte Errichtung neuer, und wieder neuer Schauplätze für dramatische Kunst, mit ihrer siegreichen Concurrenz, die Existenz jeder nur halbwegs nach künstlerischer Haltung strebenden Privat-Unternehmung entschieden vernichten muß. Ja, daß jegliches Theater im besseren Sinne, zusammensinken wird binnen Ablauf weniger Jahre, wenn es nicht durch Zuschüsse vor dem Falle bewahrt bleibt. Er gesteht nun selbst ein, daß die gepriesene Concurrenz für's Theater einem Todesurtheile gleich kommt. Doch er sucht sich zu helfen, indem er hinzusetzt: „Für den Augenblick behalten Sie Recht. Es wird sehr übel. Aber es muß noch schlechter werden, es muß noch viel ärger kommen, damit aus gänzlicher Verwüstung neues frisches Dasein erwachsen könne! Vergessen Sie nicht, (sagt er) daß wir in einer großen allgemeinen Uebergangs-Epoche leben. Da sinkt Vieles in Staub, um aus diesem Staube höhere Gestaltung zu gewinnen. So wird's mit dem deutschen Theater gehen. Trösten Sie sich. Es ist eben nur ein Uebergang."

— Schön, lieber Freund, erwiederte ich. So hat auch der Fuchs sich getröstet, als man ihm das Fell abzog. „Es ist nur ein Uebergang," sprach er. Jedoch das Fell war weg, und ich zweifle stark, daß es ihm wieder gewachsen sei.

— Ein Autor (ein weiblicher zwar von Geburt,

dennoch ein männlicher), George Sand, hat jüngst den Roman „le beau Laurence" erscheinen lassen, der viel Wahres über das Schauspielerthum, vorzüglich über eine französische Wandertruppe enthält, deren Schilderung an die reizendsten Kapitel in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" erinnert. Der Director dieser Truppe, ein Mann von Geist und Herz, gelangt nach langem, schwerem Kampfe wider allerlei Mißgeschick, auf ehrenwertheste Weise in den Besitz eines bedeutenden Kapitals. Da ruft er aus:

„O Ideal meines Lebens und Strebens: nicht mehr auf die Kassen-Einnahmen angewiesen sein, um sich satt zu essen! Endlich einmal dem Publikum sagen zu dürfen, komm' in die Schule, Kleiner! Wenn Dich das Schöne langweilt, geh' schlafen. Ich bin nicht mehr der Sklave Deiner elenden Groschen! Wir wollen unser tägliches Brod nicht erkaufen, indem wir Dir Schund dafür anbieten. Wir haben Brod, ganz wie Du, großmächtiger Gebieter, und würden es lieber trocken verzehren, als es in den Brodem Deiner cynischen Geschmacksrichtung eintauchen. Kleines Ding, Publikum genannt, vernimm, daß Bellamare's Theater nicht mehr ist, wofür Du es gehalten. Man kann Dich entbehren, wenn Du wegbleibst; man kann abwarten, bis der Geschmack am Guten und Wahren

wieder einmal in Dir erwacht! Das ist jetzt ein Zweikampf zwischen uns Beiden. Du willst maulen? Gut! wir werden ungleich besser spielen vor fünfzig Zuschauern von Geist, Sinn und Verständniß, als vor tausend Laffen, denen es daran gebricht."

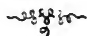
— Er hat leicht reden, der biedere Bellamare, dem 200,000 Francs in die Taschen gefallen sind, wie vom Himmel. Er kann sich die „Concurrenz" ein Weilchen mit ansehen. Aber wie Vielen wird es so gut? Seine Fünfzig bringen das tägliche Brod nicht ein, und die Tausend folgen lieber dem durch raschen Wechsel anlockenden Surrogat der heute entstehenden, morgen verschwindenden leichtsinnig gewagten Unternehmungen!

Ainsi soit il!

Wie gesagt, ich komme mir höchst lächerlich vor mit meinem, zu seiner Zeit ernsthaft gemeintem, Aufsatze „Ueber den Beruf zum Theater." Ich halte mich selbst in Verdacht, ihn nur deshalb in diese Nachlese aufgenommen zu haben, um vorliegende Nachschrift gelegentlich anbringen zu können. Doch auch das ist lächerlich, denn es ist ja vollkommen nutzlos . . . es müßte denn hier und da ein stiller Theaterfreund, der mich lieset, denken: „Sieh, sieh, den alten Don Quixote, wie er sich mit Windmühlen herumschlägt!" . . .

Das wäre genügend mich zu befriedigen, weil ich große Stücke halte auf den Ritter von der traurigen Gestalt. Was sind wir Alten, die wir uns wider die Stromfluth des Neuen zur Wehre setzen möchten, Anderes, als Don Quixote's ... und Sancho Pansa's ... beides zugleich, und in einer Person?

Lehr und Ges.



I.

Er hieß Raimund, sie hieß Corona. Sein Vater war der Gutsbesitzer Gottfried Gerwanner; ihr Vater war der Geheim-Oberfinanzrath, Ritter ꝛc. Gebhard von Gerwanner. Deren beider Väter waren Brüder gewesen; folglich nannten sich ihre Söhne leibliche Vettern, und Corona durfte Raimund Cousin und Raimund durfte Corona Mühmchen nennen, obgleich die Verwandtschaft der Enkel schon etwas weitgradig wurde.

Vor vier Jahren hatte Gottfried Gerwanner den Raimund nach der Hauptstadt gebracht, weil der Hauslehrer, welcher den wilden Schlingel auf höhern Schulbesuch vorbereiten sollte, sich mit der Frau des Hauses nicht vertragen, oder jene vielmehr mit diesem nicht. Der verbauerte Landwirth, fest überzeugt, Vetter Gebhard, der Städter, würde sich des jungen Dörfners vetterlich, das heißt väterlich an- und denselben in seine Familie aufnehmen, hatte keine Anfrage vorhergeschickt. Er war eben nur, den Sprößling zur Seite, in's Arbeitszimmer des Geheimeraths getreten, mit dem zuver-

sichtlichen Gruße: „Vetter Gebhard, hier bring' ich Dir meinen Raimund; sei so gefällig für gute Erziehung zu sorgen; alle Auslagen sollen gewissenhaft erstattet werden.“ Da traf er's schlecht. „Ich wüßte nicht,“ erwiederte der Geheime, „daß eine öffentliche Anstalt für ungezogene Jungen aus meinem Hause geworden wäre? Du willst Dir wohl einen Scherz mit mir erlauben, bester Vetter? Wo hätt' ich, den sein wichtiges Amt vollauf beschäftigt, wo fänd' ich Muße, mich um dergleichen Nebendinge zu bemühen? Ich betracht' es für eine Gnade Gottes, daß Er mir nur Töchter schenkte, welche der Sorgfalt meiner Gemahlin anheim gestellt blieben, beziehungsweise bleiben. An Letztere wende Dich. Sie ist mit solchen Sachen vertraut, kennt die ganze Stadt; sie wird Dir Orte nachweisen können, wo Schulknaben in Kost und Aufsicht genommen werden. Lasse Dich bei ihr melden, mich aber verschone; meine Zeit ist gemessen.“

Darauf war denn Herr Gottfried ziemlich kleinlaut zur gnädigen Frau gegangen, von deren Seite der Empfang, wenn gleich einestheils noch prätensiöser, doch andererseits auch herzlicher ausfiel. Sie zeigte zwar wenig Eifer, wollte jedoch versuchen, ob sich Gelegenheit darböte, wiewohl solche Sachen ihr fern lägen, in den Kreisen, worin sie sich bewegte.

Zwei ihrer Töchter waren seit Jahren versorgt,

hatten jung geheirathet und lebten außerhalb. Das Gerücht behauptete, beide hätten sich beeilt unter die Haube zu kommen, aus dem Hause der Mutter, mit welcher sie sich nicht mehr zu stellen gewußt, seitdem ihnen ein drittes Schwesterlein bescheert worden: ein Nesthäkchen. Auf dieses jüngste Kind hatte Frau von Gerwanner die ganze Fülle ihres Vorraths an Mutterzärtlichkeit so ausschließlich geworfen, daß für die herangewachsenen Töchter fast nichts übrig blieb, so daß diese froh waren für entzogene Mutterliebe in der Ehe Entschädigung suchen zu dürfen, wiewohl Herr von Jostruff und Herr von Lamperti dem langweiligen Philisterium angehörten. Es ward nicht lange geprüft und gemäkelt; die Herren galten für geachtete Männer in Amt und Würden mit leidlichem Auskommen; waren sie langweilig, waren sie doch „Partieen." „Und mögen sie schon sein, wie sie wollen," seufzten die Schwestern, „wenigstens brauchen wir uns von dem vorwitzigen Dinge, der Corona, nicht länger tyrannisiren zu lassen!"

Ob sie daran dachten, sich für die bisher von einem Kinde erduldete Tyrannei bei ihren Herren Ehegatten schadlos zu halten und aus dem passivum in's activum überzugehen? . . . ähnlich säh's ihnen. Genug, sie haben eingeschlagen und weg sind sie. Seitdem regiert Corona. Denn des Geheimraths Herrschaft reicht nicht weit über seinen Actentisch hinaus, und die schwache

Mutter ist des eigenwilligen Mädchens gehorsame Dienerin. Corona trägt in der That Krone und Scepter. Sie weiß das auch sehr gut, die niedliche Schelmin, und vergiebt sich keins ihrer keck angemaßten Vorrechte. Ueberall, wo Frau von Gerwanner zu entscheiden hat, ist das Fräulein dabei, redet hinein, macht sich unnütz auf jede Weise als echtes enfant terrible, wird jedoch nicht selten nützlich, indem sie das Richtige trifft. Ernstlich böse werden mag ihr Niemand. Liebgewinnen muß man sie um des gutmüthigen Verstandes, des reinen Rechtsgefühles willen, die aus jedem ihrer Worte sprechen. So hatte sie sich auch jetzt bewährt. Es gelang ihrem Geplauder, die vornehme Zurückhaltung der Mutter in wärmere Theilnahme zu versetzen; sie sprach für den „armen kleinen Vetter vom Dorfe.“ — Vater Gottfried hörte bewundernd zu; mußte sich zwar eingestehen, daß sie seinen um zwei Jahre ältern Sohn an Sprachfertigkeit weit übertreffe und für ihr Alter schon zu gescheidt sei, doch nicht minder bekennen: sie entfalte, frei von altkluger Affectation, ein treuherziges, edles Gemüth. Zudem hatte Raimund bald ihr Herz gewonnen, wie er sie einer überirdischen Erscheinung gleich anstaunte.

„Sie haben nur diesen Knaben?“ fragte die Geheimräthin; „er ist Ihr einziges Kind?“

„Um Vergebung, meine gnädige Cousine, ich hatte

deren zwei; meine Tochter ist vor etlichen Jahren gestorben, sie wäre jetzt älter als Ihr Fräulein."

„Aber siehst Du nicht, Vater," rief Raimund begeistert, „daß dieses kleine Mädel meine Schwester Agnes ist? Sie sieht ja gerade so aus."

Nun erst fiel dem ehrlichen Gottfried die täuschende Aehnlichkeit der Lebenden mit der Hinübergegangenen auf. „Deshalb hast Du das niedliche Dämchen schier mit Blicken durchbohrt? Das gereicht Dir wenigstens zur Entschuldigung. Ich wollte Dich schon schelten."

„Lassen Sie ihn immer, Herr Gerwanner. Corona ist gewöhnt Aufmerksamkeit zu erregen. Und Du, munterer Bursche, nicht wahr, auf dem Lande hast Du so etwas von zierlicher Kleidung nie gesehen?"

„Ach, was scheeren mich die Kleider? Ihr Gesicht gefällt mir! Auf das Uebrige hab' ich ja gar nicht Acht gegeben."

Diese Antwort entzückte Corona. Sie reichte ihm das Händchen: „Du bist ein aufrichtiger guter Vetter; ich nehme Dich in meinen Schutz. Hörst Du, Mutter? Er soll mein Protégé werden!"

„Was soll ich werden?"

„Ah, Du verstehst nicht Französisch?"

„Woher denn? Ich hab's ja nicht gelernt; mit lateinischen Vocabeln haben sie mich gequält."

„Das ist prächtig! Da wirst Du mit mir zusammen Stunde haben. Der Lehrer kommt wöchentlich fünf Mal . . .“

„Nicht so rasch, mein süßer Engel,“ unterbrach die Mutter. „Für's Erste müssen wir einig werden, ob wir den Kleinen, und wo wir ihn passend unterbringen?“

„Dafür ist gesorgt, es wird keine Schwierigkeiten machen, ich weiß das schon.“

„Du? Träumst Du, Krönchen? Wen hättest Du denn im Sinne?“

„Ja, wen sonst als meinen glatzköpfigen Schreibmeister, den geduldigen armen Herrn Thun. Klagte er nicht immer, daß es ihm und seiner Frau so sauer wird, sich durchzuhelfen, daß er sich kümmerlich mit Unterrichtgeben ernähren, im schlechten Wetter durch die ganze Stadt laufen muß? Bei dem kann Raimund wohnen. Den Leuten ist das eine Aushülfe, wenn Onkel Gottfried ihnen Pension zahlt, und sie werden gut sein zu ihrem Gaste. Da steckt er auch nicht mit anderen Schuljungen zusammen, nimmt keine schlechten Manieren an und ich brauche nicht so viel an ihm zu erziehen und mich nicht so viel zu ärgern, wenn er Sonntags an unserer Tafel sitzt. Denn Sonntags, wo er nicht Punkt Zwei zur Schule darf, muß er immer bei uns essen, das versteht sich.“

„Jetzt hören Sie die kleine Weisheit an! Hat sie's

aber nicht getroffen? Wahrlich, nichts Besseres wüßt' ich vorzuschlagen!"

Wie bestellt fand sich auf dieses Schlag- und Stichwort der Betreffende persönlich ein, und wurde zum Betroffenen, als seine lebhafteste Schülerin mit dem Antrage auf ihn losstürmte, Vetter Raimund bei sich aufzunehmen.

Er wehrte sich dessen ein ganzes Weilchen, der brave Mann. Zwar lockte ihn die Aussicht auf Vermehrung schmaler Einnahmen, doch schreckte ihn nicht minder die Verantwortlichkeit zurück, die er dadurch auf sich lade. „Ich bin selten zu Hause," stotterte er schüchtern, „meine Frau hat unser bischen Wirthschaft zu führen ... wer soll dann für den ... den jungen Herrn sorgen, ihn beaufsichtigen, daß er nicht verwildere?"

„Dafür werd' ich sorgen," rief Corona pathetisch, was so komisch klang, daß Herr Gottfried, seinen Respekt vor der Frau Geheimräthin bei Seite, laut auflachte.

Der arme Schreiblehrer fand es „rührend!" Er vermochte dem Anreize bedeutenden Zuschusses auf die Länge nicht zu widerstehen. Nur scheinbar machte er die Entscheidung noch abhängig von der Ansicht seiner Ehehälfte.

Dieser Berathungen Ergebniß lief darauf hinaus, daß die heutige Schönschreibelection wegfiel, und daß die Dörfner, Vater und Sohn, den einigermaßen aus der Fassung gerathenen Herrn Thun nach dessen Wohnung begleiteten.

II.

Unsere Erzählung trägt den Titel einer kleinen Geschichte. Für umständliches Colorieren der Details bleibt folglich kein Raum. Wir müssen uns mit Umrissen begnügen. So finden wir denn späterhin Raimund Gerwanner eingelebt und heimisch beim Thun'schen Ehepaare, liebevoll gepflegt und versorgt von der mütterlich waltenden Hausfrau, doch dieser bereits über den Kopf gewachsen, wenn auch noch nicht gerade in körperlicher Höhe, desto mehr in geistiger Ueberlegenheit. Denn die anspruchslose, im engen Kreise ihrer beschränkten Bildung dahin Alternde fühlte sich „bezaubert und verhext" von des schönen Knaben Lebensmuth, seinen raschen Antworten, seinen guten Einfällen, schlechten Witzen, seiner sprudelnden Heiterkeit. Sie erblickte in ihm ein wahres Wunder an Talent, wagte kaum bei bedenklichsten Aeußerungen leisen Widerspruch, ließ ihn gewähren. Das hätte garstige Folgen hervorbringen können auf manche andere Natur; die des Pfleglings befand sich wohl dabei, ihr sagte das zu. Er ließ den störrischen,

trotzigen Geist des Widerspruches, den der Eltern wie des ländlichen Erziehers fortwährendes Mäkeln, Tadeln, Schelten in ihm angeregt, nach und nach schwinden und an dessen Stelle kindliche, vertrauensvolle Hingebung walten. Wurde er bei Gerwanner's befragt, wie es ihm „in der Pension gefalle?" antwortete er offen: „Meine Alten lassen mich treiben, was ich will; dafür können sie mich aber auch um den Finger wickeln, und wir vertragen uns wundervoll. In Güte ist von mir Alles zu erlangen, durch Zwang nicht die Probe! Vor den Lehrern und ihren Strafen fürcht' ich mich keinen Augenblick. Bittet mich dagegen Mutter Thun recht schön, ich möchte doch etwas thun und ihr zu Liebe nicht faullenzen, sondern die Schulaufgaben machen ... gleich setz' ich mich „bei," und dann geht's wie geschmiert."

Kam dem Herrn Geheimrath zufällig einmal etwas von solchen Aeußerungen zu Gehör, entweder aus des Jungen eigenem, oder aus Corona's Munde, dann schüttelte der gestrenge Büreaukrat nachdenklich sein Haupt, nahm auch wohl den Anlauf sich auszusprechen, schluckte jedoch den Satz „schöne Sorte von Erziehung" unvollendet hinunter, sobald seine Gemahlin beifällig sagte: „Gerade wie mein Krönchen!"

Zuletzt sollte die Thun'sche Pädagogik doch eine Niederlage erdulden, als bei öffentlicher, amtlicher Prüfung jener Lehranstalt (welcher beizuwohnen Frau von

Gerwanner sich auf Corona's Bitten und Drängen entschlossen) ihr Schützling schlecht bestand. Es trat dabei der seltene Fall ein, daß die von ihm an den Tag gelegte Unwissenheit nicht nur keinen Unwillen, sondern allgemeines Vergnügen erweckte.

Examinator — ein mit Oberaufsicht der Privatinstitute betrauter Beamteter, nicht ihr gewöhnlicher Lehrer — hatte den älteren die Frage gestellt, wie viel „Punische Kriege" sie zählten? Die Meinungen schwankten zwischen höheren und niedrigen Zahlen; keiner traf die richtige. „Aus Euren Antworten," sprach der Fragende, „entnehme ich, daß Ihr gar nichts davon gehört habt. Wie? . . . Was ist überhaupt „Punisch?"

(Tiefes Schweigen!) „Weiß es Keiner?"

Raimund erhebt den ausgestreckten Zeigefinger der ersten Hand. „Siehe da, es meldet sich Einer. Desto besser. Nun, mein junger Freund, was ist Punisch?"

„Ein Getränk von Arrac, Zucker und Citrone, man kann auch Rum statt Arrac nehmen!"

Die richtige Beantwortung der historischen Frage dürfte kaum halb so schlagend gewirkt haben.

„Von wannen kam Dir solche Wissenschaft?" parodierte der humoristische Schulrath.

„Ich hab' der Mutter geholfen, wenn bei uns draußen welcher gebraut wurde."

„Sehr gut. Du scheinst bei Deiner Mutter eifriger

studiert zu haben als in der Schule. Und weil Du Dich mit derlei Dingen gern beschäftigt hast, bist Du vielleicht im Stande uns noch mehr zu sagen. . . . Du hast doch vom „Cap" gehört?"

„Ja, vom Cap der guten Hoffnung, wo's heiß ist?"

„Vortrefflich. So ist Dir ohne Zweifel bekannt, welch ein Wein dort wächst und wie man diesen benennt?'

„Was für Wein am Cap wächst? Na, das ist leicht; das giebt ja die Naturgeschichte: Glühwein!"

Laute Zeichen der Anerkennung von allen Seiten des Auditoriums. Nur zwei Personen stimmten nicht ein; der Inhaber der Privatschule, der seiner Anstalt Ruf gefährdet sah, und Frau von Gerwanner, welche verdrießlich äußerte: „Der Junge will Weinküper werden!"

Corona faßte die Sache anders auf und flüsterte der Mutter zu: „Aber wenn sie so dumm fragen!"

Herr Thun versicherte hinwiederum: sein Pflegling wisse das besser und habe die tollen Antworten nur aus Uebermuth gegeben.

„Desto schlimmer," meinte die Geheimräthin. „Er müßte exemplarisch bestraft werden," decretierte der Geheimrath.

Dergleichen Schwänke wiederholten sich öfter, nach den verschiedensten Richtungen hin. Dessenungeachtet blieb der häufig mit Recht Gescholtene, auch nicht selten Bestrafte, ein entschiedener Liebling seiner Lehrer; blieb

es auch, nachdem er aus dem Privatinstitute in's Gymnasium vorgerückt und wohlbestellter Tertianer geworden war.

Hier nimmt der Erzähler den Faden wieder auf, wo er ihn bei Beginn der Geschichte fallen ließ, nur um Vergangenes einzuschalten.

Raimund hat nun vierzehn, Corona zwölf Jahre. Für beide Geschlechter ein wichtiger, entscheidender Zeitabschnitt, wo der Knabe in den Jüngling, das Mädchen in die Jungfrau übergeht. In mancher Beziehung schienen diese Zwei noch Kinder; in anderer schienen sie bereits über ihr Alter hinaus zu sein. Sie hatte ihre vorlaute, bisweilen zu weit greifende Rathgeberei gegen nachdenkliche Zurückhaltung, Er seine mitunter bäurisch-plumpe Derbheit gegen manierliche Formen und vorsichtiges Abwarten umgetauscht, welches letztere er, nicht ohne Schlauheit, besonders in des Oheims Gegenwart beobachtete. Mit dem „Mühmchen" allein, betrug er sich wie ein frühreifer Anbeter. Ihr gab er sich nicht die Mühe glaublich zu machen, er liebe in ihr die Erinnerung an seine verstorbene Schwester; ihr, wenn sie ohne Zeugen waren, sagte er unumwunden, daß er sie liebe, nur sie, daß er sie ewig lieben werde!

Wenn sie über solche Erklärungen sich lustig zu machen versuchte, auch wohl ihn geradezu auslachte und von Schuljungen sprach, die an solchen Unsinn gar nicht

denken dürften — da versicherte er mit feierlichem Ernste: fast Jeder in der Klasse habe „eine Geliebte,“ und Einige schrieben, empfingen sogar Briefe, die sie ihm zur Ansicht vertrauten; Keiner jedoch von Allen liebe so glühend wie Er. Auch von den Größeren keiner! Wem unter uns, mögen wir nun auf unsere alten Tage Bücher machen, oder nur lesen, oder keins von beiden, lächeln nicht, sobald wir jene Schulzeit mit ihren wechselnden Bildern an unserm Gedächtniß vorüberziehen lassen, ähnliche Kindereien wehmüthig=spöttelnd zu? Wem erwacht bei ihrem Anblicke nicht die Erinnerung an Stunden reinster, beseligender Täuschung, welche mehr gab und inniger beglückte durch ihre unschuldigen Träume, als hinterher jemals genußreichste Wirklichkeit zu gewähren vermochte? Gewiß, die Liebe, die nichts verlangt, die weder wünscht noch begehrt, die eben nur lieben will, sie ist die einzig beseligende, wie sie zugleich die thörichtste ist. Ihr wohnen vom irdischen Leben nur dunkle unbestimmte Ahnungen bei; sie wird noch durchweht vom Hauche der Ewigkeit, welcher sie entspringt.

Raimund ward von diesem Hauche beseelt, veredelt.

Daß Corona, um zwei Jahre jünger, in ihrer äußern Erscheinung noch ein halbes Kind geblieben, mochte sie an Umsicht und Urtheilskraft ihm voran sein, wirkte höchst wohlthätig auf beider eigenthümliche Stellung. Einem vierzehnjährigen Mädchen würde der wilde Junge

nicht fügsam gehorcht, würde sie vielleicht zudringlich belästigt haben. In dem ätherisch-zarten vergeistigten Kinde sah er zwar den Gegenstand seiner Liebe, doch zugleich einen Engel, den nichts Niedriges berühren, dessen himmlisch-reines Gewand kein weltlicher Gedanke entweihen dürfe. Corona's Macht über den Jungen hatte etwas Zauberhaftes. Ein Wort, ein Wink genügten, wo sonst die Androhung härtester Strafmittel nichts erreicht hätte. Und sie zeigte sich streng, sah ihm keine Ungebühr nach, die winzige Erzieherin.

Ihm in's Angesicht konnte sie hart, grausam werden, mitleidslos gegen Bitten und Thränen, wenn er sie erzürnt hatte. Dafür nahm sie stets die Partei des Abwesenden, vertrat fest und muthig sein Recht, hob sein warmes Gefühl, sein edles Herz bei jeder Gelegenheit hervor, wußte seine dümmsten und schlimmsten Streiche zu vertuschen oder zu vertheidigen. Dies that sie auf so ruhige, entschiedene Weise, man könnte sagen von Oben herab, wie etwa ein Prinzeßchen sich des schlecht behandelten Betteljungen annehmen würde, daß die Eltern sie darum lobten, ihren Sinn für Gerechtigkeit verherrlichten, ohne im Entferntesten zu befürchten, dieser „Protégé" könne mit der Zeit ein Geliebter werden. Wäre ihnen nur der Schatten solcher Möglichkeit auf den Sonnenglanz geheimräthlicher Vornehmthuerei gefallen ... dem aus „Barmherzigkeit im Hause geduldeten" Neffen hätte alsogleich die letzte Stunde darin

geschlagen, und man hätte ihn schmählich hinausgewiesen. Für den Herrn Geheimrath und streng genommen auch für die Frau Geheimräthin blieb er „des ehrlichen Gottfried's armer Sohn, den man doch als Verwandten, wenn gleich als sehr entfernten, nicht totalement ignorieren wolle," um so weniger, als des „armen Raimunds" armer Vater, täglich mehr verarmend, seinem völligen Ruin entgegenging. Und zwar mit schnellen Schritten, wie rasch auf einander folgende Angst- und Drang-Suppliken, die Vorschüsse erflehten, nur allzudeutlich verkündeten. Daß dieselben nicht gewährt wurden, dürfen wir Herrn von Gerwanner keineswegs verübeln; denn es hätte großer Summen bedurft, den Unglücklichen vom Bankerott zu retten, und solche sind billigerweise von keinem Vetter, sei er auch wohlhabend, zu verlangen, der drei eigene Töchter hat, von denen zwei schon wieder mit Kindern gesegnet sind, deren dritte einer mitzugebenden Aussteuer entgegen wächst.

Wozu Corona, durch Vermittlung der Mutter, den Vater endlich bewegte, war die Zahlung der Pension, die Thun seit zwei Quartalen nicht mehr empfangen hatte.

„Das wird ein schlechtes Ende nehmen," seufzte der Geheimrath. „Ich werde den Rangen auf dem Halse behalten!"

Als er diese Prophezeiung aussprach, ließ er sich's nicht träumen, daß sie so bald in Erfüllung gehen sollte; er hatte sie eben nur gethan, verzeihlichem Unmuthe

momentan Luft zu schaffen. Und als dann eines Abends die erschütternde Kunde einlief: Gottfried Gerwanner und dessen Frau sind am Morgen des Tages, an welchem sie ihr Haus räumen, Hab' und Gut den Gläubigern überlassen, hülflos in die Welt ziehen sollten, Beide todt in ihren Betten gefunden worden; über die Art ihres Todes hegt man verschiedene Meinungen! — als diese Nachricht einlief, schnaubte der Prophet wider Willen die Seinigen an: „Da haben wir's! Das verdank' ich Eurer philanthropischen Protections-Manie!" — worauf er ihnen grollend den Rücken kehrte.

Doch Corona lief ihm nach, hielt ihn fest, bestürmte ihn mit schmeichelnden Liebkosungen, rührte ihn zuletzt wirklich, bis er, selbst ergriffen von des Mädchens Thränen, und mitleidig geworden bei ihrem Mitleid, ihr und seiner Gemahlin das Versprechen ablegte: der Verwaiste solle von jenen düsteren Gerüchten nichts erfahren, und niemals solle die leiseste Anspielung darauf den Schmerz und die Achtung entweihen, welche ein Sohn dem Andenken seiner „aus Gram" hinübergegangenen Eltern schulde.

Daß dieses Ereigniß, wie es die Sorgfalt der Familie für Raimund nothwendig steigerte, und ihr gleichsam als Pflicht auferlegte, was bis dahin mehr freier guter Wille gewesen, auch die gegenseitigen Beziehungen enger knüpfte, ja den entfernten Verwandten gewissermaßen zum Sohne des Hauses machte, welches er freilich nicht

mit bewohnte, das lag in den Verhältnissen, und fand sich so, ohne daß weiter viel darüber geredet wurde.

Die Zeit nimmt ihren Verlauf, mag sie zu zögern, mag sie zu eilen scheinen, sie hält immer gleichen Schritt, verschlingt Jahr um Jahr, und mit einander Lebende zählen nur die Tage, merken's kaum, wenn aus Tagen Jahre geworden sind und aus Kindern Leute. So war denn Corona eine mannbare, frischerblühete Jungfrau, Raimund ein — Primaner. Dennoch fanden sich Beide nicht verändert. Sie kamen erst dahinter, da sich die Frage erhob über des Jünglings Zukunft? über die Wahl eines Berufes?

Krönchen ist nicht die Letzte gewesen, welche darauf immer wieder das Gespräch zu bringen wußte. Gegen das sogenannte „studieren" lehnte sich der Geheimrath entschieden auf: „Die medicinische Laufbahn kostet zu viel an Büchern, Collegien, Examengeldern und dergleichen; das übersteigt meinen „Etat." Zur Theologie paßt der unbändige Schlingel wie der Wolf zum Schafhirten. Jurisprudenz . . . Prr! Wer da nicht ein Kapital besitzt, was ihn ernährt, so lange er sechs, acht Jahre unbesoldet practicieren muß, kann des schönsten Hungertodes ersterben, habe er auch Actenstöße bergeshoch um sich her voll geschrieben. Philologie . . . ha, der und ein Lehrer! Der bedarf selbst noch der Lehre und der Aufsicht, und wird ihrer bedürftig sein, bis er graue Haare bekommt."

„Was aber um Himmelswillen," fragte die Frau Geheimräthin, „läßt sich denn aus ihm zu Stande bringen?"

„Bei einem soliden Kauf- und Handelsherrn denk' ich ihn in die Lehre zu geben, wo er streng gehalten und gehörig unter die Fuchtel genommen ist. Unser Departement steht in mancherlei geschäftlichen Berührungen; ich will mich umthun . . ."

Frau von Gerwanner schüttelte die falschen Locken, als wenn's ihre eigenen wären: „Ob er sich solchem Zwange fügen wird?"

„Ob? theurer Schatz, er muß. Von „Ob" ist hier nicht die Rede."

Corona griff die Idee in ihrem Sinne auf: „Papa meint's gewiß gut und ich habe nichts dawider einzuwenden . . ."

„Wirklich nicht? Du bist gar zu gütig, mon ange!"

„Aber Papa wird nicht verlangen, daß unser Vetter Kaffee abwiege, Syrup löffle, Häringe verkaufe. Dazu hat er sich nicht abgearbeitet, um diese Ostern in die Prima versetzt zu werden. Kaufmann und Kaufmann ist zweierlei. Raimund soll die höhere Carrière einschlagen, in ein großes Comptoir eintreten, wo er seine Talente verwerthen lernt. Das wird Väterchen schon ausfindig machen. Vorher jedoch ist erforderlich, daß er lebendige Sprachen emsiger treibe. Auf dem Gymnasium büffeln sie nur Griechisch und Lateinisch. Französisch wird

cavalierement behandelt, und Englisch kommt nicht dran. Deshalb kann Raimund meine Privatstunden theilen, in beiden Sprachen. Im Französischen bin ich fest genug, ihn fördern zu helfen, und im Englischen, worauf ich mich jetzt werfen will, wird sein Mitlernen mich doppelt anspornen, was uns Beiden zu Statten kommt."

„Englisch? Abermals was Neues! Noch ein Lehrer mehr. Wozu führt das?"

„Schilt nicht, Papa, kein Lehrer mehr; Herr von Meddlhammer unterrichtet nicht allein im Französischen, er ist auch perfecter Engländer. Mit Melanie liest er jetzt Byron's Gedichte und sie können seinen echt englischen Accent nicht genug loben!"

„Was hab' ich von seinem Accent? Was hab' ich davon, daß es ein und derselbe Lehrer ist, wenn er in zweierlei Dingen unterrichtet und doppelte Lehrstunden ertheilt? Bezahlen muß ich doch zweimal, mögen's nun ihrer Zwei sein, oder mag's Einer allein einstreichen. Du treibst's immer weiter; zu guter Letzt muß ich noch den Rock ausziehen und beim Trödler verkaufen."

„Dann häng' ich Dir meine schöne Mantille um die Schulter, weißt Du, Herzensvater, die mit dem blauseidenen Unterfutter; die wird Dich prachtvoll kleiden. Murre nicht erst: es hilft Dir doch nichts. Denk' nur, wenn ich Dir mit bester Aussprache entgegen rufe: Dear Sir, how did you sleep? — Wie superb wird das klingen!"

III.

Herr von Meddlhammer war wohl ein guter Sprachlehrer, aber daneben doch auch, trotz vielseitiger geselliger Gewandtheit, ein unbeschreiblicher Pedant, dem Niemand abgemerkt hätte, welch eine excentrische Jugend er zurückgelegt. Bis in's Kleinlichste reichte seine penible Beobachtung langweiliger Formalitäten. So ließ er sich's nicht ausreden, seinen Schülern, auch den schon erwachsenen, Censurbüchlein aufzuzwingen, in welche über jedwede Lection, über jedwede durchgesehene und corrigierte schriftliche Aufgabe sein Urtheil vermerkt wurde. Das höchste Lob pflegte der gewissenhafte Mann durch „befriedigend," den schärfsten Tadel durch „gesehen" zu bezeichnen. Weiter wagte er sich nicht, weil er nicht verletzen, besonders aber die „Stunden" nicht einbüßen wollte; es gab so viele Nebenbuhler in seinem Fache! Auch Corona und Raimund hatten ihre „Conduiten-Bücher," was sie sehr belustigte. Der galante Lehrer, seiner „schönen Zeit" öfter als ersprießlich gedenkend, machte ein Bischen der „Zierde sämmtlicher Schüle-

rinnen" den Hof, konnte vielleicht deshalb den oft unaufmerksamen Theilnehmer an den Lectionen nicht recht leiden; und wie er Jener immer „Befriedigend" einschrieb, mußte dieser oftmals mit „Gesehen" vorlieb nehmen. Aber in Allem sparsam, war es Herr von Meddlhammer auch im Verbrauch der Tinte, sogar der nicht ihm gehörigen. Nicht ein Tröpfchen wollt' er unnütz vergeuden; wo sie wußte und konnte abbrevierte seine darauf eingeübte Feder. Deshalb stellte sie auch nur ein „Befr." und ein „Ges." auf's Papier.

Nachdem es ein halbes Jahr hindurch dabei sein Verbleiben gehabt, fing Raimund, vielleicht nicht ohne einige Verletzung der Eitelkeit, die stets Bevorzugte „Miß Befr" zu rufen an, wogegen ihm Corona seinen „Master Ges" nicht schenkte. Nach und nach trug sich der kindische Spaß auf's Leben über, ward in den vertraulichen Jargon, der sich ja aller Orten, in allen Familien einschleicht, förmlich aufgenommen und schlug endlich so feste Wurzel, daß neueintretende Dienstboten die Tochter des reichen Hauses ganz ernsthaft mit „Fräulein Befr," den armen Vetter mit „junger Herr Ges" anredeten, wenn auch still verwundert, unerhörte Taufnamen zu finden, die unmöglich christliche sein konnten.

Mit solchen Scherzen, mögen dieselben nun aus liebkosender Tändelei zärtlicher Mütter, mögen sie aus noch lallendem, ungeübten Munde der Kinder selbst, mögen

sie später erst im nähern Verkehr sich liebender Herzen entstanden sein (denn was sind diese sonst, als auch glückliche, oder weinende Kinder?), ist es wie mit den Erinnerungszeichen, welche sentimentale Jünglinge in Baumrinden einschneiden, und welche dann sichtbar bleiben, so lange die Bäume stehen. Diese Lettern vernarben, vermoosen zwar sammt ihren Trägern ... verwischen lassen sie sich nicht mehr. Eben so wird gewöhnlich, wer in der Jugend einmal von Liebe oder Spott (jene schließt diesen nicht aus) neben seinem rechten einen Vulgär-Namen, ein „alias," erhielt, diesen tragen bis zum Tode; bis „der Baum fällt." Und von seinen Vertrauten, von seinen Nächsten, wird er unwillkürlich, auch als Greis, angerufen werden, wie man ihn rief, da sein Frühling blühte. Geschieht dergleichen dann bei ernsten, bei traurigen Ereignissen; blickt aus düsterer Nacht, womit graue Gegenwart niedergebeugte, zürnende, verzweifelnde Menschen umhüllt, solch ein Sonnenblick der Erinnerung an bessere, grüne Tage ... da reicht bisweilen eine Silbe, ein scheinbar bedeutungsloses, albernes Wörtchen hin, Betrübniß in freudige Hoffnung, Groll in Freundschaft umzuwandeln. Und gar wenn jener Anklang aus früherer Zeit dem Herzen sagt, daß er dieses Herzens erster Liebe eigen war!

Die gemeinsamen Lehr- und Conversations-Stunden bedingten Raimunds täglichen Besuch bei Ger-

wanner's und führten dadurch eine Intimität der jungen Leute herbei, welche sich kaum noch durch des Geheimraths störende Anwesenheit einschüchtern ließ. Wer sie als Fremder beisammen sah, konnte sie für Geschwister halten; doch mußte ihm bei schärferer Beobachtung auffallen, daß hier ein Verhältniß bestand, wie es zwischen jüngeren Schwestern und nur um wenige Jahre älteren Brüdern sonst nicht stattfindet, weil diese Herrchen gern die Tyrannen spielen, die zarte Corona jedoch eine ganz entschiedene Herrschaft über den starken, unbeugsamen Raimund ausübte. Auch war es weniger das Uebergewicht des Geistes, als die Macht innigster, sich unterordnender Zuneigung, welcher freier Wille sanftmüthig gehorchte. Wollte der manchmal erwachende, ungestüme Trotz des hart Getadelten Widerstand erheben gegen irgend ein vermeintliches, ihm zugefügtes Unrecht . . . das gelispelte, Andern kaum hörbare: „aber Ges!" aus Befr's Munde machte ihn augenblicklich zahm und nachgiebig. Und die schöne Gebieterin schenkte ihrem Sklaven nichts, zeigte sich unerbittlich streng, rügte jede Ungebühr; legte, nach ihrem Ausdrucke: die letzte Hand an seine Bildung.

Nur ausnahmsweise, wenn er glaubte, sie habe ihm zuviel gethan, versuchte er sich zu empören, verbot sich das „herabwürdigende Ges," versicherte, er sei ein Mann, und griff in extremsten Fällen nach seinem

extremsten Vertheidigungsmittel. Worin selbiges bestand? Es ist zum Lachen. Es erinnert an den kleinen Jungen, der statt der Klinge eine Pfauenfeder aus der Säbelscheide zieht.

Corona sollte als siebenjähriges Kind den musikalischen Vortrag des „Erlkönig“ mit angehört und dann versucht haben, einzelne Stellen daraus nachzusingen. Da war ihr geschehen, daß sie wiederholte: „Dem Vater grauset, er reitet geschwind, er hält im Arme das achtzehnte Kind!“ Mit diesem „achtzehn“ versuchte Ges gegen Befr zu kämpfen. „Du machst's zu arg,“ sprach er; „Du vernichtest mich durch Dein ewiges Erziehen; ich klag' es Thun's in Thränen und „achtzehn!“ — Selten gelang es ihm, sie nur auf etliche Minuten verdrießlich zu machen. Und das Ende vom Liede war doch: „Damals bin ich ein siebenjähriger Wurm gewesen; ich kenne einen auch Dir bekannten Ges, der ähnliche Dummheiten noch mit siebzehn Jahren zu liefern vermochte, der heute noch nicht darüber hinaus ist. Soll ich Citate beibringen?“

Und Raimund ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Der Vater merkte nicht sonderlich auf des Pärchens Treiben. Die Mutter machte sich wohl hier und da besorgliche Gedanken; ob sich hier nicht etwas entspinnt? . . . — zerstreute ihre Bedenklichkeiten aber jedesmal mit dem Ausrufe: „Warum nicht gar? Corona und

ein . . . Lehrbursche! Trägt Raimund erst seines Prinzipals Briefe zur Post, hilft Waaren abladen, dann sieht sie den „Cousin“ nicht mehr an; schämt sich, wenn man von ihm und seinen Beschäftigungen redet!

Frau Geheime-Ober-Finanz-Räthin, Sie kennen Ihr Töchterlein nicht, wiewohl es Fleisch von Ihrem Fleische und Blut von Ihrem Blute ist. Sie beurtheilen das Mädchen nach Sich und verfallen in den gewöhnlichen Irrthum, keine Rücksicht zu nehmen auf jene geheimnißvolle Bewohnerin und Beherrscherin des menschlichen Leibes, auf die Seele, die trotz aller Fortschritte gelehrter Physiologen noch nicht unter die Lupe gebracht, bis jetzt noch von keinem feinen Zerleg-Instrumente analysiert worden ist; deren Verbindung mit dem Körper wahrscheinlich noch ein hübsches Weilchen unentdeckt bleiben dürfte; deren Heimath höhere Sphären sind. Mögen noch so viele Kaninchen, Hunde, nebst anderen beklagenswerthen Geschöpfen auf den Schlachtbänken der Wissenschaft zerschnitten, zerfetzt, zermartert, wieder zusammengeflickt, ausgeheilt, abermals aufgeschnitten, gequält, untersucht werden, bis der Tod sie erlöst . . . nicht einmal den Seelen dieser thierischen Schlachtopfer ist man beigekommen; wie viel weniger der Seele des Menschen! Daß diese, als unmittelbare Verkünderin des Ewigen, der Ewigkeit angehört, beweist sie genugsam durch ihre selbstständige Individualität.

Sie ist unabhängig von all' den Verwandtschafts-Aehnlichkeiten guter wie schlechter Gattung, die sich körperlich forterben. Sie hat ihren eigenen Ursprung, sonst könnten edle Eltern nicht so häufig unedle, könnten Väter und Mütter gemeinster Gesinnung nicht hochgesinnte Nachkommen hinterlassen. Schlechte Erziehung, böses Beispiel, verderbliche Umgebung vermögen wohl schädlich einzuwirken, zu unterdrücken was schön, zu verderben, was gut in der Anlage war, aber aus niedrigster Hülle leuchten dann immer wieder Strahlen des Lichtes und sei's erst kurz vorher, eh' die Seele ihren Erdenkerker, „das gegliederte Gebilde" für ewig verläßt. Was den bewaffneten Augen unbarmherziger Materialisten nicht wahrnehmbar wird, durchschauen in ahnendem Vorgefühl sogar von Thränen getrübte Augen wahrhaft gesegneter und geweihter Mütter. Frau von Gerwanner ist mit diesem zweiten Gesicht schwerlich begabt gewesen; sonst könnt' ihr nicht entgangen sein, was wir, der Erzähler und dessen aufmerksame Leserinnen, längst werden sahen. Aber freilich, wir haben leicht errathen, weil wir außerhalb der Handlung stehen.

Unverzeihlich bleibt's dennoch, daß die Mutter in ihrer sorglosen Apathie den Vater so lange zögern ließ mit der Entscheidung über Raimund's Zukunft. Corona wußte des Vetters Eintritt „in's Geschäft" weiter und weiter hinauszuschieben, unter dem Vorwande, er müsse

erst der französischen wie der englischen Sprache vollständig Herr sein. Sie bestand auf dieser Ansicht mit einer gewissen Verlegenheit, welche unbegreiflicherweise niemals auffiel. (Was für seltsame Widersprüche, nebenbei bemerkt, der Sprachgebrauch doch veranlaßt! Wir schreiben: eine „gewisse" Verlegenheit — eine „gewisse" Sache — ein „gewisser" So und So — gerade wenn wir dadurch etwas Ungewisses ausdrücken, wenn wir etwas nicht Bestimmtes bezeichnen wollen.)

Jene „gewisse Verlegenheit" Corona's hielt die Mitte zwischen zuversichtlicher Ueberzeugung, welche einen festen Ton anschlug und zwischen befangenem Zweifel, hinter welchem sich persönliche Empfindungen versteckten, ihr selbst noch unverständlich. Denn wie wäre ihr in ihrer Unschuld, schon vor einer gewaltsamen Trennung, klar gewesen, was sie für Raimund fühle, sei nicht schwesterliche Liebe und Anhänglichkeit; sei das noch im Innersten glimmende Feuer unbesiegbarer, verzehrender Leidenschaft?

Anders verhielt sich's mit ihm. Die Kinderei von den Schulbänken war im Aufsteigen zu höheren Klassen mit gestiegen und hatte sich zur Mark und Bein durchdringenden Liebe erhoben; zur echten, schmachtenden, dabei ungeberdigen Primaner-Liebe, wie sie den zweiten Flegeljahren entspricht, beim Veilchensuchen, wenn tiefster Brust entquellende Seufzer ersticken in plumpen

Witzen, rohen Späßen, unverschämten Wünschen . . . ohne daß letztere der Sentimentalität Eintrag thäten. Es ist eine höchst verrückte Periode der lieben Jugend und eben deshalb eine so wunderbar schöne, nie und nimmermehr wiederkehrende, auf die welke Greise weh-müthig-sehnsuchtsvoll zurückschauen, vorzüglich beim Erwachen des Frühlings nach langem Winter.

An Zwistigkeiten unter sich litten Raimund und Corona keinen Mangel. Nicht eine „Parlierstunde" verging sonder Neckereien, denn was sich liebt das neckt sich, wie bekannt. Aus den Neckereien wurden auch kleine Zänkereien, so daß der Lehrer, gleich allen älteren Herren besonders aufmerksam für's „schöne Geschlecht," den jungen Herrn zu bekämpfen für nöthig fand.

Ein Hauptgegenstand höhnischer Angriffe von Seiten Raimunds war . . . der Friseur, der Haarkünstler! Nicht sowohl dessen Persönlichkeit, obschon auch diese manchen Beitrag lieferte, als vielmehr die allerdings kaum zu billigende Laune der gnädigen Tante, welche darauf bestand, Corona müsse sich, sobald Herr Schneider so gefällig wäre den mütterlichen Kopf zu bearbeiten, auch den ihrigen „machen lassen," damit sie, wenn schon in die Gesellschaft noch nicht offiziell eingeführt, doch vorläufig erfahren und . . . erdulden lerne, welche schwere Verpflichtung „die Mode" auferlege!

Man trug damals pyramidalisch-geformte, thurmhohe Gebäude auf dem Kopfe ... (toll genug, wirklich, aber lange noch nicht so toll, nicht so geschmacklos, wie die ekelhaften Sack-Packete, welche neuerdings aus Menschen-, Kuh- oder Pferde-Haaren zusammengeknüllt, unsere Schönen, um recht schön zu sein, sich in's Genick heften, gleich zu dicken Geschwülsten aufgetriebenen Weichselzöpfen!)

Corona führte selbst-eigenes, volles Haar, worin der Hoffriseur künstlerisch zu schwelgen schien, aus welchem er mit Wonne babylonische Thürme flocht. Um die Patientin seiner phantasiereichen Baulust bei Geduld zu erhalten, kramte er plaudernd aus, was von Klatschgeschichten nur den Markt schmückte, schwatzte auch gern von hohen Häuptern, die er „zu bedienen" die Ehre habe. Eines Tages hatte Raimund, im Nebenzimmer des Lehrers harrend, folgende Aeußerung vernommen: Ihre Königliche Hoheit die Frau *** gönnen mir kaum zehn Minuten; da heißt's immer: „man geschwind, Schneiderken!" Dajejen Prinzessin L. ist janz Frisur!"

Dieses „janz Frisur" behagte dem für solche bezeichnende Ausdrücke sehr empfänglichen Burschen ganz besonders und gestaltete sich in seiner Anwendung für häuslichen Gebrauch zur stehenden Phrase: „Befr ist janz Frisur!"

Corona, die doch das „achtzehnte Kind“ ziemlich kaltblütig überstanden, nahm diesen harmlosen und eigentlich ihre Mutter mehr wie sie treffenden Spaß, entschieden krumm; was den Liebenden nicht hinderte, denselben desto häufiger anzubringen. Denn bekanntlich kehren, im Stadium erotischer Schwärmerei begriffen, kräftige Jünglinge die rohe Seite oft heraus, vielleicht weil sie sich ihrer allzuweichen Empfindungen schämen. Daraus erzeugten sich Mißhelligkeiten, Zänkereien. Und diese sind das Gefährlichste in so gefährlichem Umgange; aus grollendem Trotze entsteht jedes Mal wehmüthige Nachgiebigkeit. Jeder Zwist führt zur Versöhnung. Jede Versöhnung ist ein Schritt weiter zu steigender Vertraulichkeit.

Doch Frau Geheimräthin sah keine Gefahr; sie verharrte in blinder Zuversicht.

IV.

Eine nach Schlesien verheirathete Polin, die durchaus nicht Deutsch erlernen konnte, oder nicht wollte, sagte ihrer Köchin, da sie eines Tages gebacknes Kalbshirn auf der Tafel zu haben wünschte: „Mir hol' Verstand von das Kind dont die Mutter machen Muh!"

Das fiel dem Erzähler ein, wie er sich eben anschickte zu beschreiben, mit welchen Vernunftgründen Frau von Gerwanner ihrer Tochter einredete, Raimund's Eintritt in's Comptoir dürfe nun nicht länger verschoben bleiben; damit Corona den Betreffenden auf's Klarste davon überzeugen solle.

Der Auftrag ward gehorsam vollzogen; Demjenigen, welchem er galt, fehlte es auch keineswegs an Verstande, ihn zu begreifen. Nur an Bereitwilligkeit, sich in's Unvermeidliche zu fügen, gebrach es auf beiden Seiten; so wie es dazumal am gewünschten Kalbsgehirn mangelte, weshalb die Köchin keins heimbrachte.

Die klügsten Worte vermochten besten Gründen nicht das gehörige Gewicht zu verleihen, weil die Herzen sich

dawider sträubten, was die Zunge sprach, was die Ohren hörten. „Du willst mich los werden, jetzt, wo sie Dich in große Assembléen mitnehmen; Du schämst Dich meiner;" — so lautete des Widerspenstigen letzte Drohung; „aber ich lasse mich nicht knechten!"

Solch ungerechte Anschuldigung erbitterte Corona. Sie schalt ihn undankbar, lieblos, zürnte ihm ernstlich, und gab es auf, den Eltern fernerhin entgegen zu wirken. Sie wähnte, sich von „kindischer Neigung" losreißen, den Jugendfreund vergessen zu können; sie hielt sich für stärker als sie war, sie wußte nicht, daß sie längst nicht mehr sich selbst angehörte. Das sollte sie erst erfahren, da die Trennungsstunde schlug; da der Sprachmeister beim Abschiednehmen feierlich bewegt anhub: „Dieses wäre demnach heute unsere letzte gemeinschaftliche Uebungsstunde gewesen, mein werther, junger Mann. Ich wünsche Ihnen Glück ... und Ausdauer im erwählten Berufe; und wenn Sie fürder französische und englische Correspondenz besorgen, dann machen Sie meinem Unterrichte Ehre, auf daß Sie in Ihrem neuen Stande aus einem Ges ein immerwährender Befr werden!"

Da verbarg sich Corona in ihrem Zimmer und fragte verwundert: „Was ist denn das? Mir ist ja so weh, so weh ... kann ich leben ohne ihn?"

Herr Commerzienrath Seschling war ein unfreundlicher, trockner, harter Herr. Wir möchten nicht gut

stehen, daß der Geheimrath gerade einen Prinzipal dieses Schlages seinem „lieben Mündel“ ausgesucht. Gewiß in fürsorglicher Absicht, gestützt auf das alte Sprichwort: „Was nicht biegen will, muß brechen.“

Sprichwörter sind nicht immer Wahrworte, und ihre hochbelobte vielgepriesene „Weisheit der Völker“ schlägt, praktisch angewendet, allzu oft in Thorheit um, sogenannten Universal-Arzeneien vergleichbar. „Eines schickt sich nicht für Alle“ ist zwar auch bereits in die Sprichwörter übergegangen, hat aber nie seinen Ursprung als wahres großes Dichterwort verleugnet. Für unsern Raimund wäre es ersprießlicher anzuwenden gewesen, als das „biegen oder brechen.“ Solche Naturen lassen sich nur bei ernster, doch zugleich milder Behandlung leiten; fügen sich wohl warmer, Zutrauen erweckender Sorgfalt, niemals gebieterischer Härte. Dringt diese rücksichtslos, kalt, feindselig auf sie ein, dann widersetzen sie sich und bevor sie sich brechen ließen, brechen sie den Zwang, den Gewalt ihnen aufdrängen wollte.

Corona sah bald, was geschehen würde; doch fand sie kein Mittel mehr, der Eltern Entschließung zu ändern. Sie hätte der Mutter geradezu eingestehen müssen: wenn Ihr ihn von unserer gemeinsamen Existenz, von mir losreißet, brecht Ihr mein Herz. Sie hätte sich zu ihrer Liebe frei und kühn bekennen müssen. So schwach durfte sie sich nicht zeigen; das erlaubte ihr Stolz noch

nicht. Sie beherrschte, wie sie ja zu herrschen von Kindheit auf gewöhnt war, nun auch ihr heißes Gefühl. Sie kämpfte einsam, litt stillschweigend, der Dinge harrend, die da kommen könnten, auf das Schlimmste gefaßt. Lange hatte sie leider nicht zu harren. Kaum das erste Jahr überstanden, gab Raimund schon Anlaß zu bittern Klagen. Er zeigte den Unterjochten, Verbissenen, der nur auf erwünschte Gelegenheit lauert, sein Joch abzuschütteln, ohne jegliche Rücksicht auf schädlichste, verderblichste Folgen. Was fragt übermüthige, von Kraft, Liebe und Zorn strotzende Jugend nach zerstörter Zukunft? Wie sie im Irrwahn unerschütterlicher Ausdauer ihrem Körper die wildesten Anstrengungen zumuthet, so wähnt sie auch rücksichtslos wild verfahren zu dürfen gegen alle Beschränkungen, welche doch zuletzt jeder Lebensberuf, will er ein lohnendes Ziel erreichen, mit sich bringt. Es ist eine schöne Zeit der vollsten, üppigsten Blüthe ... aber auch eine sehr stürmische. Zwar gilt für sie eine tiefe Goethe'sche Lehre: „Und so stellet auf die Blüthe bald und bald die Frucht sich ein; ist Gehorsam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein.“ Was aber, wo es eben die Liebe, die vieldeutige, Fluch wie Segen, Wonne wie Elend schaffende Leidenschaft gewesen ist, deren Sinnestäuschungen ein junges Blut erhitzten, daß es kochend, schäumend, tobend, Gott und der Welt allen Gehorsam aufkündigen zu dürfen sich berechtigt hält?

Wäre der schon allzureife „Lehrling“ nicht vom einflußreichen Geheimrathe, dessen Namen er obenein führte, in's Comptoir gebracht worden, Herr Seschling würde kurzen Prozeß mit dem widerhaarigen Gesellen gemacht und ihn bei den ersten Anzeichen absichtlicher Widersetzlichkeit fortgeschickt haben. Da der umsichtige Mann jedoch auf Herrn von Gerwanners Gunst große Stücke hielt, beschloß er, sich den unbequemen Gast nur persönlich fern zu rücken, und übergab ihn dem alten zuverlässigen Buchhalter zu spezieller Beaufsichtigung, indem er sagte:

„Sehen Sie zu, Herr Pierauer, wie Sie den unnützen Brodfresser etwa gebrauchen können? Ich glaube nicht, daß es auf die Länge mit ihm gehen wird ... indessen, wissen Sie, es muß gehen! Denn der Geheime ... verstanden?“

Pierauer verneigte sich in hergebrachter Weise und verfuhr ferner demgemäß. Des grauköpfigen, arbeitsamen, gutmüthigen Rechners Geduld entwand unserm liebenswürdigen Revolutionair nach und nach all' die Stacheln und Haken, womit sie auf die Probe gestellt werden sollte, und erwarb sich dankbare Anerkennung. „'S ist ein aus Ziffern zusammengesetzter, langweiliger, im Comptoir-Moder verschimmelter Patron, dieser Pierauer,“ dachte Raimund; „aber ein biederer, menschenfreundlicher Kerl ist er auch. Was kann Er dafür,

daß mich der Herr Oheim in diesen Kerker gesteckt hat, in welchem ja der Kerkermeister ebenfalls Gefangener ist? Ihn will ich nicht absichtlich kränken; will meinen Groll für den Anstifter aufsparen; meinen Groll ... und meine Rache!"

Dann bedachte Raimund wieder, jener Anstifter sei doch Corona's Vater. Und dann warf er sich schluchzend auf's Pult, mit bitteren Thränen verwischend, was er von der ihm übertragenen Correspondenz kaum in's Reine gebracht. Und dann wendeten sich Schmerz und Zorn plötzlich gegen Corona, die sich's gefallen ließ, daß ihr Ges nicht mehr der Eltern Haus betreten durfte, die ihn aufgegeben, verleugnet hatte, die wahrscheinlich von Verehrern umringt, geschmeichelt, im Begriffe stand, eine Wahl zu treffen? — Ach, wie viele schöne blau-weiße Briefbogen bedeckte sein Gänsekiel (von Stahlfedern wußten jene Glücklichen noch nichts) mit scheinbar sinnlosen Schriftzügen, aus denen nur ein Eingeweihter die Akrostichen auf Befr und Ges herausfinden konnte. Unter anderen:

Brief	Bedürfniß	Bleibt.	Bis
Entscheiden	Einer	Etwas	Endlich
Fesseln,	Furchtbaren	Für	Folgt
Rettung!	Rache!	Raimund?	Reue.
Genieße	Gut	Geh,	Ganz
Eh du	Ewig	Ende	Erbärmlicher
Stirbst!	Seyn!	Schlecht!	Seschling.

und dergleichen abgeschmackte Spielereien mehr, bei

denen wir uns nicht aufhalten dürfen, obgleich Pierauer sich sehr lange dabei aufhielt, weil sie sein höchstes Erstaunen erregten, und den ängstlichen Menschen mit neugieriger Besorgniß erfüllten, ob der kühne Untergebene nicht etwa gar einer demagogischen Verschwörung angehöre, wovon dazumal so viel die Rede ging?

Raimund wohnte noch immer bei Thun's, denen der Geheimrath jetzt, nachdem das Verhältniß des Lehrers und Erziehers zum beaufsichtigten Schüler nicht mehr Statt fand, eine höchst geringe Vergütigung für Stübchen und Kost bewilligte. Die genügsamen Leute stellten sich zufrieden, ließen übrigens den Kostgänger thun und treiben, was ihm beliebte. War er für sie doch nur ein selbstständiger, junger Herr. Vom wahren Stande der Dinge, und daß ihr Pensionair bei Gerwanner's nichts mehr gelte, daß er von seinen Verwandten wie eine Last abgeschüttelt sei, gestattete ihre beschränkte Weltkenntniß ihnen keinen rechten Begriff. Raimund schwieg über diesen Gegenstand. Das kleine Taschengeld, einen Thaler auf den Monat, war ihm anfänglich noch durch Thun ausgezahlt worden. Mit dem zweiten Lehrjahre hatte, dem zwischen Vormund und Prinzipal abgeschlossenen Vertrage gemäß, Letzterer sich verpflichtet, ein „Geschenk" von monatlich drei Thalern zu machen; weshalb er im Zwiegespräche mit Pierauer den Empfänger

besagten Geschenkes „unnützer Brodfresser“ zu nennen beliebt. Zwei Drittel der Summe hatte Raimund an Thun's einzuliefern, was er auch sonder Murren that, um die dürftigen Leute nicht zu verkürzen. Ihm blieb folglich nach wie vor sein Thaler. Der Geheimrath verfuhr so sparsam nicht aus Geiz, sondern wohl überlegt, weil er veranlassen wollte, der angehende Kaufmann möge sich beeifern, durch Fleiß und reges Bestreben recht bald außerordentliche Gratifikationen zu verdienen. Der kluge Rechner hatte sich diesmal verrechnet. Er hatte vergessen, daß des verstorbenen Vetters Sohn denselben Namen führte; daß dieser Name eine Lockung für Wucherer werden konnte, daß eine große Stadt vielfältige Verführungen darbietet; daß jugendlicher Leichtsinn beim Schuldenmachen sich vom Augenblicke ergreifen läßt und selten an die Nachwehen denkt.

Wozu ausführliche Aufzählung unzähliger Verirrungen? Ist's nicht die alte sich stets erneuernde Geschichte schwärmerisch-verehrender, heilig-reiner Liebe, die, verscheucht vom heimischen Herde, auf dem ihr frommes Feuer entbrannte, umqualmt von finsteren Wolken und schwarzem Rauch, nicht mehr zum hohen blauen Himmel emporlodert? Sie erlischt keineswegs, sie glimmt und glüht Innen fort, sie brennt, sie schmerzt, sie quält ... sie erhebt sich nicht mehr. Entsagung kann in edlen Herzen, in starker Brust ein Segen werden, wenn sie

friedlich waltend versöhnt, beruhigt. Sie wird zur Hölle, sobald der, welcher sie üben sollte, unbändig, kindisch, leidenschaftlich dagegen sich auflehnt; wenn er ihren Frieden verschmäht, um den Kampf irdischer Begierden mit Welt und Menschen auszufechten. Er meint des lockern Lebens Strudel, in den er sich stürzt, soll ihm den Gram aus der Seele spülen; er trachtet zu vergessen ... ach, er berauscht sich nur, findet in der Lust keine Freude, im Genuß keine Befriedigung, im Trotz keinen Trost. Es bedarf täglich erneuerter Zerstreuungen, damit er, vom Rausche erwachend, nicht zur Einsicht gelange, wie nichtig, wie verfehlt, wie verderblich seine Gewaltmittel sind.

Wir begegnen wohl hin und wieder Männern, welche dereinst ähnliche Zustände durchlebt haben, ohne ihnen zu erliegen. Sie rafften sich noch glücklich auf am Rande des Abgrundes, fanden sich selbst wieder, und sind ungeschädigt aus der Prüfung hervorgetreten. Aber nicht Vielen wird es so gut, die Meisten gehen darin unter; doch nicht Wenige der Letzteren bewahren noch im tiefsten Elende einen Funken jener frommen Liebesgluth, die sie zwar in's Verderben jagte, deren Gedächtniß ihnen dennoch jugendlich wohlthuend, lindernd die Seele labt, bis in's Grab ihnen nicht erlischt; ja, wie wir hoffen, über's Grab hinaus fortlebt. Denn was wäre erste, uneigennützige, von irdischen Begierden nicht

entweihte Liebe anders, als ein unmittelbarer Hauch des Ewigen, Ueberirdischen, Göttlichen? Es giebt keinen klarern Beweis für der menschlichen Seele Unsterblichkeit, keinen philosophischen, keinen theologischen. Die erste Liebe bleibt das letzte Wort über dieses bis zum Ueberdrusse abgehandelte Thema; und der Verfasser hat Verzeihung zu erbitten, daß er abermals darauf zurückgekommen. Was jetzt folgt, mag die Abschweifung entschuldigen, denn wollen wir unsern Raimund nicht gänzlich aufgeben, thut ihm solch Trostsprüchlein Noth. Er war aus seiner dumpf grollenden Verschlossenheit, aus seinem rachebrütenden Trotze, worin nicht allein der vornehm fernstehende Seschling, worin auch der wohlmeinende Pierauer Resignation, von Hang zur Faulheit unterstützt, erblickt hatten, nach und nach verfallen in offenkundige Vernachlässigung jeglicher Berufspflicht, in Verwilderung der Sitte und des Lebens. Einige fast aufgegebene, halb verlorene, aus andern Geschäften bereits weggeschickte Standesgenossen, längst vertraut mit sträflichen Kunstgriffen, wodurch sie sich Geld zu verschaffen wußten, hatten den unerfahrenen Neuling, dessen überwiegende Geistesgaben sich in verzweifeltem humoristischen Witze mit gründlicher Verbitterung mischten, völlig umgarnt; hatten sich ihm als „Freunde" angeschlossen. Sie erklärten ihn, obgleich den Jüngern, für den Klügern, ihnen an Wissen weit Ueberlegenen,

für den unwiderstehlichsten Gesellschafter, fügten sich seinen Urtheilen und Entscheidungen, gestanden ihm willig den obersten Platz bei ihren Zusammenkünften, befriedigten seine Eitelkeit, weckten die in ihm schlummernden Anlagen zu zügelloser Genußsucht, und verwickelten ihn um so leichter in ihr unheildrohendes Treiben, als sie ihn überall frei hielten, ihn immer und überall um sich haben wollten, weil, wie sie versicherten, jeder Lustbarkeit die feinere Würze fehle, ohne ihn! — So sehr verblendete ihn der Sinne Taumel, daß er die oft sich aufdringende Frage: „Woher nehmen diese Menschen, was sie ... was wir vergeuden?" — schnöde zurückwies, endlich gar zum Schweigen brachte, mit dem seines Verstandes unwürdigen Worte: „Was kümmert das mich?"

Dieses unselige zweite Jahr ging kaum zu Ende, da sollte der Irregeleitete einsehen, daß ihm besser gewesen wäre, sich bei Zeiten um das zu bekümmern, was ihn „nichts gekümmert." Im Seschling'schen Comptoir allgemein unbeliebt wegen seiner sarkastischen Aeußerungen, seiner nie verhehlten Geringschätzung des Handelthumes, welches er kurzweg „Schacher" schimpfte; beneidet um die (vermeintlich nahe) Verwandtschaft mit dem einflußreichen Staatsbeamteten, dessen Protection ihn zu Seschling gebracht, war er, ohne daß er's dachte, von Spähern umgeben, die seinen heimlichen Wegen

und Abwegen fein-listig nachspürten, ihm bald auf die Sprünge geriethen und in anonymen, mit verstellter Hand gekritzelten Zuschriften dem Herrn Prinzipal Argwohn erregende Winke und Warnungen ertheilten; was offen zu thun sie nicht gewagt haben würden. Die pfiffig abgefaßten Denunciationen ließen dem Verdachte Spielraum, Raimund habe „an Ort und Stelle" irgend welche Unterschlagungen verschuldet; obgleich dies in seiner Stellung schwierig, beinahe unmöglich schien ... wofern es nicht etwa abzuschickende Geldbriefe und gefälschte Postscheine betraf. Jedenfalls häuften sich die Beweise, daß seine extravagante, verschwenderische Lebensweise mit seinen rechtmäßigen geringen Einnahmen im schreiendsten Widerspruche stehe. Nun hielt Herr Seschling sich veranlaßt, selbst einzuschreiten. Er überfiel den Verdächtigen in „seiner Sünden Maienblüthe," untersuchte mit ihm persönlich eigenen Brillenaugen das dem Unwürdigen anvertraute, von höchst geschäftswidrigen Spuren und Resten frivoler Vergnügungen chaotisch angefüllte Schreibepult und fand ... o Entsetzen! ... jene oben erwähnten, dem arglosen Pierauer schon anstößig gewordenen Versuche, die Silben Befr und Ges buchstäblich zu glossieren.

„Bedürfniß — Einer — Furchtbaren — Rache!" Rache? Gegen wen? Wohl gar gegen ihn, den reichen ... Ha, da stand's schwarz auf weiß: „Ganz erbärmlicher — Seschling!"

Das stieß dem Fasse den Boden aus. Das schwemmte, im Ergusse giftigster Galle, jede Rücksicht für den Geheimrath von dannen, erstickte jede Stimme barmherzig-vorsichtiger Erwägung: ob nicht besser schonend zu verfahren, öffentlicher Skandal zu vermeiden sei? Nein, vor der Behörde sollte der Ruchlose bekennen, wo und wem und was er entwendet habe, womit er den nichtswürdigen Aufwand getrieben!

Vergeblich wagte Pierauer etwelche schüchterne Beschwichtigungsversuche. Der mitleidige Alte blieb der einzige Vertheidiger des von allen Seiten Angegriffenen. Sämmtliche Insassen des Comptoirs legten unaufgefordert Zeugniß ab wider den „großmäuligen, hochmüthigen Laffen!"

Raimund's Verhaftung erfolgte sonder Aufschub, weil der Polizeikommissar, den Seschling herbeigerufen, aus des Fassungslosen verkehrten, sich widersprechenden Antworten untrügliche Indicien für dessen Schuld zu erkennen meinte.

„Den wären wir glücklich los," raunten sich die heimlichen Ankläger triumphierend zu, als Raimund in's Gefängniß geführt war. Herr Commerzienrath Seschling aber machte sich auf, seinem hochverehrten Gönner im Ministerio der Finanzen über den „unliebsamen Vorfall Rapport abzustatten."

V.

Corona ist unterdessen der „großen Welt," dem gleißenden Drachen „Gesellschaft" in den nimmersatten Rachen geworfen worden. Sie hat sich, durch den eigenthümlich-anmuthenden Reiz ihrer Schönheit, die nach herkömmlichen Regeln keine klassische (oftmals langweilig-kalte), die im Gegentheil eine romantisch-warme, geistig-belebte genannt werden darf, ein Heer bewundernder Verehrer gewonnen. Sie hat, wie man im eleganten deutschen Style zu welschen pflegt: bruit — éclat — furore gemacht. In Persien (wenn wir nicht irren) heißen dergleichen ausgezeichnete Erscheinungen „Stadtaufruhr." Unter den aus wirklich stehendem Heere geworbenen, namhaften Verstärkungen des symbolisch sogenannten Heeres von Anbetern ragte ein noch jugendlicher Hauptmann hervor, der, eben erst zum Compagniechef avanciert, seine Würde stattlich zu bekleiden wußte. Martial, Freiherr von Bejars, einer ursprünglich französischen Familie entstammend, verband mit militairischer Festigkeit, geselliger Bildung feinste

Formen, gab im Gespräche mit gelehrten Männern mannichfache, außerhalb seiner soldatischen Wissenschaft liegende Kenntnisse kund, und verstand in zuvorkommender Höflichkeit den ihm einwohnenden Stolz so geschickt zu verhüllen, daß derselbe sich niemals zu abstoßendem Hochmuth verstieg. Es fehlte dem brillanten Offizier weder an fördernder Begünstigung von Oben, noch an erklärlicher Gegnerschaft von Seiten der Kameraden. Beides trug er, wie etwas Unvermeidliches, in stoischem Gleichmuth, ließ sich von nichts anfechten, hielt den Kopf hoch, hatte für Freund und Feind passendes Benehmen und genoß den großen Vorzug, sich, im ererbten Besitze eines recht ansehnlichen Vermögens, von Schulden gänzlich rein halten zu können. Im Allgemeinen galt er für einen ehrenwerthen Charakter, . . . nur Eigenschaften, die aus weichem Gemüthe herzuleiten wären, konnte Niemand an ihm entdecken.

Wir finden ihn bei Frau von Gerwanner, die seine Bemühungen um Corona im günstigsten Lichte betrachtet, und vorgestern Abend, auf glänzendem Balle, seine Bitte, sich in ihrem Hause „präsentieren" zu dürfen, höchst verbindlich entgegengenommen hat. Sie behauptet ihren Eckplatz im Sopha. Er sitzt nahe bei, ohne der Bequemlichkeit, welche der tiefe Fauteuil ihm bietet, froh zu werden, denn seine Blicke schweifen ungeduldig von der Mutter ab zur Seitenthür, durch die bei seinem

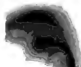
Eintritt die Tochter entschwunden ist. Lahme Conversation, trotz aller Anstrengung der Frau Geheimräthin, die hinkende in raschern Gang zu bringen. Endlich hat Martial in der Epheulaube eine Perlenstickerei entdeckt, mit welcher ohne Zweifel Corona kurz vor seiner Ankunft sich noch beschäftigte. Diese Entdeckung benutzte er: „Ich wäre trostlos, meine Gnädige, müßt' ich befürchten, Fräulein Corona von ihrer kunstreichen, geschmackvollen Arbeit verscheucht zu haben?"

„Nicht doch, Herr Baron. Schon bevor Sie gemeldet wurden hatte ich bemerkt, daß meine Tochter mit ihrer Empfangstoilette noch im Rückstande und ihr einen Wink gegeben, das Versäumte nachzuholen. Sie wird bald wieder hier sein, denn ihre Eitelkeit nimmt unglaublich geringe Zeit in Anspruch."

„Das dürfte man auch mit Recht weggeworfene Zeit nennen. Wo Natur so viel gab, kann moderne Künstelei nur verderben."

„Sie sind gar zu gütig. Schwache Mütter hören auch übertriebene Lobsprüche mit Vergnügen. Dem unerfahrenen Mädchen könnten sie schädlich werden."

„Vielen anderen; den meisten sogar, das gesteh' ich zu. Was diese junge Dame betrifft, scheint sie mir hoch erhaben über schädlichen Einfluß auch der aufrichtigsten Huldigungen. Jede Anpreisung äußerer Vorzüge hat



geringen Werth für Diejenige, die sich des innern mit Recht so sicher bewußt sein mag."

„Die Anerkennung, welche gerade Sie, lieber Baron, meinem Kinde gönnen, beglückt mich, das will ich nicht leugnen. Es ist sonst nicht unserer jungen Herren Brauch, nach innerem Werthe ihr Urtheil zu regeln. Auch ohne mütterliche Vorliebe darf ich das Ihrige treffend nennen. Das Kind ist mit nicht gewöhnlichen Eigenschaften ausgestattet. Nur möcht' ich wünschen, Corona ließe sich durch dieselben nicht verleiten, Ansprüche auf Leben und Welt daraus zu entwickeln, welche sie mehr oder weniger unseren Ansichten von beiden entfremden. Sie stellt bisweilen seltsame Paradoxen auf ... still, ich höre sie!"

Wirklich, sie kam. Sittsam-ernst, freundlich, begrüßte sie den Capitain, ging gemessenen Schrittes an dem sich achtungsvoll vom Sessel Erhebenden vorüber, ihrer grünen Laubbedachung zu, deren dichtes volles Blätterwerk sie des Verehrers Blicken fast entzog. Vergeblich wendete Martial alle Beredtsamkeit auf, sie in's Gespräch zu verflechten. Nur auf direkt an sie gerichtete Fragen erfolgten artige, aber kurze Antworten. Wer das Mienenspiel des vom schönen Geschlechte verwöhnten Kriegers und Siegers zu deuten verstanden, würde wahrgenommen haben, daß seine zuversichtliche Ruhe eine nur erzwungene war, daß er noch irgend etwas im Rückhalt

hatte, daß er mit sich selbst kämpfte, ob er es vorbringen sollte?

Der Frau Geheimräthin entging das. Corona mußte eine Ahnung davon haben, es verriethen's die ruckweise unwillkürlich zusammengezogenen dunklen Brauen, unter denen forschende Augen aufschauten, sobald ein neuer Gegenstand berührt wurde. Daß Martial dergleichen Frageblicke durch's üppige Epheulaub deutlich gesehen, scheint nicht glaublich. Doch gefühlt haben mag er mindestens einen derselben, dessen Schärfe ihn herausfordernd angeregt, so daß er schnell, ohne jeglichen einleitenden Uebergang, der Frau vom Hause die Frage hinwarf: „Ist wohl ein junger Mann, welcher sich Gerwanner, Raimund Gerwanner schreibt, der Ehre theilhaftig, Ihrer Familie anzugehören?"

Sehr kleinlaut, im schleppenden Tempo zögernder Verlegenheit, brachte die Erschrockene ihr: „Ich wüßte nicht genau zu sagen . . . —"

Corona fuhr desto entschiedener auf. „Was veranlaßt diese Frage, Herr Baron?"

„Sie ist verzeihlich, gnädiges Fräulein; besagtes Individuum, welches im Rufe steht ein Taugenichts zu sein, hat mir kürzlich das Gesuch eingereicht in meine Compagnie aufgenommen zu werden, wobei er die Hoffnung andeutete, auf Avancement dienen zu dürfen. Bevor ich es der Mühe werth fand, unsern Regiments-

Commandeur damit zu belästigen, wollte ich doch erst nähere Auskunft über jenes verwilderte Subject einziehen ... lediglich um seines Namens willen, der ihm bei mir für eine Empfehlung galt. Ich habe nichts Gutes von ihm vernommen. Er soll in einem hiesigen Handlungscomptoir beschäftigt gewesen und mehrfacher Veruntreuungen halber Knall und Fall fortgejagt worden sein. Natürlich wäre unter solchen Umständen weiter nicht mehr die Rede von ihm, hätte nicht, wie gesagt der Name ... ich muß flehentlich um Verzeihung bitten, wegen dieser unbesonnenen Anfrage. Konnt' ich doch vorher wissen, daß keinerlei verwandtschaftliche Beziehung möglich sei zwischen einem Diebe, und ..."

Frau von Gerwanner saß auf der Folterbank.

Corona raffte ihre Stickerei zusammen und sprach mit weicher, kaum bemerkbar zitternder Stimme: „Raimund ist boshaft verleumdet worden. Leichtsinnig mag er gewesen sein. Niedriger, gemeiner Thaten kenne ich ihn als unfähig. Unserer Väter Väter waren leibliche Brüder. Meinen Eltern gilt das für keine Verwandtschaft mehr. Mir immer noch. Er ist neben mir aufgewachsen, ich hab' ihn lieb, ich geb' ihn nicht verloren."

Sie grüßte den Hauptmann mit flüchtigem Kopfnicken und entfernte sich eiligst.

Das war ein Ausgang, den Martial nicht erwartet hatte. Des sonst so taktvollen, nicht bald aus dem

Gleichgewichte zu bringenden Lebemannes Verlegenheit stieg auf's Höchste, als er Frau von Gerwanner fassungslos vor sich sah. Beide suchten Sammlung zu gewinnen. Endlich war's doch die Dame, welche zuerst das Wort ergriff: „Beurtheilen Sie meine Tochter nicht falsch, bester Baron, als verdiente dieses unüberlegte Aufwallen sonderliche Berücksichtigung. Corona hat sich's nun einmal in's eigenwillige Trotzköpfchen gesetzt, den unverbesserlichen Schlingel nicht gänzlich fallen zu lassen. Einige Entschuldigung gewähren ihr allerdings die Reminiscenzen der Kinder- und Lernzeit; sie genossen gemeinschaftlichen Sprachunterricht. Der Junge ist talentvoll, kann auch recht liebenswürdig sein ... wenn er will. Daß er ein mauvais sujet werden würde, durch und durch, prophezeite mein Gemahl von jeher. Meine Schwäche für Corona legte nicht hinreichendes Gewicht auf die leider in vollem Maße eingetroffene Prophezeiung. Es hat sich zwar der anfänglich über Raimund schwebende Verdacht sträflicher Unterschlagungen im Geschäft, bei gerichtlicher Untersuchung vollständig unbegründet erwiesen. Und insofern trifft meine Tochter mit ihrer Rechtfertigung die Wahrheit. Dennoch haben wir unsere Hand von dem Undankbaren abgezogen. Gerwanner denkt auch die Vormundschaft, die er aus reinem Erbarmen übernahm, baldigst niederzulegen. Was aus dem Burschen wird, geht uns nichts mehr an.

Wir wollen nicht weiter an ihn denken. Vergessen auch Sie, ich bitte dringend, diesen unerquicklichen Auftritt! Von meiner Seite wird gewiß Alles geschehen, des Unwürdigen Schattenbild aus Corona's Gedächtniß völlig zu verwischen. Und wollen Sie mich in dieser Bemühung ernstlich unterstützen, dann, meine ich, wird es uns im Vereine gelingen!"

Deutlicher konnte eine Mutter kaum aussprechen, daß ihr Martial ein erwünschter Schwiegersohn sei. Dieser verstand sie auch vollkommen. Er küßte dankbar die ihm dargebotene, zum Bündniß einschlagende Rechte, und empfahl sich der „huldvollen Beschützerin, unter deren Beistand er hoffen dürfe seines Daseins höchstes, herrlichstes Ziel zu erreichen!"

Welche Nachwehen Corona's heroische Parteinahme für einen Verstoßenen daheim erzeugt habe, soll unerörtert bleiben. Vater wie Mutter gingen übrigens, nach vorher getroffener Uebereinkunft, vorsichtig dabei zu Werke, weil sie besorgten, Oel in's Feuer zu gießen, wenn sie ihre Pläne und Ansichten auf die Verbindung mit Martial jetzt schon durchblicken ließen. Sie begnügten sich der Tochter begreiflich zu machen, fernerer Umgang mit einem so übelberufenen Namens-Vetter (ach, wie dankbar fühlten sich der Herr Geheime jetzt seinem verstorbenen Bluts-Vetter Gottfried, daß selbiger, Gott hab' ihn selig, in besseren Tagen nicht ebenfalls auf die

Idee verfallen sei, sich „adeln“ zu lassen!), fernerer Umgang mit Raimund Gerwanner sei platterdings unmöglich!

Unerwarteterweise stellte Corona dem väterlichen Veto diesmal keinen Widerspruch entgegen. Sie ergab sich stumm-entsagend augenscheinlicher Nothwendigkeit. Und mit diesem Gehorsam zeigten sich für's Erste die Eltern zufrieden.

Anders verfuhr der Hauptmann. Der wußte es durchzusetzen, daß „ein so schmucker Kerl“ wirklich seiner Compagnie eingereiht werden durfte, was sich nicht ohne vielseitige Schwierigkeiten bewerkstelligen ließ. Weshalb sich Raimund gerade an diesen Offizier gewendet, würde unerklärlich bleiben, dürfte man nicht vermuthen, daß er absichtlich den als hochfahrendsten, unzugänglichsten, strengsten in der ganzen Garnison bekannten Hauptmann auserwählt habe, zum bevorstehenden Kampfe wider das Geschick. Eine Vermuthung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man des Hülflosen wahrlich verzweifelte Lage in Beziehung bringt mit der ihm eingeborenen, zur Widersetzlichkeit geneigten ungeregelten Freiheitsliebe. Die Tyrannei, die ihm drohte, war ihm vielleicht erwünscht, weil er durch ihren Druck Veranlassung zu finden hoffte für irgend einen, gleichviel welchen, wahnsinnigen Act blinder Wuth und Rache? Es mag nicht Vertrauen, es mag Haß gewesen sein, was

ihn leitete; Haß gegen die Menschheit! Ja, vielleicht ließ ihn jene oft bespöttelte, doch niemals gründlich weggeleugnete mystische Naturkraft, die manche Personen mit auf die Welt bringen, in seinem künftigen Befehlshaber den Bewerber um Corona's Herz und Hand, den gefährlichsten Nebenbuhler ahnen? und er folgte instinktmäßig einem dunklen Drange, ohne sich Rechenschaft zu geben? Was wissen wir davon? Nicht mehr und nicht weniger, als ihr allweise, gelehrte Forscher, Denker, Philosophen!

Baron Bejars hinwiederum wußte sich desto genauer Rechenschaft zu geben von seinem Verfahren. So lange ihm ein Gedanke an die Möglichkeit vorgeschwebt, er könne sich's bei Gerwanner's verderben durch Theilnahmlosigkeit gegen den gleichnamigen Aspiranten, war ihm die Verpflichtung peinlich gewesen, dem jungen Menschen, der, lächerlich genug, unter solchen Umständen, bei solchem Regimente „auf Avancement" dienen wollte, diesen Wahn zu rauben, und ihm „den Standpunkt klar zu machen!" Jetzt aber, wo er es nicht mehr mit einem Schützling der Eltern, vielmehr mit einem total Aufgegebenen, dessen Jene sich schämten, zu thun hatte, mit einem ehemaligen, von der Tochter noch werthgehaltenen Jugendgenossen . . . jetzt fand er sich berechtigt, diesem leichten Vogel, der ihm über kurz oder lang als ein „Nebenbuhler in Kinderträumen"

Unbequemlichkeiten verursachen, ihm hinderlich werden könnte . . . (wer studiert Mädchenlaunen aus?) diesen leichten Vogel in die Falle gehen zu lassen, und ihm, saß er einmal darin, gemächlich das bunte Gefieder ein wenig auszurupfen: „Hab' ich den liederlichen Schlingel unter meinem Commando, dann will ich ihm wohl die Lust vertreiben, in meiner Sonne Strahlen zu flattern!" — So wurde Raimund Gerwanner wohlbestallter Gardist und zeichnete sich bald als einer der nettesten, schlanksten, geschicktesten Soldaten aus.

VI.

Ein Erzähler, dem die Aufgabe ward, in gedrungener Kürze irgend ein kleines Ganzes zu liefern, sucht oft vergeblich unter etwaigem Vorrath von Stoffen die passende Auswahl zu treffen. Denn die an Thatsachen ärmeren wollen desto fleißiger ausgeführt sein, sollen sie Entschädigung darbieten für den Mangel an Begebenheiten, wodurch der Verfasser wider Willen in's Breite geräth. Diejenigen hingegen, welchen Reichthum an bunten Schicksalen und Vorfällen einwohnt, widersetzen sich in diesem ihrem Ueberflusse der Enge des Raumes. Das hilft nun aber nichts; was in einem weitangelegten Romane mehrere Druckbogen füllen dürfte, muß sich zwischen scharf gezogenen Grenzen mit wenigen Seiten begnügen. Da heißt's denn: so hat sich's begeben! und damit Punktum. Zum Glück fragt der Leser Mehrzahl selten danach, welche Antriebe ein Autor seinen handelnden Personen unterzuschieben sich bemüht; sie will zunächst erfahren, was und wie es geschah? Das warum? sagt sich die Mehrzahl, werden wir schon selbst heraus-

finden. Und fänden wir's nicht, dann träfe die Schuld natürlich den Erzähler, der's nicht verstanden hätte, klar zu machen.

Das ist eine böse Sache. Und deshalb auch dünkt es mich leichter, eine lange Geschichte lang und breit vorzutragen, als einer kurzen, gemessenen Umfangs, lebendige Wahrheit einzuhauchen.

Wer vorstehenden Ausruf „captatio benevolentiae“ schilt, erweist mir dadurch kein Unrecht; wird vielmehr gebeten, solche an mir zu üben.

Raimund, haben wir bereits angedeutet, fand sich besser und fügsamer in den Zwang der Subordination, als seine bisher an den Tag gelegte Renitenz hätte vermuthen lassen. Dergleichen rasche Umwandlungen sind durchaus nicht ungewöhnlich. Sie beweisen nur, welch' tiefe Macht über Massen eiserner, consequenter Wille ausübt, wenn ihm zugleich persönliche Gewalt verliehen ist über jeden Einzelnen. Auch der unbändigste Verfechter idealer Freiheit und realer Freiheiten ergiebt sich in's unbedingte Muß, sobald er Tausende um sich her dasselbe thun sieht. Darin ähnelt die Menschheit gewissermaßen einer großen Schafheerde, trotz manchen sonstigen allgemeinen und individuellen Unterschieden.

Capitain Bejars fand zu selbsteigenem Befremden bald ersichtliches Wohlgefallen an seinem „adretten“

Rekruten. Bei jeglichem Rapport, den Lieutenant, Feldwebel, Unteroffiziere über dessen musterhaftes Verhalten abstatteten, äußerte der Hauptmann: „Ich weiß nicht, was sie mit dem Jungen haben? Dem ist offenbar zu viel geschehen!“

Das Lächeln des schönen Mannes verrieth bei solchen Aeußerungen, daß jenes „zu viel“ ihm gerade nicht schmerzlich, und daß er durchaus nicht geneigt sei, den Ausgestoßenen mit der Familie zu versöhnen, oder diese mit ihm. In der That schien Raimund bei Gerwanner's völlig vergessen. Er ward nicht genannt, auch von Corona nicht, während Martial, sichtlich in der Gunst steigend, dem erstrebten Ziele immer näher rückte. Die öffentliche Stimme, diese große Lügnerin, redete sogar von schon geschehener Verlobung. Frau Geheimräthin nahm darauf bezügliche Glückwünsche zwar noch nicht entgegen, wies dergleichen aber auch nicht zurück. Corona, von jungen Freundinnen zärtlich-neidisch geneckt, begnügte sich mit ausweichenden, nichtssagenden Antworten, gab dabei jedoch so überschwängliche Lobeserhebungen des vermeinten Bräutigams zu hören, daß es klang, als wolle sie heirathslustige Mädchen anreizen, sich selbst um den Bewerber zu bewerben. Weshalb die Hörerinnen unter sich dann ganz verblüfft zischelten: sie empfiehlt uns den längst Empfohlenen auf's Angelegentlichste, wie wenn sie wünschte, wir möchten ihr ihn

abspänstig machen! — Und wer weiß, ob nicht Manche große Lust dazu hatte? Doch das ging nicht. Baron Bejars, wahrhaftig, glich keinem Freier, der geneigt sein würde sich „abspänstig" machen zu lassen. Hatte er doch nur Augen für Eine, welche darum denn auch von ihren holden Freundinnen nicht minder gründlich gehaßt, als liebesüß beschmeichelt wurde. So lange ihre unbefangene Mittheilsamkeit den aus den Kinderschuhen in's Jungfrauenthum übertragenen Argwohn der Gespielinnen genährt, „sie interessiere sich für den dummen Jungen von Cousin," war sie ihnen der „himmlische Engel Krönchen" geblieben, den sogar solch' „unbegreifliche, bedauerliche Verirrung" nicht entweihen könne. Jetzt, wo sie auffallend still, zurückhaltend, verschlossen die Huldigungen eines Cavaliers empfing, dem so Viele huldigten, . . . jetzt war sie eine „überstudierte, genial-sein-wollende Zierpuppe," die den armen unglücklichen Gefährten harmloser Mädchenzeit herz- und mitleidlos aufgegeben!

Nichts über die Gerechtigkeit auf Erden! Nein, trügen gläubige Herzen nicht in sich die Ueberzeugung, daß es wenigstens Einen giebt, der Herzen durchschaut . . . sie müßten still stehen vor Unmuth.

Daß Corona seine täglich steigende Liebe nicht eben theilte, darüber ward Martial sich wohl klar. Aber daß sie den . . . Andern lieben könne, hielt er für unmöglich:

Einen gemeinen Soldaten seiner Compagnie mit Eifersucht zu beehren, konnte dem selbstbewußten Hauptmann nicht einfallen. Raimund existierte ja seiner Ansicht nach gar nicht mehr für die Familie von Gerwanner. Wie hätte die allbewunderte Zierde der Gesellschaft; wie hätte sie, der Gegenstand so vieler, mehr oder minder eifriger Wünsche, Annäherungen, Anträge, auch nur das leiseste Gedächtniß bewahren mögen, einem Undankbaren, der ihres Vaters Namen befleckt, sich selbst auf immer aus diesen Kreisen verbannt hatte; der in unwirthlichen Mauern der Kaserne dem Reglement unterworfen, mit seiner Löhnung ausreichen mußte! Und von allen ostensibeln Verehrern stand Coronen Keiner, das durfte er sich sonder Eitelkeit sagen, näher denn Er; zog sie Keinen ihm vor; galt nicht Einer mehr bei den Eltern. Es ist nur eine Frage der Zeit und Beharrlichkeit, wiederholte sich der in jungen Jahren schon viel erfahrene Sieger. Und damit beruhigte er die bisweilen wild auflodernde Ungeduld.

An einem voreiligen Frühlingsabende war's, der sich leichtsinnig in den Märzmonat eingeschwindelt hatte, ohne zu erwägen, was für Unheil er mit seiner unzeitigen Wärme anrichten könne, als Herr und Frau von Gerwanner das Opernhaus verlassend, auf Corona's Bitte den Wagen leer heimschickten, um den Rückweg als Spaziergang zu benutzen. Daß Martial zu rechter

Zeit sich ihnen angeschlossen, hatte nichts Befremdendes; war er doch seit anderthalb Jahren ihr offizieller Begleiter. Damals begann das Schauspiel noch um sechs Uhr. Um halb zehn Uhr erreichte es bei nicht ungewöhnlich langen Vorstellungen sein Ende. Das Haus hatte sich rasch geleert. Durch zögerndes Berathen, ob gefahren, ob gegangen werden solle, wurden unsere Freunde schier die Letzten. Die Straßenbeleuchtung blieb zu jener Zeit höchst mangelhaft. Der Hauptmann, dem der Geliebten Wunsch einer Fuß=Promenade als ersehntes Zeichen gegolten, sie wolle sich im Halbdunkel seiner Führung anvertrauen, bot ihr freudig den Arm. Doch wie schnell er's that, kam er dennoch zu spät, denn schon hing sie an dem ihrer Mutter. So zogen sie, zwei Paare, auf dem schmalen Trottoir langsam hin, die beiden Herren voraus . . . auf Antrieb des Geheimrathes, der da meinte: überlassen wir den Damen das Tempo, dann kommen wir nicht vom Flecke! — Und er trachtete nach dem Theetische.

Bei jedem Schritte drehte sich Martial um; wie er sich den Hals fast ausrenken mochte, jedesmal sah er die Tochter angelegentlich in die Mutter hineinreden, wie wenn sie die dringendsten Mittheilungen zu machen hätte und jede Unterbrechung fürchte. Dicht an der Thorwache — Gerwanner's bewohnten ein eigenes Haus im Parke — blieb Corona einige Schritte zurück:

„Geh' nur langsam voraus, Mutter, ich muß ein Schuhband fest knüpfen; gleich ist's geschehen."

Kaum allein, rief sie den vor den Gewehren stehenden Wachtposten an: „Ges, armer lieber Ges?"

„Befr? Du? Und Du willst mich noch kennen?"

„Ich hab' Dich entdeckt, da ich nach zwei Uhr mit Mutter ausfuhr, und hab's mir berechnet, daß Du von acht bis zehn wieder dran sein würdest. Deshalb sucht' ich es einzurichten. . . . Wir haben viel zu sprechen; Du mußt —"

„Aber, Corona, wo bleibst Du denn?" fragte, sie unterbrechend, die Mutter zurück. Der Geheimrath und Martial hatten sich vorher schon nach den Damen umgeschaut; Letzterer zeitig genug, die Schildwache in verbotenem Gespräche zu bemerken. Er kehrte hastig um, näherte sich dem Uebertreter des Verbotes, bis er dessen Züge genauer ausnehmen konnte . . . doch wie er sah, wen er vor sich habe, unterdrückte er, was ihm von soldatischen Flüchen auf der Lippe geschwebt, zupfte sich den Bart, ließ den drohendsten aller Zornblicke auf den Schuldigen los, und holte den Geheimrath wieder ein.

„Was um Gotteswillen hast denn Du mit Soldaten zu schwatzen, Kind?"

„Still, Mutter, daß der Capitain Dich nicht hört, sonst wird der Mensch bestraft. Er wollte mir Artigkeiten sagen; ich hab' ihm die Frechheit hart verwiesen."

„Der Unverschämte!“

„Zum Theil war's meine Schuld: weshalb mußt' ich gerade vor der Thorwache den Schuh verlieren. Lassen wir's gut sein!“

Seit diesem Tage vermochte Raimund nicht ferner seinen Dienst so zu versehen, daß die Vorgesetzten wie sonst mit ihm zufrieden gewesen wären. Der Compagniechef herrschte ihn bei jeder Gelegenheit heftig an; ein Arrest jagte den andern. Gewiß geschah dies meistentheils, weil im Hauptmann ein kaum zu verhehlender Haß gegen den bis dahin vorzugsweise artig behandelten Grenadier entbrannt war; doch von aller Schuld ist auch dieser nicht frei zu sprechen, denn er ließ sich bei allerlei Versäumnissen betreten, ging wie ein Träumender umher, auf Mahnungen und Befehle kaum achtend, so daß ihm nachgesagt wurde, „er pflege sich zu berauschen.“

Ach ja, berauscht ist er wohl gewesen, doch nicht von gebrannten Wässern, die er verabscheute. Seinen Sinn umnebelten Corona's letzte, abgerissene Worte: „Wir haben viel zu sprechen; Du mußt“ . . . — Was muß ich, fragte er sich hundertmal in einem Tage, tausendmal in jeder Nacht. — Was soll, was kann ich thun, mich zu nähern, ohne daß ich ihr Aerger und Verdruß bei den Eltern bereite?“

Er entwarf unzählige Pläne und verwarf jedweden

als unausführbar. War ihm denn nicht mit härtesten Ausdrücken verkündigt worden, daß er sich nimmermehr unterfangen dürfe, jene Schwelle zu betreten? Daß sämmtliche Dienerschaft angewiesen sei, ihn durch Gewalt zu vertreiben, wenn er sich dennoch erkühne? . . . Aber es muß ja sein, denn sie will es! Sie liebt mich noch; sie hat mich nicht aufgegeben; ich wär' ein feiger Schurke, folgt' ich nicht ihrem Winke!

Und wenn er dann das wirbelnde Haupt mit der Decke seines Lagers verhüllte und die Schlafgenossen hörten das Gewinsel ohnmächtiger Verzweiflung, da lachten sie einander zu: „Der ist wieder scharf im Thrane; so was lebt nicht. Der Kerl kauft sich Einen man blos, daß er besser jammern kann!"

Bei stürmischem Aprilwetter kommt Raimund eben wieder von einer Strafwache, da rennt ihm am Eingangsthor zur Kaserne ein weinendes Mädchen entgegen, welches den Neckereien der im Hausflur sich aufhaltenden Burschen auszuweichen, lieber im Schneegestöber geblieben war: „Sie sind's ja; nicht wahr, Sie sind „unser junger Herr Vetter," der Raimund? Oder nicht?"

„Der Raimund bin ich wohl; doch wessen Vetter? ich kenne Dich nicht."

„Ich bin nur die Küchenmagd von (kaum hörbar) Geheimraths draußen. 's Fräulein schickt mich . . .

aber . . . (sie legt den Finger an den Mund) für Sie ganz alleine! Daß Niemand was gewahr wird! Adieu!"

Und wie eine vom Sturmwind gejagte Schneeflocke verschwindet sie.

Zitternd birgt er das Briefchen am Herzen, und empfindet voll wonnigem Behagen die Wärme, welche dem dünnen Blatt Papier entströmend aus seinen erkälteten Gliedern alle Frostschauer vertreibt, ihn belebend erwärmt.

Daß die Soldaten hinter ihm her spotten: „Einen verflucht häßlichen Schatz hat der sich ausgesucht!" darauf achtet er nicht.

VII.

Jene wenigen Kleidungsstücke, welche dem aus dem Comptoir in die Kaserne Flüchtenden, als schon bezahlte, dereinst nicht vom Schneider abgenommen worden, lagen bei Thun's verwahrt. Lange schon hatten die redlichen alten Leute ihren ehemaligen Zögling und Kostgänger nicht mehr bei sich gesehen. Manche stille Thräne hatte die gute Frau um den immer noch geliebten, nur „durch böse Buben verführten" Raimund geweint. „Sein Schicksal," meinte sie, „geht mir zu Herzen, wie wenn er der einzige Sohn meiner einzigen verstorbenen Tochter wäre." Und der vom Joche ermattenden Lehrerdaseins zusammengesunkene Thun erwiederte darauf: „Möcht' er wenigstens die falsche Scham überwinden und uns besuchen. Ich wollte ihm ja keine Vorwürfe machen, wenn ich ihm nur vor meinem Tode noch einmal in das freundliche treue Gesicht blicken könnte!" — Beide waren einig in unerschütterlichem Wohlwollen für den von den „Seinigen" Verstoßenen. Doch wenn Er unwillig ausbrach: „Herr, mein Gott, was müssen

die reichen Leute hart sein, daß sie sich so gänzlich von ihm abwenden!" „Laß nur, Vater Thun," sprach dann wohl die Alte, „das Mühmchen wird seiner darum doch gedenken, die Corona hat ihn viel zu gern gehabt, die läßt ihn nicht so fallen!"

„Was nicht noch! Die hat längst zehnmal vergessen, daß es einen Raimund auf Erden giebt. Ist so gut wie verlobt mit einem stolzen „Prampierer" von der Garde, der sie auf Schritt und Tritt begleitet. Begegne ich ihnen nicht zu öfterenmalen? Die Frau Geheimräthin bläst sich nicht wenig auf am Arme des reichen Schwiegersohnes. Und Fräulein Krönchen trägt das Köpfchen wunder wie hoch. Könnt' es nicht höher tragen, säße wirklich ein Krönchen darauf. Das ist nicht mehr mein munteres natürliches Mädchen, dem ich die Feder führte zu den ersten Strichübungen. Das ist eine vornehme künftige Frau Stabsoffizierin. Ach, wo sind die kindlich-heiteren Mienen geblieben? Sie schaut zerstreut um sich her, erkennt Unsereinen kaum, dankt zur Noth für meinen Gruß. Neulich komm' ich . . . Horch, hat's nicht an die Küchenthür gepocht? Ja; jetzt wieder. Die „Klopfe" kenn' ich . . . das ist . . ."

Sie eilte hinaus. Alsobald erhob sich ein von Schluchzen ersticktes Freudengeschrei: „Unser Junge! Vater Thun, sieh' doch den Raimund an, was der männlich geworden ist!"

Sie lagen sich in den Armen. Der Schreibmeister, nachdem er nur die erste Rührung bewältigt, begann zu klagen über lange unverdiente Vernachlässigung, doch Raimund ließ ihn nicht ausreden: „Ich war so elend, ging mit Selbstmordgedanken um, fühlte mich zu tief erniedrigt, daß ich mich nicht mehr würdig erachtete, Euch vor's Angesicht zu treten. Was hätt' ich meine lieben Pflegeeltern mit meinem desperaten Jammer belästigen, Euch aus Eurer friedlichen Eintracht herausschrecken sollen? Endlich ist wieder ein Sonnenstrahl in die Finsterniß gedrungen . . . davon später! Jetzt thut mir hülfreicher Beistand Noth, den find' ich vielleicht bei Euch? Habt Ihr noch die vernützten Kleider, die ich hier zurückließ, als ich, nachdem das Verderben über mich hereingebrochen, Abschied nahm?"

„Ob wir sie noch haben? Wie fragst Du so albern! Wo sollten sie sonst sein?"

„Ihr konntet sie verschenkt haben — verkauft an einen Trödler . . . ich blieb Euch mit einigen Thalern im Rest, und . . ."

„Pfui, Raimund, so zu reden ist schlecht!"

„Ja, ich war schlecht geworden; ich gesteh's ein. Wer von sich nur Uebles denkt, der lernt auch bald mißtrauisch sein gegen seine Freunde. Verzeiht mir's! Nun aber gleich heraus, Mutter Thun, mit dem schäbigen Zeuge; heute soll's gute Dienste leisten, mag's noch so

verschossen sein. Im Dunklen sind alle Katzen grau! Drinnen in meinem Kämmerlein will ich mich umkleiden."

„Verkleiden? Ihr dürft ja nicht „Civil" tragen, denk' ich; dürft nicht so rumlaufen?"

„Dürfen? Wer fragt nach dürfen, wo Leben und Glück, Tod und Untergang auf dem Spiele stehen? Was bedeuten vierzehn Tage schwerer Arrest, meinethalben „Latten," gegen eine Viertelstunde, die mit Engelshand und himmlischer Macht den Versunkenen aus trübem Schlamme ziehen will? Nur her, Mama Thun, her mit dem alten Krame! Sollt' ich dem Rocke auch entwachsen sein; sollt' ich eine kleine Einwohnerschaft von Motten daraus aufstöbern; sollt' ich wie ein Bettler darin aussehen ... bin ich doch reich an Hoffnung, und tausche weder mit Herrn Commerzienrath Seschling, noch mit Herrn von Gerwanner!"

„Raimund, was hast Du vor?"

„Meine Beinkleider, Vater Thun," rief's aus der Kammer zurück; „meine morschen, ausgedienten, schwarzen Unaussprechlichen, in die ich soeben höchst vorsichtig einfahre, wie ich die verehrungswürdigen Commißhosen abgestreift habe."

Hätten die Soldaten, welche gestern ihre höhnischen Bemerkungen über unseres Helden schlechten Geschmack bezüglich seines „Schatzes" laut werden ließen, das

graue, grobe Umschlagetuch, worein die herdfeuerrothe Briefbotin „eingemummelt“ gewesen, heute Abend vor des Geheimrathes Wohnhaus auf- und abwandeln sehen, möchte ihnen doch aufgefallen sein, daß gegenwärtige Trägerin desselben sich von der rechtmäßigen Eigenthümerin bedeutend unterschied. Gang, Haltung, Bewegung der Hände, beim sorgfältigen Verhüllen des Hauptes, zeigten nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit jener für „häßlich“ erklärten Küchenmagd, obwohl es auch deren Jacke war, unter welcher ein ungeduldig harrendes Mädchenherz schlug. Wer ihr begegnet wäre hätte denken müssen: Die wartet auf einen Liebhaber!

Zum Glück kam fast Niemand des Weges: vor Spaziergängern sicherte das garstige Wetter. Die wenigen Männer, die etwa raschen Schrittes vorüber eilten, nahmen sich weder Zeit auf die jenseits der Fahrstraße unter dürren Bäumen umherirrende, allerdings verdächtige Person zu achten, . . . noch wurden sie im Geringsten von ihr beachtet, denn Keiner von ihnen trug Uniform; und nach solcher einzig und allein richteten sich die aus dicht umschlungenem Kopfe leuchtenden Augen.

Ueber die furchtbar langen Minuten vergeblichen Erwartens, wenn jeder Moment kostbar, jede Zögerung gefährlich ist, wenn Verrath von allen Seiten droht! Welche Macht ist doch die Liebe, eine recht eigentliche

Großmacht, daß sie auch schüchterne, verzagte, bescheidene, sittsame, zarte Wesen zu Wagnissen ermuthigt, gegen die tapferster Krieger Heldenthaten nicht aufkommen! Daß sie stolze Jungfrauen, verwöhnte, zu Ansprüchen jeglicher Art er- und verzogene Zierden vornehmer Gesellschaft in dürftiger, entstellender, unsauberer Verkleidung Schritte thun läßt, die in's entsetzlichste Verderben stürzen könnten, sobald ein einziger Schritt zum Fehltritt würde!

Darüber hegte nun allerdings Diejenige, von der wir berichten, keine Sorge. Sie wußte genau, was sie wollte, wie weit sie zu gehen gedenke, und fest wie ihr Wille standen ihre Entschließungen. Nichts hatte sie zu fürchten, als Ueberraschung von Seiten der Ihrigen, oder des Erwarteten Ausbleiben. Heute mußte sie sich ihm erklären, mußte ihn hören, heute noch; es war der letzte Termin.

„Endlich — nein, abermals nein! Keine Uniform. Dennoch ... er späht nach den Fenstern hinauf ... er schaut umher ... er sieht mich nicht durch die Dunkelheit ... Ges! Ges!"

„Befr? Du, in dieser Tracht ... hier im Dickicht?"

Und er liegt ihr zu Füßen. „Nun ist Alles vergessen, jede Noth überstanden. Du liebst mich noch; ich halte Deine Hände. Ich habe nichts mehr zu fürch-

ten, auch den Tod nicht, denn ich weiß, Du wirst um mich trauern. Du hast mir verziehen, willst vergeben und vergessen."

„Vergessen? was Du verschuldet, ja! Dich, niemals. Ich bin und bleibe Dein, wenn Du mir aus reiner Seele sagen kannst, daß Du nie aufgehört mein — zu bleiben; nichts trennt uns. Davon weiter keine Worte. Die Zeit drängt, sie erwarten mich zum Thee. Morgen wird Baron Bejars offiziell um mich anhalten. Die Eltern haben ihre Einwilligung gegeben, unter Vorbehalt der meinigen. Ich ließ ihn und sie bisher in Ungewißheit. Erst mußt' ich ergründen, wie wir Zwei zu einander stehen. Du ließest mich ohne Kunde; man erzählte mir das Schlimmste von Dir ... den innern Glauben an Dich hab' ich nie verloren, doch Zweifel haben sich von Außen eingeschlichen. Hier sind wir vor Gott, kein irdischer Zeuge neben uns. Lügen kannst Du nicht; Du bist immer wahr gewesen. Wagst Du vor Gott dem Allsehenden mir zu wiederholen, daß ich Dir jetzt noch, wie damals, Eines und Alles bin? Daß Du kein höheres Streben kennst als meinen Besitz; nur diesen, ohne jede andere Absicht? Darfst Du den Schwur leisten, den der Ewige vernimmt? Darfst Du, Ges?"

„Befr, ich darf's!"

„Du bist mein Bräutigam; mit diesem Kusse verlob'

ich mich Dir. Gott ist unser Zeuge . . . was bewegt sich drüben bei unserm Hause? Tritt zurück von mir . . . hinter diesen Baumstamm."

„Ein Offizier im Mantel . . . mein Hauptmann!"

„Mein Bewerber! Er hat uns bemerkt. Er wendet sich der Hausthür zu. Er kehrt um. Er entfernt sich. Laß ihm einigen Vorsprung, und dann hier links, durch das Eichwäldchen dem nächsten Thore zu. Du hast doch Urlaub genommen für diesen Abend?"

„Wozu darum bitten? Mir hätte man ihn verweigert. Ich bin persona ingrata geworden."

„Dann eile, damit Du vor Neun Deine Kaserne erreichst."

„Zu spät! Vorher hab' ich noch die Kleider zu wechseln."

„Unvorsichtiger, wie leichtsinnig . . . nur fort! Deinem Schwure bleib' treu, ich halte den meinen. Vertraue mir . . . habe Geduld — leb' wohl!"

Athemlos keuchte Raimund den Thun'schen unzusammenhängende Laute entgegen, sein Glück zu verkünden, die, obgleich kaum verständlich, in ihrer Bedeutung dennoch verstanden wurden, weil ein verklärtes Antlitz sie erklärte. Bald hatte er sich in den „reglementsmäßigen" Gardisten umgeschaffen, dem verblüfften

Paare stürmisch gedankt, und war mit dem Ausrufe: „ich lebe wieder, denn ich hoffe!“ — aus jenen Gemächern verschwunden, die solchem absonderlichen Auftritte niemals noch zum Schauplatze gedient. Als er die Kaserne, nur wenige Minuten nachdem es vom nahen Thurme Neun geschlagen, betreten wollte, und wie ein Rasender in den Thorweg stürzte, rannte er auf . . . seinen Capitain, der ihn hier erwartet zu haben schien, und ihm zornige Flüche entgegen donnerte. Diesmal raubte eifersüchtige Wuth dem zwar immer schroffen, sonst jedoch seiner selbst Herr bleibenden Gentleman die kalt ironische Ruhe des vornehmen Befehlshabers. Martial vergaß sich (und Corona's Ehre!) so weit, auf „strafbare Verkleidung bei verbotenen Zusammenkünften“ hinzudeuten. Raimund, dem der Geliebten „habe Geduld“ in der Seele nachklang, versuchte den Erstaunten zu spielen, welcher nicht begreife, was gemeint sei? Dadurch wurde sein Gegner auf's Aeußerste gereizt: „Will der freche Schurke mir vielleicht abstreiten, was ich gesehen?“ schrie er wüthend und hob die geballte Faust, um Jenen in's Gesicht zu schlagen. Doch ehe der Schlag noch fiel, hatte Raimund den rechten Arm seines Vorgesetzten mit beiden Händen gepackt und hielt ihn fest. Der Hauptmann wollte nun vom linken Gebrauch machen, es begann ein Ringen, ein hin und wider Drängen, und eben als der Soldat den Com=

pagniechef mit heftigem Stoße vor die Brust von sich ab gegen die Mauer geschleudert, bog der Hauptmann von der Ronde, mit einem Gefreiten und zwei Mann hinter sich, um den halbgeschlossenen Thorflügel, so, daß er zwischen die sich Balgenden zu stehen kam.

Ein Wink des vor Zorn schäumenden, sprachlosen Martial genügte, seiner mittlerweile aus der Wachtstube herbeigeeilten Mannschaft, den Frevler wider die Gesetze der Subordination zu ergreifen, um ihn fortzuschleppen.

Was hierauf zwischen den Capitainen zweier verschiedener Regimenter verhandelt worden ist, haben die Soldaten nicht wörtlich verstehen können, weil die Herren sich in's Innere des Gehöftes begaben, um dort ihr Gespräch weiter auszuspinnen. Für zuverlässig darf angenommen werden, daß der Hauptmann von der Ronde, Graf X., den beabsichtigten Faustschlag getadelt und überhaupt für Raimund Partei genommen; daß ferner Martial dem unberufenen Vermittler Schweigen geboten; daß endlich mehrfachen lauter werdenden Aeußerungen gegenseitiger Heftigkeit ein kurz abgeschnittenes: „Ich stehe auf jede Weise zu Befehl, Herr Baron, und erwarte bis Mitternacht nähere Bestimmungen" — gefolgt war; worauf sich die Ronde entfernt und Freiherr von Bejars den Rapport über den Vorfall im Zimmer eines die Kaserne bewohnenden Kameraden zu Papiere gebracht.

Was aus dem Rencontre beider Capitaine sich entwickeln würde, konnten die Burschen leicht errathen. Ehrengerichte bestanden im Anfange der zwanziger Jahre noch nicht, und daß diese zwei Herren schon längst einen scharfen Groll wider einander hegten, seitdem sie sich mehrfach bei ihren Amouretten in die Quere gekommen, war allgemein bekannt. Da hieß es denn auf der Pritsche: „Diesmal wird's was setzen; die haben alle Beide Haare auf den Zähnen. Aber mit dem armen Teufel, der „Unsern" vor den Magen gepufft, will ich auch nicht tauschen, dem wird sein „häßlicher Schatz" keine Liebesbriefe mehr zustechen!"

VIII.

Frau von Gerwanner saß, in bekannter Sophaecke und im höchsten Staate, wie wenn sie sollte „zu Hofe" gehen, schon um die Mittagsstunde des Dieners gewärtig, der ihren künftigen Schwiegersohn anmelden sollte. Daß der Geheimrath sich heute zeitiger als gewöhnlich aus dem Ministerialbureau wegstehlen, und durch seine mündliche Beistimmung dem feierlichen Verlobungsacte würdige Weihe geben würde, war verabredet. Der Mutter Stimmung wäre eine gloriose gewesen, hätte nicht Corona's Verhalten einige Besorgnisse hervorgerufen. An und für sich genügte dazu das schlichte Hauskleid, welches an so wichtigem Tage unpassend erscheinen mußte; noch größern Tadel jedoch fand das Benehmen der Jungfrau, in welchem sich eine seit gestern Abend erst bemerkbare, sehr entschiedene Veränderung zeigte. Die stets ehrerbietige Tochter, wenn sie auch gerade keine Leidenschaft für den Baron kund gegeben, hatte doch bisher nichts gesagt oder gethan, was Widerspruch gegen eine, von den Eltern offenbar

gewünschte, projectierte Verbindung befürchten ließ; sie hatte sich mehr duldend, erwartend, fügsam betragen, so daß auf ihr freiwilliges Jawort gerechnet werden durfte. Die Liebe, meinte Mama Constanze, findet sich in der Ehe von selbst — womit sie wahrscheinlich jene Gattung von Liebe gemeint, durch welche sie und der Geheimrath beglückt waren. Heute lag in Corona's ruhigem, freundlichem Ernst eine Bestimmtheit, die auf unwandelbar-feste Vorsätze deutete. Ihrer kindlichen, bisweilen kindischen Schelmerei letzte Spuren waren verschwunden. Obwohl das Mädchen blühender denn je in frischer Jugendlichkeit prangte, schien es doch um etliche Jahre älter geworden über Nacht; älter an Lebenserfahrung, Reife, Charakterstärke; verbreitete um sich her eine achtunggebietende Würde, deren Einfluß die Mutter sich nicht zu entziehen vermochte. Mehrfache Anspielungen auf der nächsten Stunde Bedeutsamkeit wurden nicht beachtet, zum Verdrusse der Geheimräthin, die so gern vorher auf's Reine gekommen wäre, sich aber dennoch mit verfänglichen Fragen nicht hervor wagte, aus Furcht etwas zu verderben. Das gab ein peinliches „tête-à-tête," welches sich dehnte wie des müden Fußreisenden letztes Stück Tagemarsch durch ein meilenlanges Gebirgsdorf. Die Ankunft des Geheimrathes brachte zwar momentane Veränderung in die Einförmigkeit, doch weder befriedigende, noch befriedigte; denn

sein vergebliches Umschauen nach „dem Dritten" fragte verständlich genug: „noch nichts von ihm?"

Frau Constanze verneinte pantomimisch. Ueber Corona's Züge glitt flüchtiges, höhnisch zu nennendes Lächeln. Das erbitterte den Hausherrn, dem es nicht entging. Die Erbitterung machte sich Luft:

„Saubere Berichte, die mir soeben zugetragen worden sind, über Deinen holden Jugendfreund, dessen Namen ich nicht mehr genannt haben will, aus Achtung für den unserigen. Sie haben nebenbei auch ihr Gutes, diese Berichte, denn jetzt endlich sind wir den bösen Buben los; Gott sei Dank, für immer los! Der ist, wie's in der Ballade heißt: „besorgt und aufgehoben." Wird künftighin seiner schäumenden Jugend Ueberfülle hinter einer Schubkarre beim Festungsbau verwenden. Hat sich thätlich an einem Offizier vergriffen, wie ich höre; liegt in Ketten. Hoffentlich geht's ihm an den Kragen. Und das wär's Beste."

Todtenbleich erhob sich Corona: „Wie heißt jener Offizier?"

„Weiß ich's? Keinesfalls einer unserer näheren Bekannten. Er soll die Ronde geführt und den Verbrecher bei irgend einer Unthat ertappt haben."

„Abermals eine Lüge, eine Verleumdung, wie sie aus dem Comptoir verbreitet wurden. Raimund kann

nichts begehen, was einem niedrigen Verbrechen auch nur entfernt ähnlich sähe!“

„Ich glaube gar, Du willst noch Theilnahme für diesen Elenden hegen?“

„Ich glaube das auch, mein Vater; aus dem einfachen Grunde, weil ich ihn liebe, weil ich ihm treu geblieben bin, weil ich niemals aufgehört habe, mich als die Seinige zu betrachten. Und da ist die Theilnahme wohl sehr natürlich.“

„Constanze, hörst Du? Begreifst Du? Um Gotteswillen, was für eine Tochter hast Du uns auferzogen! Mädchen, wirst Du wahnsinnig?“

„Nach Euren Begriffen und Ansichten mag ich leicht dafür gelten. Nach meiner Ueberzeugung bin ich vollständig klaren Geistes. Ich wiederhole es: Raimund ist zum zweitenmale verleumdet worden. Sollte an der traurigen Geschichte etwas Wahres sein, dann giebt es nur Einen, gegen den er sich vergangen haben könnte, wenn dieser Eine ihn dazu herausgefordert. Gestern Abend ... ja, das trifft zu! So läßt sich's erklären ...“

„Du redest irre, Kind; was vermagst Du zu erklären?“

„Mein Geheimniß, liebe Mutter!“

„Hör' ich denn recht? Klingt das nicht nach Widersetzlichkeit? Gegen uns, Deine Eltern? Und jetzt mit einem Male? Hast Du nicht die Bewerbungen des

Barons ohne Abwehr hingenommen? Hast Du nicht unsere Billigung seiner Absichten stillschweigend anerkannt, indem Du Dich freundlich abwartend gefügt? Wußtest Du nicht aus meinen vorbereitenden Gesprächen, daß wir ihn jetzt zur Stunde erwarten, damit er von Deinen Lippen das entscheidende „Ja" vernehme?"

„Weshalb auch bleibt er aus? Meine Schuld ist's nicht. Ich war gerüstet ihn zu empfangen, mein langes Schweigen zu brechen, mein volles Herz auf einen Schlag zu öffnen. Wenn mich ein banges Vorgefühl nicht betrügt; wenn Er es war, der den verstoßenen, schmählich gemißhandelten Raimund aus Eifersucht in's Verderben gestürzt hat ... nun, dann werd' ich um so leichteres Spiel haben! Ich stelle mich neben den Verfolgten; jede Schmach, diesem zugedacht, soll mich mit ihm treffen. Ja, für eine Braut will ich gelten, von heute an, aber mein Bräutigam ist nicht Baron Bejars; nein, Er ist's, der gute arme Junge, den Eure Härte zwang, einen Beruf anzutreten, welcher ihn anekelte; den Ihr auf dem Gewissen habt; an dem die Tochter gut machen will, was die Eltern Uebles an ihm gethan ..."

„Bei meinem Zorne, entartetes Kind, keine Silbe weiter, sonst, auf Ehre, ich ..."

„Ruhig, Gebhard! Bezwinge Dich! Man kommt."

„O, daß Er's wäre! Daß ich ihm sagen könnte ..."

Es kam wohl Jemand; nur nicht der von Corona

diesmal Ersehnte, nicht der von den Eltern in diesem Augenblick Gefürchtete. Einer jungen Dame öffnet der Diener die Thür; einer sogenannten Freundin; einer mit Neid geladenen, von Martial zurückgesetzten Nebenbuhlerin Corona's.

„Ach, Du Aermste, wie beklag' ich Dich!" und mit recht artig hervorgequetschten, wenn auch spärlichen Thränen, beträufelte sie die Schulter der zärtlich umschlungenen „süßesten Freundin."

Eltern sowohl als Tochter bezogen dies Mitleid auf Raimund, weshalb sie, aus freilich sehr verschiedenen Gründen, ablehnend nicht darauf eingingen. Bald aber zeigte sich, daß es nicht einen „unbedeutenden Gemeinen," daß es dessen Hauptmann betraf.

„So weißt Du noch gar nichts? So muß ich die Erste sein; muß Dir, himmlische Corona, solch fürchterlichen Schmerz bereiten? Ach, es ist schauderhaft. Baron Bejars hat sich mit dem Capitain Grafen — ach, wie heißt der entsetzliche Mensch doch gleich? . . . geschossen. Um halb acht Uhr diesen Morgen ist er sterbend in die Stadt gebracht worden, hat mit dem Regiments-Auditor sein Testament vollzogen . . . um elf Uhr schon hat der herrliche Martial, dieser Mars, dieser Apoll, den letzten Athemzug gethan. Schrecklich, gar zu schrecklich! Gewiß bist Du, wer sonst? zur Erbin eingesetzt. Hinterläßt der Verstorbene doch keine Blutsverwandte. Mein Bruder

hat zwar den Auditor selbst gesprochen, aber dieser bewahrt das Geheimniß in solcher Ehrensache, . . . natürlich ist das nur eine Wichtigthuerei, denn offenkundig muß es ohnedies bald werden. Mich verdrießt die unnütze Verschwiegenheit; ich hätte Dir, Theuerste, so gern mit der Trauerkunde auch gleich die Freudenkunde gebracht! Die Verlassenschaft soll erheblich sein."

So mengte die alberne, nichtige Schwätzerin sentimentale Phrasen unter fühllose Aeußerungen, von Keinem der Zuhörenden unterbrochen. Waren der Geheimrath und dessen Gemahlin anfänglich geneigt gewesen, des Gerüchtes Wahrheit zu bezweifeln, blieb doch kein Widerspruch mehr haltbar, sobald des Dämchens Bruder einen Zeugen wie den Auditor namhaft gemacht. Sie mußten die Thatsache anerkennen und waren tief ergriffen davon.

Corona stand in stummes Nachsinnen versenkt. Ihr Geist verfolgte den etwaigen Zusammenhang des blutigen Ausganges mit dem soeben vom Vater vernommenen Vorgange des gestrigen Abends. Ihr war's unmöglich Martials Tod von Raimunds Geschick zu trennen. Welcher Art die Verknüpfung beider tragischer Begebenheiten sein könne, beschäftigte ihre Einbildungskraft ausschließlich. Sie erinnerte sich des im Dunklen vorübereilenden Beobachters ihrer heimlichen Zusammenkunft. Daß dieser jetzt eine Leiche sein solle, bewegte ihr Gemüth

nur in so weit, wie der gewaltsame Tod eines jeden Menschen, und wär's eines gleichgiltigen, sogar eines gehaßten, den wir näher gekannt haben, uns ergreift. Aber sie sah nicht des aufgedrungenen Bräutigams schmerzhaft entstelltes Bild; sie sah nur den mit Ketten belasteten Liebling, den Mittelpunkt ihres jungen Lebens vor sich; sie empfand Schmerzen und Seelenqual nur für diesen; sie wollte denjenigen Theil der Schuld ergrübeln, der ihn bei diesen Ereignissen treffe ... und da sie nicht fand, was sie suchte, fingen ihre Gedanken sich zu verwirren an; nun fürchtete sie selbst alles Ernstes wahnsinnig zu werden.

Nachdem Fräulein Clotilde sich genugsam überzeugt, daß es ihr schwerlich gelingen werde die schweigende Gruppe dreier völlig in Stein erstarrten Menschen durch ihrer Rede Macht zu beleben, beeilte sie sich, unter banalen Beileidsversicherungen, den mit Blutstropfen bespritzten Neuigkeitsvorrath anderweitig auszubieten, wo Aussicht auf ergiebige Klatscherei lächelte.

Wir wollen die Holde nicht verdammen. Was würde aus der geselligen Conversation, empfinge ihr ermattendes Einerlei nicht bisweilen regern Aufschwung durch schauerliche oder noch besser grauenhafte Geschichten? Ein Brautstand bietet zwar ohnehin schon recht hübsches Material, besonders bei getheilten Meinungen über die betreffenden Persönlichkeiten und über seine

Gewißheit. Um wie viel reicher wird er, um wie viel höher steigt sein Werth im Preise, wenn er mit einem in mystisches Dunkel gehüllten Zweikampf endet, der den Bräutigam statt in's Ehebett in den Sarg führt. Stoff auf acht Tage und drüber!

Ihrer Entfernung folgte das düsterste Schweigen. Der Geheimrath hatte sich in einen Lehnstuhl . . . fallen lassen, und hing den Kopf. Frau Constanze wanderte unruhig auf und ab, das glatte Parquet, Viereck bei Viereck, mit leisen, kaum hörbaren Schritten ausmessend. Corona verharrte in ihrer Abgestorbenheit, äußerlichen Eindrücken verschlossen. Noch immer suchte sie . . . suchte . . . fand nicht. Wie von Zaubermacht plötzlich festgebannt blieb nun die Mutter vor ihr stehen, erfaßte ihre Schultern mit beiden Händen, schüttelte sie heftig, gleich einer Schlafenden, die erweckt werden soll, und fragte zornig: „An wen denkst Du?"

„Ich hab' einmal gelesen, Mutter, die Königstochter Ingeborg auf Upsala, da ihr die von Wunden entstellte Leiche Hjalmars gebracht wurde, zersprang alsbald vor Leid. Diese Worte drehen sich wirbelnd mit mir im Kreise. Wie glücklich war jene Ingeborg! Sie durfte sterben, weil Er gestorben, den sie liebte. Den ich liebe, darf ich nicht für todt beweinen, und soll ihn dennoch verloren haben! Mir wird man wohl auch eine Leiche zeigen, aber nicht Hjalmars Leiche. Mein Hjalmar lebt; ich

soll zu leben versuchen für ihn, und weiß nicht was beginnen! Vater sagt, sie haben ihn in Ketten gelegt."

Jetzt ward der Vater wach: „Ketten gebühren dem Ruchlosen; Fesseln, von denen ihn, herrscht Gerechtigkeit im Lande, nur die Kugel vor den Kopf befreit. Ihn von den Ketten, unser Haus von ihm. Uns, und so Gott will, auch Dich. Du wirst ja doch zur Erkenntniß gelangen, welchem Unwürdigen Du kindische Zuneigung bewahrst!"

„Einem Missethäter," fiel die Mutter ein, „der sich an seinen Offizieren mörderisch vergreift... was gehört dazu!"

„Vielleicht recht wenig, gute Mutter; ein kleines Wenig vor der Welt, ein großes Viel vor Gott und liebenden Herzen. Mag das Urtheil ausfallen wie's will und kann, meine Liebe und Treue werden dadurch nicht berührt. Die hängen ab von meinem eigenen Urtheil über das Geschehene, und bevor ich das fälle, muß ich Kenntniß haben von den Beweggründen der raschen That, von der That selbst. Ich muß wissen, gegen wen sie gerichtet war! Ist's der im Zweikampfe Gebliebene, dann war's auch dieser, der sie hervorgerufen, der alles Unheil verschuldet hat. Noch liegt mit undurchdringlichem Dunkel ein schwerer schwarzer Trauerschleier auf mir, auf Allem, was mich umgiebt. Vergönnt mir Einsamkeit, daß ich mich sammle und fasse. Ihr trauert um Euren Martial; ich traure um meinen Raimund. Wessen Trauer tiefer geht, und länger währt... das wird sich zeigen."

IX.

Raimunds Verurtheilung durch's Kriegsgericht war erfolgt. Der mildernde Einfluß, welchen Martials von dem Sterbelager aus dem Auditor in die Feder dictierte Selbstanklage vielleicht geübt haben könnte, wurde zu nichte gemacht durch des Grafen Abwesenheit, welcher unmittelbar nach Beendigung des unglücklichen Zweikampfes die Flucht ergriffen. Sein Zeugniß wäre nicht unwirksam geblieben, wenn er aus eigenster Anschauung bestätigen konnte, daß des Delinquenten Vergehen keineswegs ein Angriff, sondern lediglich Abwehr ihm drohender, ungesetzlicher, streng verpönter Mißhandlung Seitens des Hauptmanns gewesen. Nur Jener, der flüchtig gewordene Graf, hatte wirklich gesehen, was und wie es geschah; daher auch seine Entrüstung gegen Martial. Der Gefreite und die zwei Mann von der Ronde vermochten wohl auszusagen, was zu Raimunds Verderben gereichte, nicht was ihn entschuldigte. Den Stoß vor die Brust, der den Hauptmann zurücktaumeln machte, mußten sie eidlich erhärten; der Beginn des

verhängnißvollen Auftritts war ihnen entgangen, denn sie standen noch draußen hinterm Thorflügel, nachdem ihr Führer schon in den Hausflur vorgeschritten. Folglich legten die Beisitzer des Gerichtes Martials versuchte Beschönigung solches eclatanten Insubordinationsverbrechens für übertriebenen Edelmuth aus, wodurch sich ihre Ansichten eher schärften als milderten. Auch kam ein nachtheiliger Umstand noch zu Tage: Der Verstorbene hatte, vom Duell heimgebracht, kaum des berühmten Wundarztes Ausspruch vernommen, daß die im ersten Momente gar nicht so gefährlich gewähnte Schußwunde absolut und rasch tödtlich sei, als er auch schon seinen Privatdiener zu Raimund in's Gefängniß entsendet, bevor noch der Auditor herbeigerufen worden. Der Diener hatte dann beim Verhör angegeben: sein Herr habe den Arrestanten fragen lassen, wem in dieser Stadt Letzterer das meiste Vertrauen schenke, und als zuversichtlichsten Freund betrachte? Dessen Namen und Adresse solle er aufschreiben, zu welchem Zwecke ihm ein Blättchen Papier und ein Bleistift zugesteckt werde. Besagtes Blättchen habe nun er (der Diener) ungelesen, zusammengekniffen wie er's empfangen, seinem Herrn Capitain überbracht. Gleich darauf habe der Baron mit zitternder Hand ein Briefchen mühsam geschrieben, welches der Medicinalrath versiegelt und zur eigenhändigen Beförderung an sich genommen.

An wen es gerichtet gewesen, blieb ein Geheimniß; denn der große Chirurg, amtlich befragt, versicherte auf sein Ehrenwort, dieses letzten Schreibens Inhalt betreffe rein persönliche Angelegenheiten, welche mit dem Prozesse wider Gerwanner nicht das Mindeste zu thun hätten!

Man fand nicht passend in den hochgestellten Arzt weiter zu dringen und respektierte dessen Ehrenwort. Dennoch leistete dieser Zwischenfall der bei Militairpersonen sehr begreiflichen Eingenommenheit gegen den Angeklagten einigen Vorschub, eben weil er dunkel blieb.

Die Militairjustiz, mag sie schon etwas barsch auftreten, gewährt Demjenigen, der ihr verfallen ist, wenigstens einen Vortheil; sie läßt nicht gar so lange auf Entscheidung harren, weil sie nicht durch so vielerlei Formalitäten beschränkt wird. Es geht dabei, wie man im Handel und Wandel vom Verkaufe hypothekarischer und ähnlicher Werthpapiere sagt: „Zug um Zug!" Heute roth, morgen todt, kann allerdings auch zutreffen, und viel fehlte nicht, daß wir dies inhaltschwere Wort auf Raimund in Anwendung bringen dürften, wenn schon nicht gleich im schlimmsten Sinne. Denn vom Erkenntniß, welches streng gerechte Richter nach des Gesetzes Buchstaben abfassen, bis zur Vollstreckung desselben liegt glücklicherweise immer noch ein Stückchen Weges durch's Kriegsministerium bis in's Cabinet des Souverains. Und wie eifrig die junge Zeit sich auch

damals schon bestrebte, der Souverainetät die Flügel zu beschneiden, bis an das von Gottes Gnaden verliehene Vorrecht: Gnade zu spenden, ist's noch nicht gekommen.

Raimund wurde nach langen Debatten endlich zum Tode durch die Kugel verurtheilt, in einem aber auch allerhöchster Gnade empfohlen.

Wessen Vermittelung wir beimessen sollen, das Todesurtheil wirklich verworfen und in zehnjährige Festungshaft verwandelt zu sehen, darüber belehrt uns ein die ganze Residenz durchlaufendes Gerücht: Fräulein Corona von Gerwanner sei im Vorzimmer Seiner Excellenz des Herrn Generals von W. bemerkt, und von dessen Gemahlin begleitet worden. Ja, es ward behauptet, sie habe Gelegenheit gefunden ihre Bitten dort niederzulegen, wo die Macht der Gewährung thront. Daß solche Gerüchte auch an ihre Eltern drangen, läßt sich denken, und es mag im Innern der Familie noch harte Kämpfe gegeben haben. Kämpfe, bei denen die Tochter ihre unveränderlich feste Entschiedenheit mild behauptete.

Nicht zur Ehre des Herrn Geheimrathes sollen wir erwähnen, daß dieser hochfahrende Herr energisch gegen Corona's „starrsinnige Verblendung" auftrat, seitdem die Spannung auf Publikation des Bejars'schen Testamentes ihn ergriffen. Jene Muthmaßungen, von

Fräulein Clotilde ausgestreut, waren im Busen des Geldmenschen auf ergiebigen Boden gefallen. Er fand es höchst wahrscheinlich, daß Martial mit einer splendiden, über's Grab hinausreichenden Liebeserklärung die Welt verlassen; daß er, der einzeln dastehende Mann, Corona zur Erbin seines ganzen Vermögens ernannt habe! Und solche Wahrscheinlichkeit lispelte ihm in beschwichtigenden Tönen zu: „Das Mädchen kann trotz alle dem noch eine nach jeder Seite hin brillante Partie machen, weil sie eine sein wird, und ich brauche kein Opfer zu bringen! Von ihrer jetzigen Narrheit heilen sie Zeit und Umstände. Auf die Länge halten Passionen für Sträflinge und Baugefangene bei jungen Damen vom Stande nicht mehr Stand. So poetisch dumm ist man nicht mehr. Das sind nur betäubende Blüthen giftiger Pflanzen, wie sie im Reiche verwilderter Phantasie aufschießen; Erzeugnisse moderner Lectüre; romantische Träume. Unsere neugierigen Mädchen lesen zu viel Gedichte, Almanache, dergleichen Zeug; das macht sie verschroben, dauert nicht. Zehn Jahre sind eine hübsche Frist. Todtschießen wäre freilich sicherer gewesen, indessen mit zehn Jahren wollen wir auch zufrieden sein. Ehe noch ein Fünftel davon abgelaufen sitzt sie längst unter der Haube, fühlt sich contentiert als vornehme, reiche Frau. . . . Der selige Bejars hatte schönes Geld, wie man so hört . . .“

Die Mutter täuschte sich nicht mit ähnlichen Hoffnungen. Ihr dünkte die Aussicht auf eine vom Himmel gefallene Erbschaft weder so wahrscheinlich, noch die Trennung ihres Herzblättchens von Raimund so leicht, als dem in eigenem, von Ziffern eingeengten Gesichtskreise befangenen Gemahl. Sie fürchtete das Aergste für der abgöttisch-geliebten Tochter Zukunft. Daß Corona kühne Schritte gewagt, um den Jugendgenossen von der Todesstrafe zu retten, dagegen hatte die von Natur gutmüthige, blutscheue Frau nichts eingewendet; obgleich sie den Geheimrath nichts davon wissen ließ. Daß aber die allbewunderte, ringsumworbene, zu den „ersten beautés" gezählte Jungfrau Jungfrau bleiben, daß sie sich als Braut eines Züchtlings betrachten zu wollen schien ... das überstieg denn doch die Fassungskraft einer, wenn noch so zärtlichen, doch immer einer „Mutter von Welt." „Wärst Du," sagte sie in unbelauschtem Zwiegespräche, „wie die anderen Mädchen unserer Bekanntschaft, dann sollte Dein stummer und doch so leidenschaftlicher Trotz mich nicht bekümmern; ich würde Vatern beistimmen und wie er denken: Zehn Jahre sind eine lange Frist. Aber ich sehe Dich näher, habe mehr Gelegenheit Dich zu belauschen, kenne Deine Art passiven, zähen Widerstandes von Kindesbeinen an genau, deshalb gräme ich mich. Du leidest an einer fixen Idee, es bereitet sich partieller

Wahnsinn vor, das thut sich mir kund und verräth sich ohne Dein Wissen. Hör' ich nicht in schlaflosen Nächten, wenn ich voll Kummer und Angst an Dein Lager schleiche, Dich sogar im Traume die albernen zwei Silben murmeln, die mich schon weidlich ärgerten, da ihr noch Unterricht in der englischen Sprache nahmt?"

„Du meinst unsere Losungswörter? Ja, gute Mutter, die trag' ich ewig im Herzen; wie sollten sie nicht im Schlafe heraus auf die Lippen kommen? Am hellen Tage schrecken sie zurück vor Vaters höhnischem Lächeln, vor der Menschen eisiger Kälte. Aber im Schutze der Nacht . . . wovon das Herz voll ist, lautet der alte wahre Spruch, davon geht der Mund über. Willst Du die Empfindung, die mein ganzes Dasein ausfüllt, in der ich lebe und athme, willst Du sie Wahnsinn schelten . . . ich wende nichts dagegen ein. Gewiß, es ist meine „fixe Idee," wie Du's nennst, so fix und fest, als nur irgend ein Fixstern im unermeßlichen Raume, daß ich ihm gehöre! Ich werd' ihm so lange er lebt und leidet Befr, er wird mir bis zum Tode Ges bleiben. Kindische Spielerei, nicht so? . . . Wohlan: „Hoher Sinn liegt oft in kindschem Spiel." Da hast Du ein Citat Deines Poeten, den Du über Goethe stellst. Mit dieser Liebe bin ich aufgewachsen, sie wuchs mit mir. Sie verleugnete sich nicht, da Ihr den

Jugendfreund von mir trennen, ihn grausam verstoßen, aus geistigem Weiterstreben rücksichtslos in eine ihm widrige Laufbahn zwingen wolltet. Ihr dachtet mir die „thörichte Neigung," deren Blüthen Ihr treiben saht, zu verleiden, den Gegenstand meiner Liebe herabzusetzen. Ihr mögt es gut mit mir im Sinne gehabt haben, Euren Begriffen von Erdenglück gemäß . . . jedenfalls war's schon zu spät. Was so tief im Herzen wurzelte, läßt sich nur mit den Wurzeln ausreißen, und an denen bleibt jedesmal ein Stück Herz hängen. Ich blieb ihm damals treu, wo er ein geringgeschätzter, viel zu alter „Lehrjunge" hieß, den Ihr als solchen mir lächerlich zu machen suchtet. Und jetzt sollt' ich ihn aufgeben, sollte mich von ihm wenden, wo er, Dank Eurer Härte, aus der komischen Figur sich zu einer tragischen erhob? Aus dem „Jungen" ward ein Mann, ein Mann von Charakter und Ehrgefühl. Er muß bestraft werden, das seh' ich ein; Gesetze werden durch Strenge aufrecht erhalten, ohne diese gäb' es keinen Staat mehr. In diesem richten irdische Richter. Ich klage darüber nicht. Die That ist gethan, er ist dem Gesetz verfallen. Wie er sie gethan? warum er sie thun müssen . . . darüber haben drei andere Stimmen zu richten; zwei irdische, eine überirdische. Die eine redet aus meiner, die andere aus seiner Brust; die

dritte ist Gottes Stimme. Diese drei haben ihn freigesprochen, während irdischen Gesetzes Stimmen zum Tode verurtheilten. Den jedoch, der veranlaßt, was geschehen, den hat ein höherer Urtheilsspruch erreicht; der liegt im Grabe. Euer Martial war der Thäter. Mein Ges ist schuldlos und ich bleibe seine Befr. Du änderst nichts, Mutter. Um so weniger, weil auch ich mein Theilchen Mitschuld abzubüßen habe. Wir Alle sind schuldig an Raimunds strafbarer That, und wir Alle tragen unsere Strafen. Er die härteste . . . ich die schwerste. Das glaube mir!"

So sprach Corona und ihre Mutter verstummte.

X.

Unser alter Schreiblehrer Thun hatte spät erst erfahren von seines ehemaligen Zöglings Unglück. Er und die recht im tiefsten Grunde der Seele betrübte Frau brachte nun, was ihren guten Raimund betroffen, in Verbindung mit jenem verhängnißvollen Abend, wo der „liebe wilde Junge" sich bei ihnen „verkleidet habe." Darin, wie wir wissen, trafen sie das Richtige, wenn auch Beide in ihrer zwar sechszigjährigen, dennoch jedweder Lebenskenntniß ermangelnden Kinderunschuld sich vergeblich anstrengten, Ursachen und Wirkungen zu ergründen. Sie hielten sich nur an das bis zu ihnen dringende, verworren erzählte, von Widersprüchen entstellte Todesurtheil, als welchem ein für allemal und unabänderlich ein Jeglicher verfalle, der an seinen Compagniechef Hand zu legen sich erfrechte. Von Begnadigung hatte der Neuigkeitskrämerei ungewaschener Mund ihnen nichts zugute kommen lassen; denn wie schon oben erwähnt: Je schauerlicher, desto besser tragen sich dergleichen Geschichten vor, und die Aussicht auf eine

Hinrichtung schmückt sie vorzüglich. Thun's glaubten ehrlich und fest daran. Sie litten dabei, wie wenn's den eigenen Sohn beträfe; beschuldigten sich selbstquälerisch, daß sie beigetragen den Liebling in's Verderben zu bringen. Denn das Unheil hätte ja gar nie geschehen können, wäre der „Vermaskerierung" nicht durch ihre Nachgiebigkeit Vorschub geleistet worden. „Wir durften nicht gestatten," wehklagte Frau Thun, „daß er seine Uniform bei uns ablegte; durchaus nicht. Wer auf rechten Wegen geht hat keine Verkleidung nöthig. Es „schwahnte" mir bald, daß nichts Gutes dahinter stecke!"

„Aber wir hatten doch wahrlich kein Recht, ihm seine eigenen Kleider vorzuenthalten? Er ist doch kein kleines Kind und steht längst nicht mehr unter meiner Obhut. Sollt' ich ihm sein Eigenthum verweigern?"

„Ja; lieber, als daß er nun todtgeschossen wird!"

Darüber kam sie nicht hinaus. Und dann verlangte sie, ihr Mann müsse zu erforschen suchen, wann und wo die Hinrichtung Statt finden werde, damit sie ihn sterben sehe! damit ihr Gebet seine arme Seele geleite in jene Welt! damit sie der Leiche die Augen zudrücke. „Denn so schlimme Bluthunde werden die Kameraden, die ihn umbringen müssen, doch nicht sein, mir das zu verweigern?"

Die unerfahrenen Menschen redeten sich allgemach in trostlosen Jammer hinein. Sie wiederholten einander

die rührende Versicherung: Jedes von ihnen sei bereit, willig das eigene, dürre Leben hinzuopfern, wenn dadurch Raimunds blühendes Dasein erhalten werden könnte!

Es trifft sich günstig für den Verfasser, noch günstiger für den Leser, daß wir diese Pein unterbrechen sehen durch eines Dritten Dazwischenkunft, dessen Namen wir fast vergessen haben; den wir bei Thun's, und gerade jetzt am wenigsten erwarteten; durch den Buchhalter aus Seschling's Comptoir, Herrn Pierauer: an den wir uns, nachdem er wieder genannt worden, nun vielleicht noch erinnern, als an einen, obgleich machtlosen, doch gütigen und nachsichtigen Gönner des ungerecht beargwohnten Lehrlings. Als solchen führte er sich zunächst beim Thun'schen Ehepaare ein, was ihm herzlichen Empfang sicherte. Genau unterrichtet vom Ausgange des Prozesses vermochte er denn auch alle unnöthigen Todesängste zu zerstreuen; gab sogar zu verstehen, er hoffte, nicht blos in's Blaue hinein, sondern gestützt auf gute Anzeichen, mögliche Abkürzung der langen Strafe. Erst nachdem er in dieser Weise eine verhältnißmäßig heitere Empfänglichkeit hervorgerufen, rückte der geübte Geschäftsmann mit seines „Ueberfalles" wahrem Zwecke heraus:

„Wir Beide, mein werther Herr Thun, kannten uns bis heute nicht, wußten Einer vom Andern kaum, daß er lebe, und hätte man uns wahrscheinlich auch zu Grabe

getragen, gleich zwei sich wildfremden Menschen, ohne das unvorherzusehende Ereigniß, welches uns, seltsam genug, in nähere Verbindung bringt. Wir sind nämlich, Sie und ich, von einem jüngst Verstorbenen durch dessen vorgestern eröffnetes Testament zu gemeinschaftlichen Erben großen Reichthums ernannt worden. Amtlich wird, dem etwas bedächtigen Geschäftsgange entsprechend, diese Eröffnung verzögert an uns gelangen. Unsereiner jedoch, dessen Beruf mancherlei Beziehungen zu Behörden erfordert und gewährt, bekommt schon eher Wind. Es lag mir daran, auch Sie bei Zeiten von der verwunderlichen Sache selbst, so wie von den noch verwunderlicheren Nebenumständen in Kenntniß zu setzen. Theils, damit sie vor Enttäuschungen gesichert wären; theils auch, weil ich Ihre Ansichten über die uns gemachten Zumuthungen kennen lernen will.... Ist Ihnen irgend eine Ursache bewußt, weshalb Ihnen ein Martial Freiherr von Bejars, Hauptmann und Compagniechef, die Hälfte seines Vermögens testamentarisch zuwenden wollte? Nicht wahr, nein! Eben so wenig wie mir bewußt war, weshalb die andere Hälfte an mich fallen sollte! Es klingt wie ein Traum ... und dennoch ist's wirklich: Wir Beide sind Universalerben, wofern diese Bezeichnung auf zwei Personen paßt. Ich dachte mir bald: dahinter berge sich ein Geheimniß; die Geschichte gefiel mir nicht; ich besorgte, in

garstige Händel verwickelt zu werden . . . da ward mir heute in der Früh, auf meinem Wege zum Comptoir, durch einen Famulus des berühmten Operateurs Oberstabsarzt G. dies Brieschen zugesteckt. Ah, gehorsamer Diener, nun begreif' ich den Zusammenhang, und erwarte nur, daß Sie sich offen aussprechen, ob Sie gesonnen sind . . . na, das wird sich finden. Für's Erste hören Sie den Inhalt. Ich will Ihnen und Ihrer lieben Frau vorlesen, denn die Handschrift bietet Schwierigkeiten, auch für einen Kalligraphen von Metier, und ich habe mich mit den kaum zu entziffernden Strichen des matten Bleistifts bereits vertraut gemacht:

„An den Buchhalter Herrn Pierauer und den Elementarlehrer Herrn Thun; vom Sterbelager, kurz vor dem Tode.

„Der Unterzeichnete fühlt die Verpflichtung, sein Vermögen einem jungen Menschen, welcher unter ihm diente und Raimund Gerwanner heißt, zu hinterlassen. Da besagtem Soldaten, wegen eines ihn nicht entehrenden, doch hart zu strafenden Vergehens schwere Schicksale drohen, zu deren Milderung ich, der Sterbende, leider nicht mehr viel beitragen kann, raffe ich die letzten Kräfte zusammen, an zwei Männer, in welche Raimund volles Vertrauen setzt, so leserlich als ich's noch vermag, diese Zeilen zu richten. Ich ernenne im Testamente Sie Beide zu meinen Erben und bitte Sie

die Erbschaft anzutreten, unter dem Vorbehalte, daß Sie, sobald Raimund Gerwanner die ihm zuerkannte Strafe abgebüßt haben wird, ihm das Vermächtniß aushändigen als sein freies Eigenthum, zugleich als Hinterlassenschaft eines edelgesinnten Gegners, der lebend ihn beneidete, der sterbend ihm und seiner Liebe Segen wünscht. Die laufenden Zinsen mögen Sie, bis Jener frei wird, für sich selbst, wie gemeinsamen Verwaltern ziemt, benutzen. Sollte Raimund vor Ihnen sterben, dann sind Sie fernerer Verpflichtungen entbunden und wollen sich für rechtmäßige Erben Desjenigen betrachten, der mein Erbe sein sollte. So wie ich von Ihnen erwarte, daß Sie zweckdienliche Voranstalten treffen für den Fall Ihres frühern Ablebens. Im Namen Gottes, und im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit,

Martial Freiherr von Bejars."

Andächtig wie in der Kirche hatten Thun's Pierauer's Vortrag angehört. Die Frau hielt ihre Hände zum Gebet gefaltet. Der Mann gab sogleich die bestimmte Erklärung: Er schließe sich Allem an, was der Herr Buchhalter für's Beste ihres jungen Freundes zweckdienlich und ersprießlich halte: „Von Geldsachen, gütiger Herr, hab' ich mein Tage nichts verstanden, und bin alt geworden, sonder Gelegenheit, die Rechnenkunst, in der ich allerdings Unterricht ertheile, zu eigenem Gebrauch

zu practicieren. Während ich den Schülern gefährlich große Multiplicationsexempel aufgab, ist meine, mir vom lieben Gott gewordene Aufgabe „bis dato“ geblieben, von dem Wenigen, was ich spärlich erwarb, unsern Lebensunterhalt zu subtrahieren. „Kann ich nicht, borg' ich mir Eins!“ Das hatte mitunter Schwierigkeiten, welche jedoch keineswegs aus dem Umfange der Ziffern hervorgingen. Sei Ihnen demnach die Verwaltung des uns anvertrauten Kapitals überlassen. Sie sehen mich bereit, Ihnen erforderliche Vollmacht auszustellen. Und will ich auch nicht leugnen, daß uns, mir wie meiner Alten, ein unerwarteter Zuschuß gerade jetzt höchst willkommen ist, so werden wir doch unser Flehen zum Himmel dahin vereinigen, der Ewige möge, je früher desto lieber, den Tag erscheinen lassen, welcher dem wahren Erben die Freiheit bringt. Der gute arme Raimund wird sodann der reiche Raimund heißen, wird darum nicht aufhören, der gute zu sein. Und wer weiß, was sich dann begiebt, wenn er der reiche ist . . . meinst Du nicht, Frau?“

„Freilich, freilich, wer weiß? . . . Aber zehn Jahre sind denn doch ein Bischen lang. Unterdessen kann sie . . . und wir Zwei erleben den Ausgang nicht.“

„Ich eben so wenig,“ stimmte Pierauer ein. „Deshalb müssen wir bei Zeiten Sorge tragen, daß unser Tod keine Verwirrung anrichte. Ich denke, wir treten

ohne Weiteres die Erbschaft an, machen aber Jedweder zugleich sein eigenes Testament, und in selbigem den Raimund Gerwanner zu unserm Universalerben. Hernach kann der Tod kommen, wann's ihm beliebt. Was meinen Sie dazu, Herr Thun?"

„Ich meine, das wär' ein prachtvoller Einfall, den lediglich solch praktischer Welt- und Geschäftsmann Ihres Schlages hat, auf den ich nie gekommen wäre. Denn ich, sehen Sie, bester Herr, ich hätte ohne dies unerhörte Ereigniß nun und nimmermehr daran gedacht, einen letzten Willen bei Gericht zu deponieren; aus einfachem Grunde, den Sie leicht durchschauen mögen. Was hier steht und liegt, gehört ohnehin meiner Wittwe. Ein Testament des verkümmernden Schreibmeisters wäre ja gar so possierlich ausgefallen; vor Lachen hätt' ich die Feder nicht führen können und hätte unleserlicher geschrieben, als der verstorbene Herr Baron. Jetzt gewinnt das Ding ein ander Ansehen. Ha, ha, ha, nun machen wir ein Testament, Alte; ja! Nun ernennen wir unsern Universalerben! Da sieht man, wie weit Menschen es bringen können, und obendrein ohne ihr Zuthun."

„Ja, 's ist erstaunlich, 's hört sich schier an wie in den Lesebüchern aus Leihbibliotheken. In denen aber schwimmen die großen Erbschaften gewöhnlich von jenseits an, über's Meer herüber!"

„Gleichviel, meine Freunde; wir sind einig. Und einig reichen wir uns unsere drei fleißigen, arbeitsamen, runzelichten Hände und geloben uns feierlich: der verstorbene Hauptmann soll sich in uns nicht getäuscht haben, da er auf unsere Redlichkeit baute. Wir wollen das unserige thun, Sie, Herr Thun, Sie, Frau Thun, und ich nach bestem Wissen und Können. Das Allerbeste aber wollen wir Dem anheimstellen, der immer und ewig das Beste weiß, kann und will!"

Zur nämlichen Stunde, wo dieses Bündniß von drei braven, alten Menschen geschlossen ward, fand Corona auf ihrem Schreibtische ein Zettelchen, nach ihr bekannter Art in eine dünne Schleife zusammengeknüpft. Darauf stand zu lesen:

„Befr empfängt ihr Wort zurück, sie ist frei, denn Ges ist gefangen und todt für sie. Er nimmt seine Liebe mit hinüber; sein letzter Gedanke gilt ihr. Seine letzte Bitte ist: Verzeihung für die Schmach, die er über sie gebracht. Sei glücklich! Vergiß den Unglücklichen ... den Verlorenen."

Corona fragte nicht, wie dieses Abschiedswort zu ihr gelangt sei? Eben so wenig fragte sie, ob und wie ihre Erwiederung an Ihn gelangen werde? Sie vertraute der getreuen, klugen, behutsamen Vermittlerin ganz in ihrer Nähe, die einen eben so zuverlässigen Vermittler gefunden habe. (Wir erblicken diesen in

Martials Diener, der dem Sterbenden gelobt, sich des Gefangenen, so viel er könne, anzunehmen.) Sie begnügte sich mit den Worten:

„An Ges! Befr will nicht frei sein; will ihre Liebe heilig halten. Kennt keine andere Schmach, als die Treue zu brechen. Ges und Befr Eins im Leben und im Tode!"

Sie gab ihrem Blatte dieselbe Form, legte es auf denselben Platz ... und verlor von dieser Stunde keine Silbe der Klage mehr.

Die Zeit aber ging ihren alten Gang, gleichgiltig bei Freuden und Leiden der Menschheit. Denn sie ist ja zugleich Ewigkeit, das Kleinste gilt ihr groß, das Größeste klein, weil sie mit anderm Maße mißt, als die in ihr Lebenden. Weiß sie doch, daß auch diese der Ewigkeit zugehören.

XI.

Anderthalb Jahre sind verflossen. Der Thronfolger stand im Begriff sich zu vermählen. Die hohe Braut sollte ihren Einzug halten. Es wogte von freudig erregten Bewohnern der Stadt auf allen Straßen, in allen Gassen. Grüner Blätter beraubt trugen heute die herbstlich entlaubten Bäume schwerere Last; denn auf ihren Aesten schaukelten sich ungeduldig harrende kleine Gaffer, wo es viel zu schauen gab. Wie es in einem Gelegenheitsliedchen heißt:

„Alt und Jung war da zu finden,
Jubelnd auf und untern Linden."

Außerordentliche Feiertage dieser Art regen wohlthuend an, eben weil sie nicht schon vorher im Kalender angezeigt waren; weil sie eine stets willkommene Unterbrechung des Gewöhnlichen herbeiführen; endlich und hauptsächlich, weil sie stets irgend welche Acte der Großmuth, der Verzeihung veranlassen; weil Hoffnungen mannichfacher Art sich auf sie stützen.

Hatte Corona seither im elterlichen Hause jede

nähere Zergliederung ihres Zustandes, ihrer Gedanken und Absichten zu vermeiden gewußt; war es ihrem unbeugsamen Willen gelungen, des treuen Herzens Schmerz, der edlen Seele Trauer in entsagende Selbstüberwindung zu hüllen; gab sich die Mutter sogar schon dem Wahne hin, ihre Tochter könne lernen zu vergessen . . . wie ganz anders sah es in ihrem Innern aus! Mit jedem Tage wuchs ja ihre Liebe, weil kein Abend verging, wo sie nicht im Geiste mit dem Geliebten in sein Gefängniß schlich; kein Morgen brach an, wo sie nicht den bleichen, unter Sträflingen vereinsamten Freund vor sich gesehen und sich ihres üppig ausgestatteten Nachtlagers geschämt hätte, während er vom dürftigen harten Pfühle zur Arbeit getrieben würde. Oftmals war sie aufgesprungen, und hatte Stunden auf kalter Diele verwacht, um ihn zu überbieten an Entbehrungen. Sie litt seine Leiden mit. Er stand ihr näher, war ihr theurer denn je. Es ist glaublich, denn es entspricht dem eigensten Wesen der unergründlichen Leidenschaft, die Jeder „Liebe" benennt, unter welcher jedoch ein Jeder, seiner Beschaffenheit gemäß, etwas Anderes verstehen mag, . . . es ist glaublich, daß gewaltsame Trennung sie steigert; daß Ferne heiß zusammenschmiedet, eisern bindet, was ungestörte Nähe vielleicht unmerklich erkältet, gelockert, gelöst haben würde. Nähe giebt mehr und minder Befriedigung, kann bald in's

Prosaische der Wirklichkeit hinab sinken. Ferne verklärt, veredelt, wird Poesie.

Und was stellt sich jugendlich feuriger Phantasie wohl poetischer dar, als der Geliebte, der um seiner Liebe willen duldet! der im Gefängniß schmachtet! dem die feuchten Mauern einer Festungs-Kasematte, die Gemeinschaft von Verbrechern zur Folie dienen, auf deren düsterm Untergrunde sein Werth um so heller sich emporhebt? Für Corona hatte sich ihr Geliebter zum Märtyrer der Liebe überhaupt gestaltet. Ihr Dasein blieb von nun an unzertrennlich von seinem Geschick. Aus lieblich lächelndem Eigensinn eines verliebten Mädchens war heiliges Pflichtgefühl entstanden. Die Neigung zum blühend schönen Jüngling trat zurück vor der von Sinnenreizen geläuterten Treue für einen in Kerkerluft frühzeitig alternden Mann. Als solchen zeigte ihre erfinderische Einbildungskraft den nach so vielen Jahren erst zu Entlassenden. Einem niedergebeugten, abgeblichenem, von aller Welt gemiedenem Bräutigam bewahrte das beste Gemüth seine besten Schätze. Es lag so viel Frömmigkeit in ihrer Resignation, daß sie dadurch gekräftigt ward, daß sie im Unglück sich fast glücklich, in tiefster Demuth stolz fühlte. Dieser beglückende Stolz hinderte sie aber nicht, aus dem Nebelgrau der Entsagung auch bisweilen in's Grüne der Hoffnung einen Blick zu werfen. Ein Ereigniß, wie das bevorstehende,

welches Stadt und Land in Bewegung setzte, mußte nothwendig ihre Aufmerksamkeit erregen. Sie hatte, ermuntert durch das Freudenfest, ein Bittgesuch entworfen; warm, lebhaft, einfach, welches kindlich naiv Begnadigung erflehte, „die ja doch ein Vater am Hochzeitstage seines geliebten Sohnes ihr und dem Geliebten ihrer Seele nicht versagen werde!" Nur ein jungfräulich reines Wesen kann solche Eingabe schreiben, der Form nach unpassend, durch den Inhalt desto eindringlicher. Sie hatte dieselbe von richtigen Händen in die rechten Hände befördern zu lassen gewußt; hatte eine Woche hindurch auf Bescheid geharrt, nichts dergleichen empfangen, und sich nun, da der große Tag herangerückt war, bereits wieder gefügt und ergeben. Der graue Nebelschleier hing wieder zwischen ihr und der übrigen Welt, über ihr, um sie, ließ keinen Schimmer von Hoffnungsgrün mehr durchzittern.

Bei Gerwanner's ging's dieser Tage recht lebendig zu. Beide Töchter waren auf Besuch eingetroffen aus ihren kleinen Städten, um die Festlichkeiten der großen Residenz mitzumachen. Wahrscheinlich auch in der Absicht, sich zu vergewissern, was an den bis zu ihnen getragenen, sich widersprechenden Geschichten von rückgängig gewordenem Brautstande, im Duell gebliebenem Bräutigam, Testamentstäuschungen, unwürdigen Liebschaften mit Züchtlingen und vielerlei anderen aus

Rand und Band gehenden Begebenheiten wahr oder unwahr sei? Besonders zartfühlend dürfen wir beide Damen nicht nennen. Sie gingen ziemlich unsanft zu Werke bei ihren Forschungen; unterwarfen die jüngste Schwester förmlichen Verhören; gaben ihr zu bedenken, wie unklug sie sich benommen, den reichen Martial abzuschrecken. Nicht allein unklug gegen sich, nein, auch rücksichtslos gegen die Schwestern, denen das ihr zugedachte Aussteuerkapital, welches der „noble Schwager" unfehlbar zurückgewiesen haben würde, billigerweise zugefallen wäre: ihnen, die in ihrem Ehestande wahrlich keinen Ueberfluß „litten!"

Corona suchte sie zu beschwichtigen mit der in sanftmüthigster Geduld gegebenen Versicherung: sie mache gar keine Ansprüche ihre Schwestern zu verkürzen; überlasse ihnen willig, was sie ihr beneiden könnten; wolle sich mit dem Unentbehrlichsten zufrieden stellen.

Habsüchtige Gemeinheit wird durch Großmuth nicht beschämt; nicht entwaffnet. Die Aermste sollte zum Danke für so rührende Unterordnung auch noch giftige Anklagen vernehmen über ihre „leichtsinnigen Streiche;" über ihr „sträfliches Verhältniß mit einem Taugenichts," über die „Schande, die sie der Familie mache!" — Da loderte das verhaltene Feuer in hellen Flammen auf. Die boshaft Angefeindete ergriff des Geliebten Vertheidigung, führte die Rechtfertigung ihrer Liebe zu ihm

mit hinreißender, überwältigender Beredtsamkeit. Was sich nur sagen läßt für uneigennützige, den ganzen Menschen erfüllende Leidenschaft, im Gegensatze zu berechnender, herzloser Lebensklugheit ... sie warf es, gewürzt mit allen Belegen aus der Schwestern eigenen Bündnissen, ihnen in's Gesicht, daß die von der Wahrheit Bewältigten zurückwichen vor dem „rasend gewordenen Kinde." Bei der Mutter fanden sie kein geneigtes Ohr für Beschwerden über Corona. „Laßt mir meine Dulderin ungeschoren," sprach Frau Constanze; „die arme Seele hat Kummer genug ohne Euch!"

Der Vater wußte ihnen eben so wenig großen Trost zu bieten; oder wollt' es nicht, weil ihn die „ewigen Jeremiaden und Betteleien" anwiderten, und er, in übelster Laune, die schon erhoffte, unbegreiflicherweise an „völlig namenlose Leute" gefallene Erbschaft, nicht „verwinden konnte."

Da gab es geringe Freude im Hause, und erst als die Schwiegersöhne, die Herren von Lamperti und von Jostruff, anlangten, ihre Gemahlinnen abzuholen, stellte sich mit deren Einfluß die gesellige Eintracht mindestens äußerlich einigermaßen her. Auch Corona hatte wiederum hinreichende Macht über sich gewonnen, harmlos mitzureden. Sie übte auf ihre Herren Schwäger, die sie lange nicht gesehen, und nur „das geistreiche Kind" im Gedächtniß behalten, denselben Zauber aus, den sie

bewußtlos überall um sich verbreitete. Was vor Raimunds furchtbarem Geschick an ihr bisweilen wie Uebermuth erschienen und momentan der Anerkennung ihrer Vorzüge störend gewesen sein mochte, trat jetzt als Wehmuth, doch nicht zur Schau getragen, sondern von weiblicher Würde, ja von zartem Scherze veredelt an's Licht, ohne jede Beimischung von Bitterkeit. Sogar den Schwestern zeigte sie keinen Groll, bemühte sich vielmehr sie in erheiternde Gespräche zu ziehen. Schon am ersten Abende gewann sie sich beide Schwäger aus Widersachern zu unbedingten Bewunderern. Freilich zu sehr stillen. Denn die Herren hatten Ursache ihre Frauen nicht bemerken zu lassen, wie sehr die Schwägerin sie fesselte.

Zur zweiten Darstellung der Festoper war eine Loge errungen. Beim Diner brachte der Geheimrath die mühsam erstrittenen Billets zum Vorschein. Da er sie vertheilte, ergab sich, daß deren nur sechs waren und am Tische saßen sieben Personen.

„Ich bliebe," sprach er, „gern bei meinen Akten . . . doch heute untersagt mir's die hohe Stellung, die ich im Ministerio bekleide; man erwartet die Neuvermählten . . . ich könnte vermißt werden . . ."

Die Schwiegersöhne verbeugten sich loyal gehorsamst. Die älteren Töchter erlaubten sich einiges Nasenrümpfen. Frau Constanze schob ihr Billet Coronen zu.

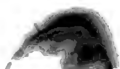
„Ich danke Dir, Mutter," sprach diese und schob es ihr freundlich zurück; „Dir ist Theater paré ein Vergnügen, mir ist's eine Marter, wie jedwede Versammlung geputzter Menschen. Meiner Gemüthsverfassung sagt Einsamkeit besser zu. Du weißt ja, daß ich alle Gesellschaft vermeide."

„Wie lange soll die hartnäckige Ziererei noch dauern," rief der Vater. „Es muß endlich ein Ende gemacht werden. Wozu sind Unsummen auf Deine Erziehung und Ausbildung verschwendet worden? Ich mag Dich nicht so auf dem Halse behalten. Junge Mädchen müssen sich zeigen, müssen auf dem Heirathsmarkte sich einfinden, sonst gehen sie nicht ab. Du wirst diesen Winter Gesellschaften besuchen. Ich bestehe darauf!"

„Und ich werde dem Befehle gehorchen. Aber das Theater ist kein Ballsaal, und in unserer Loge hast Du keinen Bewerber für mich zu erhoffen, der Dich von mir erlöste. Gestatte mir heute noch daheim zu bleiben; dagegen versprech' ich . . ."

„Weshalb nun gerade heute noch? Der Anfang muß doch einmal gemacht werden, der Unsinn sein Ende erreichen. Warum nicht heute schon?"

„Ich weiß es nicht recht zu sagen. Mir ist zu Sinne, wie wenn mich etwas Wichtiges heute Abend in unserm Hause betreffen sollte. Ich erbitte mir Erlaubniß, nur diesmal noch ungehorsam zu sein; zum Letztenmale!"



Sie legte eigenthümlichen Nachdruck auf dieses „letztemal" und verlor sich dann von der Tafel in's Nebenzimmer an den Kaffeetisch.

„Was zum Henker kann sie Wichtiges erwarten? Wüßt' ich nicht, daß der Schandbube fest sitzt . . ."

„Aber, Gebhard, wie kannst Du . . .?"

Constanze wechselte mit dem Gemahl einige beredte Blicke, und er ließ sich bedeuten. Die zwei jüngeren Ehepaare fanden die Luft im Speisezimmer etwas schwül, hätten sie gern durch irgend eine kühne Wendung aufgefrischt, aber es fiel Dreien von den Vieren platterdings nichts Gescheidtes ein. Herr von Jostruff, der in müßigen Stunden fait von Literatur machte, wollte die Pause benutzen, ein Citat geistreich (wie er hoffte) anzubringen, und flüsterte, nach dem andern Zimmer deutend, geheimnißvoll: „Jean Paul schreibt irgend wo: „Raubvögel sollen vom weiblichen Sangvogel nur das Herz ungefressen lassen," wobei er sich auf Aristoteles und Plinius beruft."

Mutter und Töchter begriffen Sinn und Absicht des Citates nicht, das bewiesen ihre gleichgiltigen Mienen; nur Frau von Jostruff hielt es für eheliche Pflicht, den Mund lächelnd zu verzerren, als ob sie etwas erriethe.

Schwager Lamperti gab jegliche Anstrengung auf, schüttelte blos verneinend das Haupt. Der Schwiegervater sann redlich nach, man merkte es ihm ab; er

witterte eine entfernte Anwendbarkeit; jedoch was eigentlich gemeint sei, und auf wessen Seite sich der belesene Eidam stelle? ob er dem Vater, oder der Tochter beipflichte? darüber verschaffte dem Geheimrathe sein Nachsinnen eben so wenig Klarheit, als Herr von Jostruff im Stande gewesen wäre zu verbreiten.

Aber Corona, welche durch's Geklirr ihrer Kaffeetassen Schwagers Flüstern vernommen, griff die verloren gegangene Aeußerung auf, um sie ihren Ansichten entsprechend zu commentieren, indem sie laut hineinrief: „Ihr Jean Paul schreibt die Wahrheit und weiß selbst nicht, worin sie liegt. Unter den Raubvögeln versteh' ich aufgedrungene, oder sich unter'm Schutze der Verwandten aufdringende Freier. Diese können den weiblichen Sangvogel jagen, packen, abtödten, verzehren … das Herz des Leichnams dürfen sie nicht berühren, nicht verschlingen, daran müßten sie sterben."

Herr von Gerwanner hielt sich nach dieser Auffassung berechtigt, seinen ältern Herrn Schwiegersohn als Gegner zu betrachten und wandte sich nach aufgehobener Tafel beleidigt von ihm ab.

Frau von Jostruff zischelte dem Gemahl zu: „Das kommt von der unnützen Gelehrsamkeit. Künftig behalte das Zeug bei Dir!"

XII.

Wir beginnen den letzten Abschnitt unserer einfachen Erzählung mit dem Ausspruche eines von Rigoristen oftmals angefochtenen, darum nicht weniger bedeutenden Autors, dessen Romane tiefstes Studium des Lebens, anatomische Kenntniß der menschlichen Natur bekunden! H. de Balzac behauptet: „Es gehört zu des Sittenschilderers (historien des moeurs) unverletzbarsten Pflichten, die Wahrheit niemals durch scheinbar dramatische Arrangements zu verderben; hauptsächlich dann nicht, wenn sich die Wahrheit schon selbst die Mühe genommen hat, romanhaft (romanesque) zu werden."

Das ist ein tiefes Wort; zugleich eine leider nicht genugsam befolgte Lehre; denn wäre sie's, dann könnten gar häufig angewendete Bemühungen, die Natur in's Unnatürlichste hinaufzuschrauben, nicht tagtäglich verletzend auftreten.

Wir wollen uns begnügen, schlicht, natürlich, kurz und wahr die Wahrheit darzustellen.

Die Familie, mit der wir uns beschäftigen, hat sich

in's Opernhaus begeben. Corona hat ihren Willen durchgesetzt und ist allein zu Hause geblieben. Wirklich allein. Denn in ihrer Nähe befindet sich Niemand mehr, dem sie vertrauen möchte. Die gesammte Dienerschaft ist vor anderthalb Jahren, bald nach Martials Tode und Raimunds Verurtheilung, verabschiedet worden. Gerwanners wünschten keinen Zeugen jener schrecklichen Tage mehr um sich zu sehen; wünschten Alle entfernt zu wissen, die sich Raimunds, als eines zu ihnen Gehörigen, erinnerten; würden aber diesem Wunsche schwerlich die eigene Bequemlichkeit geopfert und einen so plötzlichen Wechsel des ganzen Personals auf einmal vorgenommen haben, wär' es ihnen nicht hauptsächlich darum gewesen, mit Allen zugleich auch sicher jene unentdeckte Zwischenträgerin, die der Liebenden Zuschriften bestellt haben könnte, von Corona fortzuschaffen. Das konnte ohne besonderes Aufsehen nur vollbracht werden, wenn die Beargwohnte mit den Uebrigen zugleich abzog.

Corona befand sich also allein mit ihrer letzten, in rauschenden Freude=Festtagen abgestorbenen Hoffnung, die sie, als wär's ein todtgeborenes Kindlein, auf Blumen gebettet, mit heißer Thränen Perlenglanze geschmückt, ungestört zu Grabe trug. Dem Himmel noch dankbar, der ihr zu solcher stillen Bestattung unentweihte Einsamkeit schenkte. Auch der Schmerz hat seine Lust, auch der Gram hat seine Wonne: „Und hab' ich einsam

auch geweint, so ist's mein eigner Schmerz, und Thränen fließen gar so süß, erleichtern mir das Herz!" O, Er hat sie erprobt, des einsam ausgeweinten Schmerzes bittere Süßigkeit, der alte noch, wie einst der junge Goethe.

Die Wanduhr summt Neun. „Vor Zehn können sie heute aus der Oper nicht heimkommen. Noch eine Stunde mein! Sein! Unser! Ja, unser; denn Du bist mein, armer Ges; bist bei Deiner treuen Befr, Dir um so treuer, Dich um so wärmer liebend, je tiefer sie Dich erniedrigen; je kälter die Herzen blieben, an die ich pochte, Gnade für Dich zu erflehen; für mich! An die ich klopfte, ohne sie zu rühren. Weh', der Menschen Herzen sind kalt, kalt ... bis hinauf zum Throne!"

Da läutet die Thorglocke. Die Thür wird geöffnet. Heftige Stimmen, abwehrende Drohungen, verworrenes Geschrei. Die Hausleute laufen zusammen ... schelten durcheinander: „Nächtlicher Herumtreiber! Freche Diebe! Verlumptes Gesindel!" Der Gartenmann, der Haushälter mischt seinen Baß in's Gekreisch weiblicher Dienstboten ... „Hinaus mit ihm!" Die Thür fällt dröhnend zu ... es wird wieder still.

Corona lehnt ihre glühende Stirn an die Glasscheibe, lauscht in die Nacht hinaus. Kalter Novemberwind fegt durchnäßte Baumblätter vor sich her, rauscht klagend durch dürre Aeste. Es ist gar finster und

unheimlich draußen. Sie empfindet Mitleid für den von ihrer Thür Vertriebenen, der vielleicht hungert und friert, ohne zu haben, wo er sich niederlege? Sie möcht' ihm eine Gabe zuwerfen. Eilig reißt sie den Fensterflügel auf. . . . Sie erschaut keine menschliche Gestalt; nur gespensterhaft dunkle Baumstämme.

Aber ein Ruf erklingt, ein Angstgestöhn aus schwergepreßter Brust. Sie hält's für Täuschung überreizter Nerven. Sie zweifelt . . . sie hofft, sie fürchtet . . . hat sie sich getäuscht? oder vernahm sie wirklich das Zauberwörtlein aus erster Liebe Frühling? War's Befr, was, einem verirrten abgematteten Vogel gleich, durch Nacht und Nebel schwirrend, mit schwacher Schwinge an ihre Seele drang? Hörte sich's nicht an, wie eines Sterbenden letzter Hauch?

Ja, Raimund liegt im Verscheiden und sendet ihr sein Lebewohl!

Noch einmal, nur ferner, dumpfer, hinsterbender vernimmt sie's. Da faßt sie Muth. Ein von innerstem Schauer durchzittertes: „Ges! mein Ges?" tönt hinab; und ein Schrei erwiedert: „Sie hat mich gehört!" — und im Nu schwingt der Lebendige sich über den eisernen Gartenzaun, steht im Gehege, jubelt hinauf zu ihr: „Du hast mich erkannt, hast mich gerufen; hier bin ich!"

„Du bist's! Du lebst! Nicht Dein Schatten? Du selbst in Fleisch und Bein! Woher? Wie ist das möglich?

Bist Du aus Deinem Gefängniß entwichen? Wirst Du verfolgt als Flüchtling? Weißt Du, was Du wagst? Willst Du mich tödten? Sprich doch, sprich, laß mich die Wahrheit hören. Sie kann nicht fürchterlicher sein, als meine Besorgnisse."

„Ich bin frei! Der Commandant that mir's in väterlicher Freude kund, ich sei begnadigt, ohne jeglichen Rückhalt; mein eigner Herr. „Sie müssen hohe Gönner haben," sprach der gute Obrist; „so was ist noch nicht dagewesen." Er drang mir etliche Thaler für die Reise auf (der alte Haudegen hat selbst nichts übrig), die ich zurückerstatten dürfe, sobald ich's vermöchte. Auch meine alten Kleidungsstücke, in denen ich eingeliefert worden, erhielt ich. In denen bin ich den weiten Weg hierher gewandert. Ich kann's Euren Domestiken nicht übel nehmen, daß sie den Landstreicher abwiesen . . . ich muß fürchterlich aussehen. Auch war's mein Wille gar nicht, bei Euch einzudringen. Nur Dich wollt' ich herabrufen lassen; nur Dich sehen wollt' ich noch einmal, nur Deine Stimme noch einmal hören, nur Dir sagen wollt' ich, daß ich Dich innig liebe, über Alles! Das ist erreicht! Nun gute Nacht! Fürchte keine Belästigung mehr von mir. Ich bin frei; durch Dich, das weiß ich wohl; ich bin frei . . . aber Du sollst es auch sein."

„Halt! Nicht einen Schritt! Bleib' auf der Stelle wo Du stehst; warte nur eine Minute!"

„Aber wenn die Deinigen mich hier träfen?“

„Nur eine Minute!“

Es währte kaum eine Minute, da fiel ein kleines Portefeuille aus dem Fenster zu seinen Füßen. „Jetzt geh', such' ein anständiges Nachtquartier, pflege Dich. Morgen bei guter Zeit kaufe Kleider, in denen Du Dich zeigen kannst; dergleichen ist fertig zu haben. Gegen Ein Uhr Nachmittag lässest Du Dich bei meinen Eltern anmelden . . .“

„Corona, ich bitte Dich . . .“

„Befr heiß ich! Und wenn Befr befiehlt, wird Ges gehorchen. Hebe das Geldtäschchen auf; bei meiner Liebe beschwör' ich Dich; bei Deiner Liebe gebiet' ich, bei unserer Liebe vertrau' ich Dir! Mein Plan ist so fest wie mein Wille. Das Reich der Lüge ist aus. Von morgen an nur noch offene Wahrheit zwischen ihnen und uns. Ich höre das Rollen der Kutsche. Ein Feigling, wer morgen ausbleibt!“

„Ich bin nicht feig, Du sollst sehen, daß ich Muth habe; ich werde kommen!“

Wer in ihr Schlafzimmer blicken gekonnt, der hätte sie auf den Knieen gesehen, mit feurigen Dankgebeten zu Gott, Segnungen herabflehend auf das Haupt des Herrschers, an dessen Herz ihre Bitten nun doch nicht vergeblich gepocht.

Dem Herrn Geheimrathe sowohl als den Lamperti'schen und Jostruff'schen Ehepaaren fiel am nächsten Morgen die mit Corona unverkennbar vor sich gegangene Veränderung auf. Aus stillergebener, nur nach Ruhe trachtender Zurückgezogenheit war über Nacht, so schien es, muthiger Entschluß, siegesgewisse Kampfbegier geworden. Was konnte solchen Umschwung bewirkt haben? Weder Vater noch Schwestern . . . die Schwäger schon gar nicht, wußten sich's zu deuten. Nur die Mutter, wie denn zärtlichen Müttern ihr Ahnungsvermögen am schnellsten sagt, was ihre Lieblingskinder beglückt oder niederbeugt, nur die Mutter fand richtige Spur, indem sie Raimunds gedachte. Doch blieb sie bei irgend einer während der gestrigen Theaterzeit an Corona gelangten Nachricht vom Gefangenen mit ihren Muthmaßungen stehen und sann nur darüber nach, wessen Ungehorsam das strenge Verbot übertreten und Botschaft befördert haben könne? Gleich beim Beginn ihrer Inquisition erfuhr sie, was zwischen einem kecken Bettler und den Dienstleuten vorgefallen, und wie Ersterer verhindert worden sei, sich in's Haus zu stehlen. Daß dieser verdächtige Fremdling ein Bote, wahrscheinlich ein entlassener Gefängnißkamerad Raimunds gewesen, hatte nichts Unmögliches. Auch war's ihm, trotz aller Vorsicht, vielleicht gelungen, durch gewisse verabredete Zeichen seine Botschaft auszurichten. Dafür sprach Corona's

Betragen. Daß der Liebende, der Geliebte, sein eigener Bote sein könnte ... zu solch romanhafter Höhe schwang sich Frau Constanzens hausbackene Phantasie nicht auf. Auch hütete sie sich wohl, mit ihren Conjecturen heraus-zurücken. Sie gedachte schweigend weiter zu beobachten und abzuwarten, ob die neuerdings aufgeregte Tochter Anstalten zu irgend einer That machen, oder sich sonst äußern werde. Und das geschah bald. Denn gegen Ein Uhr, als ihr Herr Gemahl zeitiger denn sonst, den morgen abreisenden Gästen zu Ehren, aus seinem Büreau kam, folgte ihm auf dem Fuße der Diener, „einen Herrn Raimund Gerwanner, der sich unter keinem Vorwande abweisen lasse," anmeldend. Das Erstaunen über solche Meldung machte die Herrschaften sprachlos. Der Diener stand unschlüssig, ob er dies Verstummen für Freude (wegen des gleichlautenden Familiennamens), ob für Schreck (wegen mangelnder Adelspartikel) auslegen dürfe? Corona's zusagendes Kopfnicken entschied. Der Mensch riß die Thüren heftig auf und ließ den Ankömmling ein, dessen erste Bewegung war, Coronen die Hände zu reichen, wie wenn außer ihr und ihm Niemand zugegen wäre. So rücksichts-lose Kühnheit verscheuchte den Bann, der den Vater um seiner Gliedmaßen Bewegung gebracht hatte. Er stellte sich vor die durch solche Berührung gefährdete Tochter,

eine lebendige Mauer bildend gegen einen entlaufenen Baugefangenen.

Raimund kam zur Besinnung, ward seiner überwältigenden Gefühle Meister, überreichte dem vor Zorn Verbleichenden einige Papiere, die dieser mit geschäftlich ausgebildetem Beamtenblicke rasch prüfend überflog, und voll verbissener Wuth auf den Tisch warf; wobei er ausrief: „Hier hat der Teufel seine Hand im Spiele!"

„Wo nicht ein Engel!" entgegnete Raimund, zu Coronen aufblickend.

„Nun denn, Teufel ... Engel ... gleichviel! Teufel sind eben auch gefallene Engel, und könnte meine Tochter so tief gefallen sein, ihre Kindernarrheiten, die ich endlich beseitigt hoffte, fortzusetzen ... dann mag sie wählen: entweder sie kehrt Ihnen, Raimund Gerwanner, dem Sträfling, dem Ausgestoßenen, wie es der Hochachtung für die Familie geziemt, auf ewig den Rücken, oder sie wird ebenfalls eine Ausgestoßene, denn ich werfe sie aus dem Hause, sammt ihrer Schande ..."

„Gebhard, halt ein," schrie die Mutter dazwischen.

„Laß ihn gewähren," bat Corona. „Wer sein von Gott verliehenes Recht behaupten will, darf Anderen das ihrige nicht streitig machen. Wer seiner Gesinnung treu zu bleiben gedenkt auf jede Gefahr hin, über Leben und Tod hinaus, dem würd' es schlecht anstehen, die

Gesinnungen Anderer zu mißachten. Aus seinem Standpunkte kann Vater mich nur verdammen. Das muß ich tragen. Er will mich verstoßen, wenn ich an meiner Liebe fest halte. Wollt' ich ihm gehorchen und Raimund aufgeben, müßt' ich zur Heuchlerin werden. Und wem brächte das Glück? Wem gäb' es Freude und Frieden? Euch nicht, meine Eltern. Dir nicht, theure Mutter, die mich an schleichendem Grame hinsterben sähe. Und Ihnen nicht, Vater, der Sie ja doch Ihren Plänen, mich eine „große Partie" machen zu lassen, kein Ziel finden, sich nur fortdauernd am Anblick einer „sitzenbleibenden" Tochter ärgern würden. Stoßen Sie die Widerspänstige hinaus! Entziehen Sie ihr, was Ihnen so viel gilt, das Geld, worauf sie keinen Anspruch weiter macht . . . aber entziehen Sie der Verarmten nicht jenes kleine Restchen väterlichen Wohlwollens, welches sie noch nicht ganz und gar verscherzt haben will. Ueber meines Raimunds Fehler hab' ich mich nie getäuscht . . . hab' ich doch ein Bischen mitgeholfen ihn zu erziehen; weiß, daß er Mancherlei verschuldet hat. Ich lieb' ihn wie er ist. Und gelingt es mir nicht, ihn zu erheben aus der Erniedrigung, in die Leichtsinn und Mißgeschick ihn brachten, soll er untergehen . . . nun, dann will auch ich untergehen, mit Demjenigen, ohne den ich ja doch nicht leben könnte. Vor Ihren Augen reich' ich ihm die Rechte, als meinem Verlobten. Um Ihren Segen

werden wir bitten, wenn wir uns dessen würdig gezeigt haben. Raimund, ich bin Dein; ich folge Dir in Noth und Elend!"

Sie wollte seine Hand erfassen. Er zog sie zurück:

„Ich hab' mich nicht geschämt, das mir gestern Abend zugeworfene Almosen einzustecken und nach Deiner Anweisung zu verwenden, weil ich es für Ehrensache hielt in Gegenwart der Deinigen von Dir Abschied zu nehmen, dies aber nicht hätte ausführen können in Lumpen gehüllt, wie ich hier angelangt war. Nachdem ich mich nun bekleidet, begab ich mich zu meinen Freunden und Wohlthätern, den Thun'schen Eheleuten, dem Buchhalter Pierauer, ihnen Lebewohl und Dank zu sagen. Beide sind unterrichtet von meinem unerschütterlichen Entschlusse, diese Stadt, dieses Land zu verlassen, damit ich fern von hier meinen Unterhalt redlich, fleißig, unbeachtet erwerben möge. Deine Gabe, Corona, soll das letzte Opfer gewesen sein, welches himmlische Huld dem Andenken ihrer Jugendneigung gebracht. Du selbst darfst Dich ihr nicht opfern, davor muß ich Dich bewahren, sonst wär' ich ein Mörder. Du sollst, Du mußt Dich von mir befreien, und auf daß es Dir leichter werde, will ich von hier scheiden . . . dieses Mal auf immer! So gewiß wie ich dürftig, planlos, ohne jegliche Aussicht für die Zukunft fortziehe, eben so gewiß wird nichts, weder Noth noch Sehnsucht, mich bereuen

lassen, daß ich's that. Meine letzte Bitte an Deine Eltern ist: Verzeihung! An Dich ... ja, ich sprech's aus, so schwer mir's über die Lippen geht ... Dich bitt' ich: gieb mich auf, vergiß mich! Willst Du dennoch meiner gedenken, dann nur wie eines Todten. Du aber lebe! Lebe glücklich an eines Würdigeren Seite! Lebe für ihn ..."

Hier versagte ihm die Stimme. Entschlossen raffte er sich zusammen, verneigte sich, schritt nach der Thür ... da traten die eben erst von ihm genannten zwei Männer ein; Pierauer, Martials an sie hinterlassenes Schreiben haltend. Sie nahmen Raimund in ihre Mitte, hielten ihn fest, zwangen ihn, trotz all seines Widerstrebens, die seltsamen Eröffnungen mit anzuhören, die zugleich dem Herrn Geheimen Oberfinanzrathe zugedacht waren, auf den sie denn auch „kolossalen Effect" hervorbrachten; und der in Ehrfurcht den volltönenden Zahlen, welche dem Vortrage des Briefchens folgten, lauschend hingegeben, kaum wußte, worüber mehr zu erstaunen sei: über Raimunds unerwartete Metamorphose in einen reichen Universalerben? oder über das edelmüthige, uneigennützige Verfahren beider Testamentsvollstrecker?

„Ein wohlhabender, ein reicher junger Mann!" wiederholte er mehrfach, bald an Frau und Schwiegersöhne, bald an Corona und die getreuen alten Freunde

Raimunds gewendet. Diesem selbst in's Gesicht zu blicken, wagte der offizielle Rechner kaum.

Corona, von der weinenden Mutter gestützt, klagte leise: „Nun erst ist er mir verloren; nun bin ich allein die Arme, nun ist Er der Reiche; nun darf ich seine Hand nicht annehmen, wollt' er sie mir bieten."

„Unsinn!" riefen die Schwestern und Schwäger vierstimmig.

„Und weshalb nicht? überspannte Närrin!" murmelte der Papa. „Ueber siebenzigtausend . . ."

„Mehr, mehr, Herr Geheimrath," fielen Thun und Pierauer ein.

„Es ist unglaublich," stöhnte der Zahlenmann.

Raimund aber warf sich zu Corona's Füßen, wie damals im Park . . .

Hier wäre meine kleine Geschichte (manchem Leser dünkt sie vielleicht schon allzulang) zum Ende gelangt; denn wozu noch ausmalen, was sich im Gerwanner'schen Hause begeben? Daß die Liebenden vereint, daß Thun's (Pierauer bedurfte dessen nicht) reichlich belohnt, daß der „Verworfene" und der „charmante, rehabilitierte Vetter" eine Person wurden, und so weiter; das versteht sich Alles von selbst, denn wozu lebten wir sonst auf Erden? Folglich:

Im Sommer 1863 traf der Verfasser in naher Nach-

barschaft befreundeter Verwandten auf dem Lande, ein altes, noch munteres Ehepaar. Mann und Frau mochten etwa Er acht-, Sie sechsundfünfzig Jahre haben. Es waren liebe, traute, stillfriedliche Menschen, die den größten Theil ihres bedeutenden Vermögens unter zwei Söhne getheilt, und sich nur ein bescheidenes, hübschgelegenes Gütchen vorbehalten hatten, wo sie, mit Baum-, Bienen- und bunter Federviehzucht beschäftigt, hausten. Sie nannten sich Befr und Ges, neckten sich gern mit längst vergangenen Dingen, und geberdeten sich, bei heiterer Laune, bisweilen gleich spielenden Kindern. Ueber der fremd klingenden Scherznamen Bedeutung befragt, verhehlten sie dieselbe nicht, plauderten ihrer Jugend merkwürdigsten Schicksale sich gern von der Seele, als ob es ihnen wohl thäte, einen dankbaren Hörer gefunden zu haben. Ja, sie gestatteten künftige Veröffentlichung, nach ihrem Hinscheiden. Daraus ist diese Erzählung entstanden.

Diese schließe mit den Worten Corona's und Raimund's: „Wir waren Kinder, wir sind's geblieben; große Kinder, alte Kinder, Befr und Ges, immer noch Kinder."

Beide liegen begraben. Ihrer gedenkend füg' ich hinzu: „Gott laß uns alte Kinder bleiben, bis wir wieder anderswo junge Kinder werden!"

Die Stadtkokette.

Auch eine Kriminalgeschichte.

☛ Warnungstafel. ☚

Der Verfasser war nicht ohne Bedenklichkeiten, ob diese, aus unreinen Elementen gewobene Erzählung hier veröffentlicht werden dürfe? Er holte deshalb Meinung und Rath unbefangener Männer ein, denen er das Manuskript mittheilte. Die übereinstimmende Ansicht derselben lautete dahin, daß sie sich während der Lektüre allerdings in sehr schlechter Gesellschaft gefühlt, daß sie jedoch in der Ausführung des gefährlichen Stoffes nichts die Decenz Verletzendes gefunden hätten; daß sie vielmehr die schlichte und wahrheitsgetreue Darstellung der Charaktere loben müßten. — Da nun, wie es im Leben Höhen und Tiefen, Licht und Schatten, Gutes und Schlechtes giebt, auch derjenige Autor welcher das Leben schildern will und soll, nicht immer auf dem geebneten Pfade des Tages wandeln, sondern sich zuweilen in Nacht und Finsternisse wagen muß, so denk' ich, die Behutsamkeit, womit ich eine schwierige Aufgabe zu lösen versucht, wird manchen aufmerksamen, gerechten und billigen Leser fesseln. Denjenigen Lesern, (besonders Leserinnen), die an dergleichen düstern Bildern ein für allemal Anstoß nehmen, weil sie nur mit tugendhaften Persönlichkeiten zu verkehren, und auch in Romanen stets gute Gesellschaft um sich zu sehen wünschen, lege ich die Warnung an's Herz: „nachstehende Kleinigkeit großmüthig zu überschlagen!" Dabei können Sie nichts verlieren, und ich kann nur dabei gewinnen.

H.

I.

Ich saß um die Abendzeit in stiller Dämmerung und versuchte, leider fruchtlos, allerlei undeutliche Pläne und Entwürfe festzuhalten, deren einen ich für eine kleine Erzählung benützen wollte. Wirre Gedanken schoben sich mir im Kopfe hin und her, verdrängten einer den andern, ohne daß ich fähig gewesen wäre, einen derselben festzuhalten. Nichts ist störender für den bedrängten, durch sein Wort gebundenen Schriftsteller, als der Ueberfluß an Stoffen, welche, flüchtig eingesammelt, sich zur Ausarbeitung empfohlen haben, welche aber dann bei genauer Prüfung sich unbedeutend, nichtig erweisen, oder doch einzelne Schwierigkeiten entgegen stellen. Vielleicht fehlt es auch an ausdauernder Consequenz, eben weil der Vorrath zu reichlich ist, und die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande abspringt, ehe er noch gehörig erwogen ward, um sich auf einen andern zu richten. Das sind unerquickliche, fieberhafte Stunden im Dasein des armen Autors, der schaffen soll, um sich zu verschaffen, was der Erdenmensch gebraucht. Es wird so viel gesprochen, geschrieben und gedruckt, und gestritten,

um die Lage der Arbeiter zu verbessern. Als ob es nur eine Arbeit im körperlichen Sinne gäbe! Als ob derjenige, der von geistiger Thätigkeit und Production leben muß, nicht oftmals viel schlimmer dran wäre, wie der bedrückteste Handlanger! Danach jedoch fragt die liebe Welt nicht. Im Gegentheile, sie verspottet seine Klagen und ruft ihm höhnisch zu: „Wer zum Henker hat Dich geheißen Bücher machen wollen? Wärest Du Maurer, Zimmermann, Schuster, Schneider, Bäcker, Fleischer, Brauer (!!) oder sonst ein praktisch-nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden, dann brächte Dein Tagewerk realen Segen, und Du bliebest nicht ohne Anspruch auf unsere Theilnahme, wenn's Dir schlecht ginge. Aber ein Schriftsteller, wohl gar ein Poet . . . das ist überflüssig. Nein, da lob' ich mir den soliden Bierbrauer! Ja, sogar der Destillateur hat seinen Werth. Zeitungschreiber läßt man sich zur Noth auch noch gefallen, weil durch diese hin und wieder ein leeres Stündchen ausgefüllt wird. Aber wer lieset in unserer Zeit noch Romane, sentimentale Erzählungen, waschlappige Novellen? . . . Höchstens müßige Weiber . . . und auch solche kaum noch, seitdem der Fortschritt politischer und socialer Ansichten der Frauenwelt sich zu bemächtigen anfängt? Nicht doch, ihr Herren, die zeitgemäße Arbeiter-Frage berührt euch nicht. Ihr mögt verhungern wo und wann ihr wollt; im schlimmsten

Falle laßt euch von den Verlegern mit euren Krebsen füttern!"

Soll ich die Wahrheit gestehen, ich habe mir das an trüben Tagen schon selbst zugerufen. Dann allerdings melden sich wieder tröstliche Gedanken; um so wirksamer, wenn sie durch einen Anklang von Außen erweckt werden. In meinem Gedächtnisse ist eine Stelle aus irgend welchem Buche des französischen Autors Emile Souvestre (unbedingt einer der besten, klarsten, talentvollsten seiner Zeit) für immer hangen geblieben. Sie lautet etwa folgendermaßen: „Wenn Du in gutem Glauben mit fleißigem Aufgebot Deiner besten Kräfte ein Buch machst, darfst Du Dir sagen: Sicherlich giebt es Menschen in der Welt, denen dies Werk eine Enthüllung ihrer selbst werden kann; sicherlich gewinnt es Leser, die mich um meinetwillen lieben wollen. Dies mein Buch wird unsichtbare geheimnißvolle Verbindungen hervorbringen zwischen meiner Seele und andern in der Masse weit von mir lebenden und fühlenden Seelen. Wer kann wissen, wie viele Freunde es mir erwerben wird? Wie viele edle Frauen von nun an meinem Namen ihre Aufmerksamkeit gönnen? Und solche Hoffnungen durchdringen erfrischend eines Dichters Herz mit neuem Vertrauen auf seine Fähigkeiten; sie ermuthigen ihn, beleben sein Talent. Dadurch wird redliche gewissenhafte Arbeit zum Bedürfniß;

sie gelingt besser, weil man sich bestrebt wahr zu sein!"

— Soweit Souvestre, den ich aus Dankbarkeit citiere. Denn nicht nur, daß Er mir bisweilen erquikkenden Muth eingeflößt, hat er sich auch als echter Prophet bewährt. Bei jedem Brieschen aus der Ferne, von Personen an mich gerichtet, die ich nie im Leben sah, die mich niemals gesehen haben, noch sehen werden; die mir dennoch ein Zeichen der Theilnahme an meinen Versuchen zukommen ließen, bracht' ich im Herzen dem geistreichen Franzosen meine Huldigung dar.

Ich würde nicht gewagt haben, nachstehende kurze Geschichte mit einem so langen Gerede über mich unbedeutendes Wesen zu eröffnen, vermeinte ich nicht manchen Mitduldern auf der Galeere deutscher Romanendichtung einige Tropfen Souvestre'schen Balsams auf's Haupt tröpfeln zu dürfen, und paßte nicht gerade dieser Eingang zu der Stimmung, in der ich mich damals befand; die ich schildern wollte, um dadurch recht eigentlich auf die Hauptsache zu kommen; um anzudeuten, daß eben damals meine gänzliche Zerfahrenheit sogar jener angepriesenen Arzenei des Seelenarztes Emile Widerstand leistete; vielleicht gerade weil es sich hier um etwas anderes handelte, als um ein solches Buch wie Er es meint.

Es geht nicht, rief ich verzweifelnd aus, ich finde

nichts, woran ich Neigung hätte mit Eifer zu arbeiten; ich muß es für heute aufgeben. Geschwind auch dafür einen Trostspruch. Und damit er recht kräftig sei, einen von Goethe: „Hast Du zur schlimmen Stunde geruht, ist Dir die gute doppelt gut!" In Hoffnung auf jene verheißene gute Stunde beschloß ich sie zu erwarten und einstweilen zu feiern. Dem gern Tanzenden, heißt es, ist leicht gepfiffen. Dem zur Faulheit momentan Inklinierenden ist noch leichter das Schlummerlied gesungen. Ich überließ mich dem **dolce far niente** . . . da klopft's an die Thür des Vorzimmers . . . brüllendes „Herein!" und zugleich im Innern der Seele einer Ahnung Anflug: Wenn der Besuch mir guten Stoff brächte!?

— Ah, sieh' da, ein lange nicht erblickter Gast, ein lieber verehrter Freund, Herr Gerichtsrath Nelkenthal!

Vor dem hab' ich keine Geheimnisse. Wozu auch? Sie wären vollkommen unnütz. Das geübte Auge des großen Untersuchungsrichters dringt ohnehin durch jeden Schleier und durchschaut Alles. Besser, man erspart ihm die Mühe, kommt ihm zuvor, und entschleiert sich aus eigenem Antriebe.

„Ach, liebster Freund, Sie finden einen bankerotten Bücherschmierer; ich bin insolvent."

„Ist Ihnen die Tinte ausgegangen?"

„Die nicht, aber die Gedanken. Das heißt, nicht eigentlich die Gedanken . . . mir fehlt nur das bestimmte

Ziel, worauf ich sie richten könnte, der fesselnde Stoff; das heißt, auch nicht eigentlich der Stoff; vielmehr hab' ich viel mehr Stöffe als dienlich; sie schweben um mich herum wie die Mücken; jeder summt mir etwas anderes vor, und keiner ..."

„Will sich packen lassen; ich verstehe. Sie werden am klügsten thun, auf sämmtliche Mücken nicht weiter zu achten, und sich auf etwas Neues zu werfen; auf etwas, woran Sie bisher gar noch nicht gedacht haben."

„Vortrefflich! Aber woher nehmen und nicht stehlen?"

„Nun, so stehlen Sie!"

„Aus Ihrem Munde ein seltsamer Vorschlag!"

„Wie ich ihn meine, dürfen Sie ihn befolgen, ohne Furcht mir in die Krallen zu gerathen. Noch mehr: Sie haben's ja schon vielfach mit Kriminalgeschichten versucht. Lassen Sie mir Zeit; ich will sinnen, ob ich Ihnen nicht einen pikanten Stoff aus dem Leben herausfinde?"

„Sie sind gar zu gütig. Aber, Bester, mir brennt's auf die Nägel. Ich habe versprochen, zum bestimmten Termin eine Erzählung einzuliefern; der Termin ist gestern abgelaufen und es steht noch keine Zeile auf dem Papier; es ist keine brauchbare Idee in meinem Kopfe. Je mehr ich sinne, desto leerer wird mir's im Hirn. Sie wollen sich meiner Dummheit erbarmen, ich bin gewiß erkenntlich für die gute Absicht, aber Sie werden sehen,

auch Ihre Mühe wird vergeblich bleiben. Ihr Gedächtniß wird den Dienst versagen. Ich habe nun einmal kein Glück, mir soll Alles mißlingen."

„Es widerstrebt Ihnen vielleicht, daß ich von Kriminalgeschichten sprach? Ja, ein Schelm giebt mehr als er hat. Fanden Sie ein Haar in diesem Genre? Man sagte mir allerdings, das sei Fabrikwaare geworden; nur Journale niedrigen Ranges brächten fürder noch dergleichen; für Institute von höheren Ansprüchen sei dies kein gangbarer Artikel mehr."

„Da sind Sie völlig falsch berichtet, liebster Rath. Wird immer noch auf dem Markte sehr gesucht; kommt natürlich viel darauf an, daß der Stoff nicht von Haus aus allzu grob, daß er mindestens geschickt appretiert sei. Wollte Gott, ich hätte ein paar hundert Ellen davon, aus den schrecklichsten Verbrechen zusammengewebt, meinetwegen wer weiß wie roh! Ich wollt' ihn schon erweichen, waschen, bleichen; die Blutstreifen dürften nur als „rother Faden" durch's Gespinnst gehen. Hat doch jüngst Einer der berühmtesten und gelesensten deutschen Romanverfasser, ein Herr, der für seines Geistes Erzeugnisse bezahlt wird, wie wenn er ein Pariser wäre, und gegen den wir altmodische Erzähler dürftige Hungerleider sind, . . . hat doch dieser sogar sich herabgelassen, eine Geschichte zu edieren, die sich um weiter nichts dreht, als um einen eifersüchtigen Liebhaber, der

seiner beargwohnten, zwar koketten, im Grunde aber nicht treulosen ländlichen Schönen beide Ohren in aller Stille vom Kopfe schneidet, und dann ..."

„Beide? Hält sie denn aus dabei? Weshalb schreit sie nicht Zetermordio? Weshalb ruft sie nicht nach Beistand? Weshalb entflieht sie nicht? Weshalb wenigstens rettet sie nicht das eine Ohr? Kann er sie denn daran verhindern, wenn er in einer Hand sein Messer, in der andern das bereits abgeschnittene Ohr hält? Unbegreiflich!"

„Die mechanische Procedur bei dem ganzen Vorgange ist mir nicht recht klar geworden. Vielleicht unterwirft sie sich der Züchtigung aus wahrer Liebe für den Missethäter. Wenigstens deutet der Ausgang darauf hin. Auch weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, ob Jener die beiden corpora delicti von der Entöhrten (wenn schon nicht Entehrten) in's Album trocken legt, oder was er sonst damit beginnt? Nur so viel weiß ich gewiß gelesen zu haben: der Verlust ihrer Gehörwerkzeuge beraubt die Verstümmelte durchaus weder ihrer Reize, noch ihrer Anziehungskraft. Der Operateur liebt sie wie vorher, wo möglich noch heißer. Sie versöhnen, ja sie heirathen sich."

„Erstaunlich! Der Ausgang dieser Erzählung müßte, sollt' ich meinen, die Damenwelt auf immer von dem

Erzähler abschrecken, mögen seine Werke sonst noch so gierig verschlungen worden sein."

„Da kommen Sie schön an! Fragen Sie nur nach in guten Leihbibliotheken, und Sie werden erfahren, welch ein „Geriß" um die Dorfkokette war und ist. Wie sollt' es denn auch anders sein? War's doch eine zarte Dame, die in lieblicher aristokratischer Villeggiatur dem demokratischen Dichter jene Geschichte aus dem Leben ihrer ländlichen Umgebung huldvoll mittheilte, ihm zur Bearbeitung empfahl, als er in einer Anwandlung von schriftstellerischem Mißmuthe, ein litterarischer Semilasso, seine Phantasie anklagte, wegen zeitweiliger Abspannung und Nachlässigkeit in Erfindung interessanter Pläne. Sehen Sie, gutester Gerichtsrath, das nenn' ich Glück haben! Ein fruchtbarer Romanschreiber, an Ruhm und Honoraren reich, fühlt ausnahmsweise einmal Nachlaß der stets willigen, potenten Schöpfungskraft ... und im Nu setzt sich Mohamed's Taube ihm auf die Schulter und inspiriert ihn. Ist besagter Vogel des Propheten auch nicht kulinarisch zubereitet gewesen, so läßt sich hier doch immer das Gleichniß von den gebratenen Tauben, die Einem in den Mund fliegen, recht passend anwenden. Ja, da gilt das alte Sprichwort: Wer hat, dem wird gegeben! So was begegnet armen Teufeln meines Schlages nicht. Mir werden schöne

vornehme Damen keine Vorwürfe zu Novellen in's Ohr flüstern; mir machen sie höchstens Vorwürfe, daß in den meinigen zuviel vorkomme, was ihnen Anstoß giebt."

„Nun, lieber Freund, eine inspirierende Taube kann ich Ihnen allerdings nicht herbeizaubern. Wollten Sie jedoch mit dem trocknen Berichte eines zwischen Akten eingestaubten, langerfahrenen Kriminalisten vorlieb nehmen, dann könnt' ich Ihnen vielleicht mit einer erträglich hübschen schweren Körperverletzung dienen, welche in ihrem Antriebe nicht ohne psychologischen Werth ist."

Ich ließ ihn nicht ausreden. Schon lag ich auf den Knieen vor ihm, flehend: „Nur her damit!"

„Es ist zwar auch eine „Anstoß gebende" Sache, die sehr vorsichtig angegriffen und behandelt werden müßte; obgleich ihr Scribenten seit Aufhebung der Censur so ziemlich freien Spielraum gewonnen habt. Beiläufig gesagt, das war doch für euch Büchermacher ein förmlich vom Himmel gefallenes Gesetz, die unbeschränkte Preßfreiheit? Die Aufhebung aller Präventiv-Maßregeln? Nicht wahr? Damit muß doch auch solch' altes reaktionaires Murmelthier, als welches Sie sich oftmals zeigen, einverstanden sein?"

„Reden Sie mir davon nicht, Liebster! Erstens führt es uns von meinem Zwecke ab; und zweitens, aufrichtig zu sprechen, darüber heg' ich eben auch meine eigenthümlichen Vorstellungen. Ich denke, die unbe-

dingte Preßfreiheit bringt neben ihren anerkannten, vielgepriesenen Vortheilen auch nicht wenige, vielleicht keinesweges hinreichend erwogene Nachtheile. Gern zu schweigen von ihren schädlichen Wirkungen nach Außen durch bösen Willen und Mißbrauch. Das gehört nicht hierher, und das mögen Andere, Klügere würdigen! Ich halte mich an den Nachtheil, den sie dem Schriftstellerthume selber droht. Sie wird zur gefährlichen Waffe in unreiner, oder in schwacher Hand; wie sich ja Kinder mit Messern und Scheeren, mit denen sie übermüthig im Spiele scherzten, an ihrem eignen Leibe nicht selten ernstlich verwunden. Wenn wir erwägen, wie schwierig es (zum Beispiel in Berlin) geworden war, während gewisser Perioden, wo Censoren gleich . . . nomina sunt odiosa . . . walteten, bei deren eigensinniger, bisweilen rein willkürlicher Pedanterie, Wahrheiten von unbestreitbarem Gewicht und Nutzen in die Oeffentlichkeit zu fördern, dann erinnern wir uns zugleich, nicht ohne berechtigten Stolz, der schlagenden Effekte, die hervorgebracht wurden, sobald es einem redlichen und begabten Autor gelang, diejenige Form zu finden, welche dem Inhalte zwar vor dem grämlichen, vielleicht chicanierenden Censor zum Deck- und Schutz-Mantel diente, dabei aber doch durchsichtig genug blieb, damit verständige Leser den Kern in der Schale zu entdecken und zu erkennen vermochten. Sie mußten sich

anstrengen, herauszulesen, was der Verfasser mit Beherrschung seines Talentes vor den rothen, resp. blauen Strichen einer allzu peinlich bevormundenden Regierungsgewalt gerettet hatte. Eben weil es künstlich, oft künstlerisch abgefaßt, die Meisterhand zeigte, der es entsprungen, blieb der Eindruck ein nachhaltiger. Mocht' es nun in ernsten oder in scherzenden Worten sich ergehen, immer bewegte es sich innerhalb der Schranken des Anstandes, der geselligen Sitte, der Urbanität. Sogar Ironie, Satyre mußten feine zierliche Geißeln flechten, wollten sie überhaupt geißeln dürfen. Dieser Zwang kam nicht allein der Lesewelt, er kam vorzüglich den für die Lesewelt Schreibenden zu Gute; denn sie lernten dabei; sie machten Fortschritte. Seitdem jene Schranken niedergerissen sind, darf pöbelhafte Grobheit drucken lassen was ihr beliebt; jedweder noch so rohe Einfall wird plump oder malitiös durch Druckerschwärze verbreitet; der Witz artet in Cynismus aus; Lüge und Verleumdung haben offnes Feld. Die Achtung für bessere Sitte erlischt nach und nach. Wer nichts kann und weiß als dummdreist schimpfen, reiht sich den „Litteraten" an. . . . Ob das auf minder gebildete Leser günstigen Einfluß übt, wag' ich nicht zu entscheiden; daß es keine günstige Rückwirkung auf die Litteratur im Allgemeinen hervorbringt, davon können wir uns stündlich überzeugen."

„Hören Sie, mein Bester, das mag recht hübsch sein, was Sie da docieren, aber es paßt nicht in unsern Kram. Ich brauche meine Zeit, und Sie scheinen im Eifer ganz vergessen zu haben, daß Sie die Ihrige durch zwecklose Abschweifungen nicht vertrödeln sollen. Wie war's denn mit dem Stoffe, den Sie von mir zu haben wünschen? Ich will erzählen, was ich noch davon im Gedächtniß trage. Nur unterbrechen dürfen Sie mich nicht, sonst . . .“

„Ich verstumme und höre.“

Und der Gerichtsrath begann . . . doch ihn redend hier einzuführen, würde meinen Lesern zu aktenmäßig klingen; was Er kurz und bündig vorgetragen, muß aus der kriminalistischen Amtssprache in den Romanstyl übersetzt werden. Das soll denn im zweiten Abschnitt geschehen.

II.

Der Bürstenbinder Ludolf Schnorfer war ein netter munterer Gesell, ein fleißiger Arbeiter, der bei seiner Mutter wohnte, mit der alten Frau als guter Sohn liebevoll umging, sich von leichtsinniger Genossenschaft möglichst fern hielt, und deshalb im ärmlichen Umkreise ihrer abgelegenen bescheidenen Wohnung den besten Ruf genoß. Gleichwohl wollten ausgewitzte Weiber nicht darauf schwören, daß er den ihm zu Theil gewordenen Beinamen „die sittsame Bürste" länger tragen und verdienen werde, als bis der täglich mehr und mehr sich vernutzende Lebensfaden der Mutter vollends abreiße. Denn, so schlossen die ihrer eigenen Jugenderfahrungen wahrscheinlich gedenkenden Menschenkennerinnen, das ist Alles „pure" Gewohnheit. Jetzt weiß er's nicht anders, und wenn er aus der Werkstatt heimkommt, da findet er sein warmes Stübel im Winter, und seine Suppe, und im Sommer sein frisches Bier, und hernach wird er müde und da kriecht er unter die Bettdecke. Laßt nur erst die Alte unter ihre Decke in der lieben Erde

gekrochen sein, daß er bei fremden Leuten Schlafstelle suchen muß, und überhaupt nicht mehr wie ein kleiner Junge Order parieren braucht . . . da sollt ihr was gewahr werden, sobald er die Augen aufreißt, und sieht wie's eigentlich in der Welt zugeht. Jetzund ist er ja noch blos ein Simpel, der nichts mitmacht. Wollen's abwarten, ob aus der sittsamen Bürste nicht noch einmal eine rechte scharfe Kratzbürste werden thut?

Leider sollten die Unheil verkündenden Hexen Recht bekommen.

Die gute Schnorfern hatte öfters, wenn sie gerade besondere Ursache fand ihres „Ludels" kindlichen Gehorsam und sonstige Tugenden zu preisen, Andeutungen gegeben auf eine ihr zuständige, nach ihrem erfolgten Tode dem einzigen Kinde unabstreitbare Erbschaft, von irgend einer, nicht näher bezeichneten, ihrem Gesichtskreise längst entschwundenen Schwester, welche irgend wie heiße, irgend wo hause, keine Angehörigen weiter habe, und eine abscheulich reiche, gallsüchtige, neidische, geizige alte Jungfer sei.

„Du wirst schon an mich denken," pflegte sie zu äußern, „wenn sie Dir die Geldsäcke werden gebracht bringen!"

Ludolf gab auf diese Verheißungen nichts. Er hielt sie für Täuschungen einer nach und nach völlig dahin schwindenden Gedächtnißkraft, die der wahrscheinlich

längst vorangegangenen Schwester Tod schon vergessen hatte. Und trotzdem, daß die arme Frau noch in der Sterbestunde von „Geldsäcken" lispelte, nahm er auch das für faselnde Phantasieen und dachte bald nicht mehr daran.

Aber nun war die Zeit eingetreten, wo er fest auf eigenen Füßen stehen und gehen sollte . . . und da strauchelte der Neuling beim ersten Schritte. Er gab das mit der Verstorbenen inne gehabte Stübchen auf, und legte sich, den Vorhersagungen jener schadenfrohen Nachbarinnen gemäß, „in Schlafstelle." Die Menschen, bei welchen er einkehrte, zählten zu der, in großen Städten leider nie mangelnden Klasse von allerdings noch nicht bestraften, folglich auch nicht polizeilich überwachten, sogenannten „ehrlichen Leuten," ohne deshalb vor Gott und ihrem Gewissen dafür gelten zu können. Sie standen schon auf der nicht mehr scharf absondernden Grenze zwischen Diebsgesindel und Müßiggängern. Ihre unsaubere Wohnung bildete so zu sagen ein neutrales Gebiet, wo Spitzbuben von Metier, Dilettanten in dieser edlen Kunst, lustige leichtsinnige Bursche von bedenklichen Anlagen eben so zu Hause waren, wie vorwurfsfreie, bis dahin redliche Gesellen; und wo letztere gedankenlos mit ersteren verkehrten. Denn es wurde daselbst das verdächtige Labsal der Armuth dargereicht: es war ein Schnapsladen, der die Inhaber eigentlich

ernährte. Das Vermiethen von Schlafstellen galt nur als Nebenverdienst; gleichsam ein Nadelgeld für die Dame vom Hause. Welche Geschäfte nebenbei ihrerseits betrieben werden mochten, darüber schwebte die Dunkelheit verhüllender Nacht, die wir nicht zu erhellen wünschen.

In diesem Hause fand unser Freund (noch dürfen wir ihn so nennen!) Ludolf einen Schlafkameraden gleichen Alters, den Horndrechsler Gebhard Gems. Das war ein schlauer Patron, von einnehmendem Aeußern, dessen Gesichtsbildung wirklich schön hätte befunden werden müssen, wäre nicht ein Zug darin zu entdecken gewesen, der auf schlimmeres als listigen Unternehmungsgeist hinwies, und gerechten Argwohn gegen sein übrigens vertrauliches Benehmen hervorrufen konnte. Solche Entdeckung zu machen, oder auch nur in den Charakter eines Andern nachdenkend einzugehen, war Ludolf's Verstandes-Beschaffenheit nicht geeignet. Er nahm Jedweden, wie dieser sich ihm gerade oberflächlich zeigte; so nahm er denn auch den gewandten Gems wofür der neugewonnene Schlafbruder sich ihm gab, ohne im Geringsten darauf zu achten, daß sich an dessen Vaternamen der Spitzname „der Abgedrehte" knüpfte, welch' letzterer jedoch immer nur dem Abwesenden angehängt wurde, denn an ihm persönlich sich zu reiben fand Niemand zuträglich, weil er, wie behauptet wurde: „keinen Spaß nicht verstand."

Ludolf bezog den „Abgedrehten“ auf das Drechslerhandwerk, bei welchem stets vom „Drehen“ die Rede ist, und hatte kein Arg daran.

Freundschaften zwischen solchen jungen Gesellen schließen sich rasch und bedürfen keiner gegenseitigen Probezeit. Nach wenig Tagen besaß Gebhard Ludolf's vollstes Vertrauen, konnte in des Unerfahrenen Seele lesen wie in einem aufgeschlagenen Buche, hütete sich jedoch wohl, die Blätter und Falten des seinigen offen darzulegen.

Daß der Bürstenbinder noch keine Liebschaft gehabt, erregte des Freundes halb mitleidiges, halb spöttisches Erstaunen, und er ließ sich's angelegen sein, eine zum Bedürfniß gesteigerte Sehnsucht danach aufzustacheln, welche, einmal erwacht, den von Natur zu wilder Leidenschaftlichkeit Geborenen in die Arme eines zwar gemeinen, für edlere Empfindungen darum noch nicht abgestorbenen Mädchens trieb. Dieses Frauenzimmer hieß kurzweg die „flotte Lotte.“ Ob sie vor ihrer Verbindung mit Ludolf Schnorfer wirklich schon, wie Neiderinnen ihr nachsagten, in näherer Beziehung zum Drechsler gestanden? ist auch später nicht genügend aufgeklärt worden. Gewiß scheint, daß Gebhard Gems sich früher bemüht hatte, jedoch vergeblich, ihr Liebhaber zu werden; nämlich in des Wortes traurigster Bedeutung:

ihr Zuhalter; was man im Idiom gegenwärtiger Zustände „Lui" heißt. (Denn so muß man es schreiben; nicht wie gewöhnlich geschrieben wird „Louis," weil es keinen ehrlichen Taufnamen speziell, sondern im Allgemeinen Denjenigen bezeichnen will, der jenen verirrten Geschöpfen ersetzen soll, wonach des Weibes Gemüth nun und nimmermehr verlernt zu trachten: den Halt, die Stütze im wüsten Dasein; den Mann, der ihr Alles, ihr Er ist! Und mag er sie noch so unwürdig behandeln; mag er in roher Habsucht ihr lieblos entreißen, was sie schmählich erwarb; mag er sie quälen und schlagen . . . sie will sich ihm opfern; sie will für ihn entbehren, leiden, hungern, nur damit sie ein Wesen habe dem sie angehöre, oder anzugehören wähnen dürfe! In jenes Er (Lui!) faßt die Unglückliche zusammen, was ihr vom „Ewig-Weiblichen" noch einwohnt.)

Weshalb nun die flotte Lotte gerade diesen, von vielen Anderen ihres Gleichen mit allen Künsten der Kokketterie angelockten, Jüngling verschmäht haben sollte, bliebe unerklärbar, hätte sie die Erläuterung nicht selbst gegeben. Mit der ihr eigenen kecken Aufrichtigkeit, die ihr den Titel der flotten Lotte zugezogen, sprach sie dreist aus: Eben weil der Abgedrehte so adrett und hübsch ist, fürchte ich mich; denn hätt' ich mich einmal mit dem eingelassen, da wär's aus mit mir, ich würde

seine Sklavin, er würde mich unter die Füße treten ... und hernach Adjeh flotte Lotte! Hernach blieb' ich die gebadete Katze mein Leben lang!

Und weshalb sie den Bund eingegangen mit einem so weit hinter Gebhard in jeder Art zurückstehenden, obenein ihr von dem Verschmäheten zugeführten Bewerber, ließe vielleicht sich begreifen durch ein bereits Oben angedeutetes, in der Luft schwebendes Gerücht, von einer für Ludolf zu erwartenden Erbschaft? Die Folge der Geschichte wird darthun, daß dieser Argwohn nicht unbegründet, und daß ein selbstsüchtiger Plan im Hinterhalte gewesen sein könnte.

Nun begann für den armen Ludolf ein schmachvolles Dasein, dessen ganze Verächtlichkeit jedoch sein leichtsinniges, gedankenloses in den Tag hinein Duseln ihn kaum ahnen ließ. Das Wort Eifersucht darf nicht im Wörterbuch solcher Liebesleute stehn. Sie wußten ja, mit wem sie den Bund der Herzen schlossen, die jungen genußsüchtigen Lüstlinge, denen es willkommen war das „Nützliche mit dem Schönen" zu vereinigen, und die eben nur auf den Zuwachs an Vergnügungen ausgehen, ohne denselben durch angestrengtere Arbeiten erkaufen zu müssen.

Aus dem fleißigen Gesellen wurde ein fauler Tagedieb, der, sobald er in Noth gerieth, bei seiner flotten Lotte Aushilfe suchte. Weil diese jedoch auch nicht

immer im Golde wühlte, oder möglicherweise von übler Laune angewandelt, gerade keine Neigung zeigte, ihn flott zu machen, traten unterweilen strenge Fasten ein, die dem Verwöhnten höchlichst unbequem wurden. Mit pöbelhafter Gewalt, mit Androhung niedriger Mißhandlung von einer sogenannten Geliebten zu erpressen, was diese ihm vorenthielt, dessen wär' er nicht fähig gewesen, obgleich er von vielen seines Gleichen derlei Ungebühr begehen sah. Es lebte und waltete trotz der verworfenen Umgebung immer noch das Gedächtniß der braven Mutter in seiner Seele, und mit diesem Andenken ein Gefühl der Achtung, welche der Mann dem Weibe schuldet; welche, wie die Verstorbene ihm häufig erzählt hatte, ihr seliger Mann, sein Vater, ihr stets erwiesen; und welche er im Grunde auch der Lotte nicht versagte, mochte sie durch leichtsinnigen Lebenswandel sich noch so unwürdig machen, geachtet zu werden. Sie blieb in seinen Augen doch immer „ein Weibsbild,“ ... und seine Geliebte war sie ja nebenbei auch.

Da geschah's, daß sie sich „verzürnten mitsammen,“ daß sie sich wochenlang gar mieden. Während solcher Intervalle war Schmalhanns Küchenmeister bei Ludolf Schnorfer, der ja die Arbeit längst an den Nagel gehangen. Und während einer solchen unfreiwilligen Mäßigkeits-Epoche erfaßte den dummen Teufel der andere durchtriebene Teufel, der stets lauernde Ver-

führer, bei seinen, eines Bürstenbinders würdigen, borstigen Haaren und zerrte ihn wiederum ein großes Stück näher an den klaffenden Abgrund.

Er ließ sich auf intimen Umgang mit geschäftsmäßigen Gaunern und Dieben ein, die sich ihm schon mehrmals anzubiedern und ihn in ihr heimliches Treiben einzuweihen versucht, den „unschuldigen Kerl aber viel zu gewissenhaft" erfunden hatten. Der Abscheu, den er ihren Andeutungen erst entgegengestellt, schien sich durch Mangel und Entbehrung sehr gemildert zu haben; sie rückten wieder vor mit ihren, in Scherze verkleideten Lockungen, gelobten ihm vollste Verschwiegenheit; versicherten ihn, daß er sich bei dem Anschlage, den sie im Sinne hätten, gar nicht in Gefahr begeben, sondern nur als Wächter sich betheiligen — („von wegen seiner Forsche, wenn's zum Klopfen käme?") — darum nicht minder seinen richtigen Antheil am Raube beziehen solle. Er könne das so ruhig thun, was sie ihm auftragen würden, wie in der Kirche beten! Und weshalb er denn nicht zugreifen wolle, jetzt, wo er ratzenkahl wäre? Und wenn er's nicht thäte, thäten's gern hundert Andere, darum hätten sie keine Bange. Nur daß sie ihm den Vorzug gäben, weil er ein „solider Kumpan" wäre. Und er möge nur bedenken, was er der flotten Lotte, die ihm schon so viel geschenkt, seinerseits für herrliche Präsente machen könnte, wenn er die

Taschen voll Geld hätte! Und wie er sie beschämen würde dadurch; und wie zärtlich sie dann wieder zu ihm sein würde! Und so weiter in der fließendsten Verbrecher-Logik.

Der letzte Punkt gab den Ausschlag: Ihr Präsente machen, von der bis jetzt er nur empfangen! Sie beschämen! Von ihr heißer, wilder, stürmischer geliebt werden! — Er sagte zu.

Die Unternehmung schlug fehl. So entschieden fehl, daß sämmtliche Theilnehmer „am Geschäft" festgenommen, und zwei derselben, ihres Zeichens Schuster, verurtheilt werden konnten, obgleich sie nicht eines Groschens an Werth Beute gemacht. Diese seine Genossen und Verführer, so schuftig sie sonst sein mochten, zeigten sich gegen ihn immer noch redlich genug, indem sie schlau vermieden, durch ihre Aussagen ihn zu gravieren. Er mußte, weil die Herren Geschworenen sich von seiner Mitschuld nicht überzeugen konnten, oder wollten, freigesprochen werden, kam folglich mit der Angst davon und man setzte ihn wieder in Freiheit.

Während der Untersuchungshaft hatte seine wilde Leidenschaft für die flotte Lotte einen hohen Grad erreicht. Sie wurde so heftig, daß sie ihn sogar den einigemal sehr bedenklich werdenden Verfolg der Verhöre kaum beachten ließ. Er ängstigte sich nicht mehr vor etwaiger Verurtheilung, nicht vor Zuchthaus und ähnlichen

Kleinigkeiten. Er empfand nur Sehnsucht nach ihr, deren ganzen Reiz er jetzt erst recht deutlich erkannte, deren ausschließlicher Besitz ihm nun als Lebensbedingung erschien.

So wundersam und unbegreiflich vermischen sich in der menschlichen Natur die edelsten mit den niedrigsten Trieben. Wem sollte dabei die furchtbare Anrede, womit Mephistopheles den Faust beehrt, nicht einfallen: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!"

Ach wie jammerte der Unselige schlaflose Nächte hindurch auf hartem Lager: Aber sie wird mich längst abgeschafft, wird sich einen neuen Liebhaber genommen haben; vielleicht gar den Horndrechsler? hu! wird mich nicht mehr kennen, wird nichts mehr von mir wissen wollen, weil ich in die niederträchtige „Knierieminalgeschichte," (wahrscheinlich leitete er dieses selbstgebildete Wort von den beiden Schustergesellen und ihren Knieriemen her?) in die Spitzbuben-Affärie 'reingerathen bin, ohne mein Zuthun, und habe doch nichts davon, keinen rothen Pfennig. Komm' ich los, kann ich ihr nicht einmal „was mitbringen" aus dem Gefängniß! Die ist verloren für mich! Und ohne sie mag ich nicht mehr leben, kann ich nicht, nützt mir Alles nichts. Wenn sie mir lieber bald den Kopf runter schlügen!

— Ja, so jammerte Ludolf, und hörte deshalb während der Schlußverhandlung weder auf die anklagenden

Reden des Staatsanwaltes, noch auf die Gegeneinwendungen des Vertheidigers; starrte nur im Zuhörer-Raume umher, ob er sie, Sie nicht erblickte? Doch vergeblich suchte er nach ihr. Wen er dagegen bald entdeckte; wen er sehr aufmerksam den Gang und jegliche Wendung der Sache verfolgen sah, das war der einstmals ihm befreundete, jetzt von ihm gehaßte Horndrechsler Gebhard Gems. Erst dieser Anblick belehrte ihn, daß er Anlagen in sich trage zur wüthendsten Eifersucht! Allerdings ein seltsames Gefühl für den Liebhaber einer flotten Lotte. Doch darum war es nicht minder gewaltig, als ob es der vorwurffreiesten Jungfrau gegolten hätte. Eifersucht auf alle Uebrigen, die mit Geld ausgestattet Lotte's Gunst erringen wollten, wäre nach seiner eigenen Meinung die lächerlichste Dummheit gewesen. Denn warum (sagte er zu sich selbst) ... denn warum, sie ist ja nichts anderes als was sie ist. Aber lieben soll sie nur mich, einzig und allein mich. Und deshalb zerreißt mir die Schalusie das Herz. Der „Abgedrehte" horcht hier auf, damit er's ihr brühwarm zutragen kann. Wer weiß, wie weit sie unterdessen schon mit einander gekommen sind? Nein, ich halt's nicht aus; ich ermorde ihn, und sie, und mich zu guter Letzt! Blut muß fließen ...

„Nicht schuldig!" erklang es; „Bürstenbinder Ludolf Schnorfer ist der Theilnahme an gewaltsamem Einbruch

und beabsichtigtem Raube nicht schuldig," sprach der Vorsitzende, und fügte hinzu: „Sie sind frei; Sie dürfen sich entfernen!"

Ludolf nahm sich gar nicht Zeit, nur ein Wort des Dankes an seinen Vertheidiger zu richten. Er stürzte aus dem Saale wie ein Rasender.

„Den sehen wir über kurz oder lang wieder bei uns," äußerte der Staatsanwalt lächelnd zum Advokaten; „und ob Sie ihn dann noch einmal rausbeißen, ist sehr fraglich. Heute (mit einem nicht allzu zärtlichen Blicke auf die Herren Geschwornen) hat er's besonders glücklich getroffen. Glauben Sie an Ihres Clienten Schuldlosigkeit?"

„So, so, Herr Staatsanwalt. Man thut, was man kann. Aber für seine nächste Campagne mag er sich einen andern Vertheidiger suchen! Das ist ein undankbarer Schurke. Wo ohnehin auf Bezahlung nicht gerechnet ward, will der Mensch für seine Placherei doch ein Gott vergelt's hören. Hol' ihn der Teufel!"

„Das wird der Teufel schon besorgen, verlassen Sie sich darauf; später oder früher; solches Futter läßt sich Meister Satan nicht entgehen. Guten Appetit!"

„Desgleichen wünsch' ich Ihnen!"

Unterdessen war der Entlassene unten angelangt, die frische Luft strömte ihm labend entgegen und beruhigte

seine leidenschaftliche Erregung wenigstens in so weit, daß er sich fragte: was nun? . . . Noch einmal flammte zwar der eifersüchtige Haß gegen den Horndrechsler auf, und hätte sich der vermeinte Nebenbuhler jetzt am Arme der flotten Lotte gezeigt, dann würde wahrscheinlich der erste Gebrauch, den Ludolf von der unerwartet wiedergewonnenen Freiheit gemacht, eine blutige Unthat gewesen sein. Denn Eifersucht raubt nicht allein die Ueberlegung; sie kann auch, von Natur schüchtern und zurückhaltend angelegte Personen in reißende Thiere umwandeln. Und sonderbarer Weise bricht sie bei denen am wildesten aus, die ihr Leben lang unfähig schienen, sie in sich aufkommen zu lassen. Wie mancher zarte, mädchenhafte Jüngling, der den Launen einer koketten Gebieterin unterwürfig huldigte, niemals das geringste Mißtrauen zu zeigen wagte, hat in einem, psychologisch nicht zu erklärendem, Anfall von blinder Wuth, das Herz der Geliebten durchstoßen; und vielleicht eines Argwohns willen, der völlig unbegründet war, nachdem er früher schon ungleich größere Berechtigung dazu gehabt. Ich könnte, führte uns das nicht zu weit von unserer kleinen Erzählung ab, verschiedene Beispiele dieser Art vorlegen. Eines derselben werden wir bald aus Ludolf's eigenem Munde citieren hören.

Hier stand für den Augenblick nichts zu befürchten. Nicht allein von Ihr war rings umher keine Spur zu

entdecken; auch Gebhard Gems zeigte sich nicht mehr im Gedränge der Neugierigen, welche des Ausgangs dieser vielbesprochenen Verhandlung auf der Straße harrten, weil sie, aus mitunter für sie sehr beschämenden, Ursachen im Auditorio geduldet zu werden nicht erwarten durften. So begab es sich, daß der Freigesprochene, von den Stürmen, die in ihm getobt, fast erschöpft, plan- und willenlos weiter wankte, nicht recht wissend wohin sein Weg gehe? Er kam erst wieder zu sich, als er vor dem Hause stand, in welchem er zuletzt gewohnt, aus welchem der Haltefest ihn damals abgeholt hatte; was auf seine Wirthsleute keinen großen Eindruck gemacht, weil es nicht der erste ihrer Miether gewesen, für den solch unabweisliche Einladungskarte zu den Assembléen im Palais der Kriminal-Justiz abgegeben worden. Demgemäß wurde er denn auch empfangen, sonder Befremden, und mit Fragen nicht viel behelliget. Nur das Eine berichtete ihm die sonst nicht sehr gesprächige Wirthin, daß die flotte Lotte sich mehrmals erkundiget habe, ob er noch nicht zurückgekehrt sei? und daß sie gewiß heute Abend wieder vorsprechen werde.

— Sie hatte ihn also nicht vergessen! Dem Horndrechsler war's nicht gelungen, ihm „ihr Herz" abwendig zu machen. Eh' sie noch wissen konnte, ob er vor Gericht losgesprochen werden würde, hatte sie nach ihm gefragt! Hatte sich folglich gesehnt, sich mit ihm

wieder zu verbinden! Wie beglückte ihn das. Im Nu waren die blutrothen Phantasieen des Eifersüchtigen verschwunden, hatten sich in rosenfarbige Träume höchster Wonne umgewandelt, in Erwartungen reinster irdischer Seligkeit . . . was eben der warmblütige Bürstenbinder unter „reiner Seligkeit“ verstehen mochte. Denn die Begriffe von derlei sublimen Dingen sind sehr verschieden.

Die Ungeduld, sich erneuerten Besitzes zu versichern, litt ihn nicht in seiner Kammer. Er machte rasch ein Bischen Toilette . . . so weit ihm der Rest seiner im verschlossenen Kasten zurückgebliebenen Garderobe verstattete . . . und eilte davon, sie aufzusuchen. Welche Begegnung, welch' Wiederfinden! War sie doch von gleicher Sehnsucht getrieben, denn sie kam ihm schon entgegen, warf sich, ohne auf umstehende Gaffer zu achten, mit früherer Zärtlichkeit an seine Brust.

Was weiter zwischen ihnen geschehen, in's Einzelne auszumalen, ist nicht unsere Aufgabe. Wir haben uns einfach mit Darlegung der Hauptereignisse zu begnügen. Und da ist denn das Wichtigste, daß Ludolf mit seinem glühend ausgesprochenen Wunsche einer dauernden unauflöslichen Verbindung über Lotte's bisherigen Widerwillen gegen den heiligen Ehestand, fast zu seinem eigenen Erstaunen plötzlich den Sieg davon trug. Denn kaum vier Wochen später finden wir das Pärchen ver-

heirathet. So fest kopuliert, wie's ein Priester, den Gesetzen der Kirche und des Staates gemäß, nur irgend vollziehen kann. Und demnach haben wir's von jetzt ab nicht mehr mit der flotten Lotte und ihrem Lui, sondern mit Herrn und Frau Schnorfer zu thun.

Wie sich das so rasch gemacht habe . . . darüber sind allerdings mancherlei abweichende Stimmen laut geworden, unter denen eine die meiste Beachtung verdient, welche behauptet: Die Neuvermählte habe durch einen (ihr nicht gänzlich unbekannten) noch sehr jungen Beamten „zufällig“ erfahren, daß die stets angezweifelte, zuletzt völlig in's Reich der Phantome verwiesene Schwester der verstorbenen Wittwe Schnorfer, nicht nur ein wahrhaft lebendiges jungfräuliches Geschöpf mit Fleisch, Blut, Haut, und dazu gehörigen Knochen gewesen sei, sondern auch nach ihrem jüngst erfolgten Tode einiges Vermögen hinterlassen habe, welches natürlicher Weise auf ihren nächsten und einzigen Blutsverwandten, einen Bürstenbinder Namens Ludolf Schnorfer übergehen müsse, sobald selbiger erst aufgefunden war. Da Civil- und Kriminal-Rechtspflege in größeren Städten ihre streng abgesonderten Wirkungskreise behaupten, so hatte sich die Erledigung verzögert. Näheres wußte der Auscultator, der es nur so nebenbei erhorcht, nicht anzugeben.

„Dank für den Wink!“ mag Lotte im Stillen

gedacht haben; „ist er nur erst mein Mann, dann soll er bald aufgefunden werden!“

Und so hatte sie eigentlich die Erbschaft geheirathet, nicht den Ludolf. Ein Brauch, der, wie allgemein, gewiß verleumderisch, versichert wird, auch in höheren, sehr tugendsamen Sphären üblich sein soll.

Genug, sie glaubte an große Summen. Und weil sie ihrer Herrschaft über den Erben sicher war, fühlte sie sich auch der Herrschaft über sein Geld sicher.

Das war ganz in der Ordnung; und nun wußte sie's klug genug einzurichten, daß mehrfache Kunde des in Aussicht stehenden Reichthums durch verschiedene Bekannte an ihren Gatten gelangte, worauf dieser sich alsbald an einen „Sachwalter“ wendete, der sich der Angelegenheit mit Eifer anzunehmen versprach, nachdem er sich vorher selbst heimlich zu unterrichten getrachtet, daß der lachende Erbe auf dem Boden des Rechtes stehe.

Welche Neigung Leuten niederen Schlages einwohnt, sich vorzugsweise übelberufene Aerzte, Advokaten, Rathgeber, Unterhändler, Agenten auszusuchen; welche Scheu sie gewöhnlich vor tüchtigen, redlichen, anerkannten Männern vom Fache hegen; und wie sie am liebsten und leichtesten Pfuschern, Schwindlern, Betrügern, Charlatanen und Winkelkonsulenten vertrauen, um sich willig und leichtgläubig von solchen rupfen zu lassen . . . ist eine Erfahrung, die sich uns überall und jederzeit von

selbst aufdrängt. Man sucht sie nur zu erklären durch den Wahn der also Betrogenen: sie würden solide Helfer theurer bezahlen müssen. Zum Unglück genügt diese Erklärung nicht, denn thäte sie's, dann dürften die Irregeführten von stets wiederkehrenden Enttäuschungen längst belehrt, und von unzähligen Opfern der Leichtgläubigkeit warnend unterrichtet worden sein, daß diese Art der Sparsamkeit ungleich theurer zu stehen kommt, als die Forderungen rechtlicher, wohlberufener Aerzte, Rechtsfreunde ꝛc. ꝛc. Nein, es sitzt tiefer. Es liegt in der instinktmäßigen Abneigung gegen Alles, was Gesetz, Ordnung, Sitte heißt, was sie Zwang und Beschränkung nennen; in der dunklen Ahnung, daß mit allgemein geachteten, von bürgerlicher Wohlhäbigkeit getragenen „Herren“ für sie nicht gut Kirschen essen sei; in dem Vorgefühle, sie werden sich bei mehr oder weniger anrüchigen, kaum tolerierten Pfuschern und Rabulisten weniger Gewalt anzuthun brauchen, werden sich geben dürfen wie sie sind, und sich bei ihres Gleichen wie zu Hause finden. (Erwiederte doch dem Verfasser einstmals ein Holzhacker auf die Frage: weshalb er sich mit seinem kleinen Rechtshandel nicht an den renommierten, als wohlwollend bekannten Herrn N. N. gewendet habe? treuherzig-albern:

„Nee, sehn Sie, der Herr Justiz, das ist mir viel zu scheniert. Mit seinem ehemaligen, entlassenen Schreiber,

der für mich prozeßt, da geht's leichter. Der hat auch schon „gesessen," da faßt der Mensch gleich mehr Zutrauen."

Sein Zutrauen ist dem armen Kerl schlecht bekommen; er verlor das dürftige Häuschen, nachdem ihn vorher der Zutrauen-erweckende Rechtsfreund — lies Rechtsfeind — vollständig ausgesaugt.)

— Ob der würdige Mann, dem Ludolf sich hingegeben, ebenfalls den Vorzug besaß, auch „schon gesessen" zu haben, ist uns nicht bekannt worden. Zweifellos hätte er verdient anderswo, und das recht lange, zu sitzen, als auf seinem alten schmierigen Lehnstuhl im Hinterstübchen, welches er Büreau benannte, und von wo aus (im Vereine mit Helfershelfern sehr verschiedenen Ranges, Standes, Rufes,) schon gar manchem in ihre Klauen gelaufenen Kalbe Hals und Kragen abgeschnitten worden waren. Verglichen mit vielen seiner Vorgänger kam Ludolf noch ganz erträglich weg. Denn er empfing baares, blankes, wirkliches Geld: Gold, Silber, auch sicheres Papier im Gesammtwerthe von 850 Thalern, gegen von ihm ausgestellten, „festgemachten" Revers, des Inhaltes: „All' seine Forderungen insgesammt, und alle Ansprüche auf die Nachlassenschaft der sel. Tante, den Herren X. Y. Z. und Kompagnie für immerdar abgetreten, und volle Bezahlung dafür erhalten zu haben."

— Achthundert und fünfzig Thaler auf einem Brette, ... mögen sie auch vielleicht kaum den dritten Theil der Erbschaft betragen! ... eine solche Summe, gleichsam aus den Wolken hernieder gefallen, genügte, Ludolf's Kopf schwindlich zu machen, und ihm unerschöpflichen Ueberfluß vorzuspiegeln. Lotte sah schon deutlicher. Durch ihre schlanken Finger war ja bereits manch' hübsche Banknote gegangen, und allzurasch auf üppige Eitelkeiten verzettelt worden; sie wußte sehr genau, daß sie Hundertthaler-Scheine eben so rasch klein kriegen würde, als früher die Fünfer und Zehner. Zeigte sich auch wohl unzufrieden mit dem abgeschlossenen Handel, bei dem ihr Ehegatte übertölpelt sei; fand sich jedoch mit der ihr eigenen leichtsinnigen Lebenslust bald in's Unabänderliche, und setzte sich vor, wenigstens so lange guter Dinge zu bleiben, so lange noch Vorrath in der Kasse, und das widerwärtige Wort Arbeit nicht zur Sprache gekommen wäre. Ein gemeinsam benebelnder Rausch, in welchem das frivole Paar dahin taumelte! An Schmarutzern, die sich zudrängen wo Teller und Gläser klappern, fehlt es in keinem Stande. Ludolf spielte so splendid den Gastgeber, daß er im Hochgefühle befriedigten Stolzes seine Eifersucht vergaß, und selbst dem jüngst noch so peinlich gefürchteten Horndrechsler Zutritt gestattete. Er dünkte sich als „Kapitalist" unglaublich groß; fand sich hoch erhaben über seine Gäste;

und diese, vor denen Lotte nicht ermangelte eine Null mehr anzuhängen, wenn vom Erbtheil geredet wurde, ließen sich ernstlich durch ihre Prahlereien verblüffen. Auch der kecke, „abgedrehte“ Gebhard Gems unterlag unwillkürlich dem Uebergewichte des Reichthums und stellte sich bescheiden an.

Auf diese Weise erging es dem jungen Ehepaare vorzüglich. Lotte's unsaubere Vergangenheit schien vergessen. . . . Was deckt nicht Reichthum zu, auch der eingebildete! Was verhüllt er nicht unter Sammt und Seide!

III.

Wir überlassen die verblendeten Menschen eine Zeitlang der thörichten, sinnlosen Befriedigung ihrer eitlen Gelüste, ohne weitere Anklagen wider sie zu erheben, oder Verdammungsurtheile auszusprechen. Worauf könnten dergleichen sich stützen bei Leuten, die eben nur im Kleinen, sonder Bildung und Erziehung, fast kindisch nachäffen, was mit größerem und größestem Maßstabe gemessen sich rings um sie her bei Vornehmen und wirklich Reichen so häufig vor ihren Augen begiebt? Wenn lachende Erben aus der großen, hohen Welt binnen kurzen Jahren mit rasender Gier vergeuden, was Fleiß, Umsicht, Sparsamkeit in langen Jahren für sie zusammen scharrten, zusammen hielten, weshalb dürften wir solchem Paare aus der kleinen und halben Welt (demi-monde) das Recht absprechen, sich auf rascheste Weise gründlich zu ruinieren, und dem kaum entronnenen Elend, dem Mangel, ja der Schande, im Sturmschritt wieder entgegen zu eilen?

Den Letzteren fehlt ja, was die Ersteren haben, oder

doch haben sollten: Bildung, Einsicht, Erkenntniß, Achtung für einen geehrten Namen, den sie nicht tragen. Außerdem ist für Jene der Sturz aus genußreicher Gegenwart in eine jammervolle Zukunft lange nicht so tief, weil ihre Vergangenheit schon erbärmlich genug war. Und was die Schande betrifft, in welche sie zurückfallen, dünkt sie ihnen doch nicht so entsetzlich, als sie denen sein müßte, denen sie etwas Neues sein wird. Unbefangenen, vorurtheilsfreien Richtern erscheint Ludolf gewiß leichter zu entschuldigen, wie mancher junge Graf, Bankiers- oder Fabrik-Fürsten-Sohn, denen die Millionen ihrer Eltern nicht besser gedient haben, als dem verschwenderischen Bürstenbinder seiner Tante Sparpfennig. Wobei noch in Anschlag zu bringen, daß Ludolf nur für Eine, wenn gleich unwürdige, doch nun einmal wahnsinnig geliebte Frau, nur für sie, nur mit ihr seine Hunderte verschwendet hat — was sich den Verschwendern eben so vieler Hunderttausende keinesweges nachrühmen läßt.

Genug: Schnorfers wurden fertig; waren es schon, ehe Lotte davon Kenntniß bekam. Denn Ludolf konnte sich nicht entschließen ihr die Wahrheit zu entdecken, aus Furcht, sie werde ihre Kokettérieen wieder aufnehmen, und ablassen ihn treu zu lieben, wenn er eingestehen müsse, nicht fürder jedweden ihrer mitunter ausschweifenden Wünsche befriedigen zu können. Er hatte ver-

sucht Schulden zu machen. Gegen wucherische Bedingungen war's ihm einmal gelungen. Beim zweiten Versuche fand er den Kredit seines Hauses bereits vernichtet. Die Noth drängte von Innen wie von Außen. Der Zahlungstermin des Darlehns rückte heran. Wollt' er nicht gepfändet, sollte Lotte nicht um ihre „Einrichtung" gebracht werden, mußt' er Geld herbeischaffen. Und Lotte verlangte nach einem neuen Kleide von theurem Zeuge, dessen Anblick in einem Schaufenster sie gereizt. Obenein hatte er sie in jüngster Zeit, seitdem es mäßiger bei ihnen herging, auf Argwohn erregenden Rückfällen mancher Art ertappt; auf Manoeuvern, wie sie früher, da sie noch nicht seine angetraute Frau gewesen, vielfältig geübt, die ihn damals nicht sehr beängstiget, und die er auch jetzt ruhiger als von seinem Talente zur Eifersucht glaublich war, hingenommen haben würde, wenn sich nicht unter Denjenigen, mit denen sie kokettierte, der (nicht mehr vom Respekt für Reichthum gedemüthigte) Horndrechsler befunden hätte. Eine Entdeckung, von furchtbarer Wuth begleitet. „Da muß vorgebaut werden! Den lass' ich mir nicht über den Kopf wachsen, lieber jeden Andern! Aber wie gelang' ich zu Gelde? Woher nehmen und nicht stehlen?"

Diese, vom Verfasser beim Eingangsgespräche schon, wenn auch in anderem Sinne, gestellte, sprichwörtliche Frage, leitete ihn auf unheilvolle Gedanken: „Ich bin

einmal glücklich entwischt, wo ich nichts davon gehabt. Warum sollt' ich diesmal nicht etwas davon haben, und ebenfalls wieder durchwischen? 's kommt nur auf gehörige Behutsamkeit an!"

Er überlegte nicht, daß wenn ihm wirklich die schlechte That gelänge; wenn er einen Diebstahl mit Erfolg auszuführen und sich fremdes Gut unrechtmäßig anzueignen vermöchte, sein Untergang dadurch nur auf kurze Frist hinausgeschoben, dann aber um so schmachvoller sein werde, weil es doch endlich an den Tag kommen mußte, wodurch er ihn verzögert habe. Er überlegte nicht, daß dieses Verbrechen unausbleiblich ein zweites und viele folgende nach sich ziehe, vor denen ihn nur das Gefängniß schützen könne, dem zu entgehen doch sein Bestreben war. Er überlegte nur, wo sich die vielversprechendste Gelegenheit auffinden, wie sie sich auf's Schlaueste benützen lasse? Und er meinte den durchtriebensten Plan ausgegrübelt zu haben, als er die augenscheinlichste Plumpheit beging, indem er die Mitgenossen seines ersten Verbrechens zu Rathe zog. Sein Verfahren ausführlich zu beschreiben wäre undankbare Mühe. Ist's doch schon widerlich, lang ausgesponnene Schilderungen pfiffiger, feindurchdachter, von Meisterhand kühn verübter Spitzbubenstreiche zu lesen; wie viel abstoßender Zeit und Papier mit ungeschicktem Dilettantenwerke zu verderben! Für unsern Zweck ist hinreichend, wenn wir

erfahren: Ludolf ward auf der That ertappt, an Zeugen sogar fehlte es nicht; diesmal hätt' ihm auch sein erster Vertheidiger nicht durchgeholfen. Er sah das ein und gab sich. Sein Geständniß vor dem Untersuchungsrichter rührte diesen ernsten, sonst so ziemlich festgepanzerten Praktikus. Jede Silbe athmete Liebe für Diejenige, die doch eigentlich der Mittelpunkt all' seines Unglücks war. Nicht daß er der Strafe verfallen, nein, daß er von ihr getrennt, daß er eine bestimmte Zeit hindurch verhindert sein sollte, sie mit eifersüchtigen Blicken zu überwachen . . . das war der Gram, der ihn durchbohrte, der seine Brust den Empfindungen zerknirschenden Bereuens aufschloß, aus welchem dann wieder helle Funken wüthender, neidischer Rachsucht knisterten. Sein bei jedem Verhöre wiederholtes Flehen: ihm eine Zusammenkunft mit ihr zu gestatten, mußte der Untersuchungsrichter für's Erste abschlägig bescheiden, da noch mancherlei Punkte, etwaige Mitschuldige, unter Denen die bei ihm aus- und eingegangen betreffend, in's Klare gebracht werden sollten, und er selbst in Aussagen und Geständnissen schwankend, den Abschluß der Untersuchung hinauszog. Der Inquirent ermahnte ihn, sich zu sammeln, bei der Wahrheit zu bleiben, die er, wie es fast scheine, bisweilen verwirre, nicht weil er lügen wolle, sondern weil er völlig zerstreut und konfus durcheinander schwatze.

„Das macht einzig die Trennung von der Lotte, und weil ich die nicht bewachen kann, Herr Gerichtsrath. Wenn's noch lange währt, so fragen Sie mich in's Tollhaus."

„Da würd' ich doch an Eurer Stelle das Meinige dazu thun, die Sache zu beschleunigen, anstatt sie hinzuhalten?"

„Weiß ich denn, was ich thue? Weiß ich denn, was ich spreche? Hör' ich denn, was Sie mich fragen? Ich höre nur die Lotte, ich sehe nur den Horndrechsler, wie sie zusammen schleichen. Das darf einmal nicht sein, und es darf nicht!"

„Wer wird's denn hindern? Ich nicht, und Ihr auch nicht."

Ludolf biß die Zähne zusammen, daß sie prasselten und ballte die Fäuste.

„Und wenn's nicht Euer abgeschmackter Popanz, der Horndrechsler, ist," fuhr der Gerichtsrath fort, „dann ist's ein Anderer. Darüber wäret Ihr fort, dächt' ich, Ihr Beide; die flotte Lotte, jetzt Madame Schnorfer, nebst Ehgemahl?"

„Bin ich auch, Herr Rath. Mache keine Einwendungen nicht, was nöthig ist und zum Lebensunterhalt gehört. Das läßt sich nicht mehr ändern, seitdem wir die Erbschaft verläppert haben. Seh' ich ein. Aber es muß beim Geschäft bleiben. Kein Vergnügen darf

nicht bei sein, kein Herze nicht. Wen sie um's Geld freundschaftlich aufnimmt, weiß ich sie verstellt sich, und thut blos so wie wenn sie thäte, freut sich, wenn sie ihn erst wieder los ist, und streicht die Thaler ein, derselbige schiert mich nicht so viel. Aber einen Liebhaber darf sie sich nicht halten; das kann nicht gestatuiert werden, oder wozu wären sonst Sie da, und das Knierieminal und die Gesetzsammlung? Besinnen Sie sich nicht auf den jungen Kerl vor vier, fünf Jahren, der dem Frauenzimmer, wo er bei ihr lebte, rasibus mit einem alten Balbiermesser den Hals durchschnitt, daß der Kopf nur noch an einem Zipfelchen Haut bammelte? Sie hatte noch einen Bissen von ihrem Abendbrote im Munde, und die Butterschnitte hielt sie fest, und saß auf den hölzernen Stufen vor der Hausthüre; nicht einen Muck hat sie gethan, aber der Kopf ist runter gewesen. Na, und warum? frag' ich. 's war gemeines Volk, die zwei, das steht bombenfest, Gassengesindel, reine Nation, mit uns nicht zu vergleichen; er lebte einzig von ihr und riß ihr jeden Groschen weg, daß sie halb nackt herumlief, und jemehr sie sich hin und her trieb, um so besser für ihn, mochten's die abscheulichsten Schurken sein. Je zuwidrer ihr, desto angenehmer ihm, ... denn warum, wenn sie nur bezahlten ... blos Einen sollte sie nicht ansehen, sonst brächt' er sie um! Denn das wußt' er, daß sie den sonst lieb gehabt, was man wirklich so nennt,

und da wollt' er's nicht leiden. Und wie er sie nun gleichwohl belauert hatte, da verstellte er sich einen ganzen Tag hindurch, that wie wenn er nicht auf drei zählen könnte, stahl das rostige Messer, schliff heimlich die Klinge, und um die Abendstunde bei der besten Wurststulle ... hast Du nicht gesehn: runter mit dem Kopfe, wie wenn's eine schwarze Taube gewesen wäre; ritz ratz ... na nu küßt euch!! War's nicht so, Herr Rath? Besinnen Sie sich noch drauf?"

„Sehr genau. So etwas vergißt sich nicht. Aber dennoch bin ich Euch dankbar, daß Ihr mir die Erinnerung daran aufgefrischt habt. So viel an mir liegt, soll Euch wenigstens die Möglichkeit entzogen bleiben, einen ähnlichen Gräuel zu verschulden. Ihr werdet keine Zusammenkunft mit Eurer Frau haben."

„Ach, wo denken Sie hin, gütigster Herr Rath. Wie können Sie mir so was zutrauen? Ich sollte die Lotte umbringen? Da brächt' ich mich ja lieber selbst um's Leben. Und überhaupt hier. Hab' ich denn nur ein Splitterchen von einer Waffe? Womit sollt' ich sie denn verwunden? Wenn Sie dabei sind ... und der Herr Protokollführer ... und ein Aufseher ... lauter gute Bekännte, ... was sollt' ich ihr denn da für Leid zufügen? Wenn ich nämlich, daß ich ihr eins zufügen wollte! Denk' ich doch gar nicht daran. Eh konträr, ich will ja nur zärtlich und liebreich zu ihr sein, Abschied

nehmen auf so lange, wie sie mich droben verorgeln, und bitten und ermahnen, daß sie sich mit dem Gems nicht einläßt, im Uebrigen hat sie ja ihre Freiheit während dem daß ich brumme, und daß sie mir gut bleibt auf fröhlich Wiedersehn, weiter will ich doch nichts, als blos damit ich so recht sicher bin von ihrer Treue, sonst geschieht ihr nichts, was man nicht im Auge leiden kann, schwör' ich Ihnen zu, und Sie werden doch nicht so grausam sein und auch ein menschliches Mitleid haben."

„Wir wollen sehn, was zu machen ist, sobald Ihr verurtheilt seid. Trödelt nicht, helft selbst dabei, damit wir Euch bald an den Ort Eurer Bestimmung bringen. Die Ewigkeit wird's nicht sein. Rückt mit den letzten umständlichen Bekenntnissen heraus, und bedenkt: je früher Ihr Eure Strafe antretet, desto rascher ist sie überstanden."

Nur Dankbarkeit für jene Schonung, welche seine früheren Mitschuldigen damals ihm angedeihen lassen, hatte Ludolf's Aufrichtigkeit einigermaßen beschränkt, als ob wer weiß was noch im Hinterhalte steckte. Durch die letzte Ermahnung des Richters ermuthiget, hatte er endlich eingestanden, daß gerade die beiden seitdem frei gewordenen Schuster ihm dieses glänzende, durch sein Ungeschick allerdings mißlungene Unternehmen zugewiesen und überlassen, aus welchem Geständnisse zugleich

deutlich hervorging, er hab' es ganz allein, weil es ihm sehr leicht schien, und er keinem Theilhaber Vortheil daran gönnte, ohne Beihilfe derer, die es ausgespürt, betreiben wollen.

Es ging zuletzt für ihn sehr gnädig mit sechs Monaten Gefängniß ab, weil ja streng genommen nur eine vereitelte Absicht, keine eigentliche That zu bestrafen war.

Der Gerichtsrath, der die Untersuchuug geführt, wünschte ihm Glück; nach seiner Ansicht schien ein halbes Jahr leicht zu überstehender Haft äußerst wenig, verglichen mit seiner langwierigen Inquirenten-Mühe, die eine wahre Geduldprobe ihm auferlegt.

Jedoch Ludolf's eifersüchtige Einbildungskraft dehnte die Monate zu Jahrhunderten aus, und immer dringender, ja kniefällig bat er um die schon halb versprochene Zusammenkunft mit der „geliebten Frau!"

Diese wurde ihm natürlich gewährt, und erfolgte im Beisein des Rathes und mehrerer anderer zufällig anwesender Beamten. Lotte, deren Schönheit nicht unbeachtet blieb, zeigte sich ihrerseits nicht minder zärtlich, wo möglich noch feuriger als er. Es standen ihr auch Thränen, solch' „unüberstehlicher Trennung" geltend, in Strömen zu Gebote. Doch der vielerfahrene Jurist und Menschenkenner glaubte seinen physiognomischen Studien gemäß wahrzunehmen, daß die Kundgebungen dieser Betrübniß zu gewaltsam, daß sie theil-

weise erzwungen wären, und nicht aus dem Innern kämen. Besonders verdächtig klangen ihm die Betheuerungen entschiedenen Abscheu's vor dem Horndrechsler, die Lotte nach jedweder Warnung, den Letzteren betreffend, ihrem Gatten wiederholte.

Hatte vielleicht Ludolf etwas Aehnliches herausgefühlt? Möglich wohl, denn auch des minder gebildeten Menschen Eifersucht schärft seine Beobachtungsfähigkeit und manch Einer wird zum Seelen-Erforscher durch wilden thierischen Instinkt. Es war, als könnte sich der Scheidende von der Zurückbleibenden gar nicht mehr trennen. Immer wieder, trotz aller Mahnungen ein Ende zu machen mit diesen Zärtlichkeits-Ausbrüchen am unrechten Orte, kehrte er zu erneuerten Umarmungen zurück, wobei wahrhaft unheimliches Feuer aus seinen Augen sprühte. Schon an der Thüre, entwand er sich noch einmal dem Aufseher, der ihn wegführen sollte:

„Also Du schwörst mir's zu, Lotte, daß Du den Horndrechsler nicht mehr ansehen willst? Mit keinem Blicke nicht?"

„Wie oft muß ich denn noch schwören, bis daß Du's glaubst?" lautete die fast unwillige Entgegnung.

„Gieb mir noch einen Kuß zum Unterpfande," schrie er auf, warf beide Arme um ihren Hals, preßte sie an sich, und zugleich erdröhnte ein furchtbarer Jammerschrei

des Weibes. Ehe noch die Anwesenden dazwischentreten konnten, war's geschehn. Er hatte ihr die Nase abgebissen, spuckte das Stückchen zermalmte Fleisch von sich und sagte mit höhnisch grinsendem blutendem Munde:

„So ist's doch sichrer, jetzt wird sie ihm nicht mehr gefallen; jetzt läßt er sie laufen, mag sie mit ihm kokettieren wie sie will. Nun kann ich sie ruhig verlassen und bin meiner Sache gewiß."

Damit schloß mein kriminalistischer Stoffspender seinen Bericht. Er fügte noch das gerichtliche Erkenntniß wider den Verbrecher hinzu, des Inhaltes:

„Der Bürstenbinder Ludolf Schnorfer, verurtheilt „am so und so vielten Mai 18.. wegen vorsätzlicher „schwerer Körperverletzung, verbunden mit beabsichtigter „Verunstaltung seiner Ehefrau, zu vierjähriger Zucht„hausstrafe."

„Wenn das nicht Liebe ist, dann weiß ich nicht, wo noch Liebe gesucht werden dürfte. Daraus können Sie nun ein recht sentimentales Seitenstück, eine Stadtkokette, anfertigen."

„Da hab' ich aber keinen versöhnenden Schluß, theuerster Freund?"

„Den müssen Sie sich erfinden. Ich weiß weiter

nichts. Was später aus den Leuten geworden, kann ich nicht sagen. Ich hatte Wichtigeres zu thun, als mich um sie zu bekümmern und ihr Geschick zu verfolgen. Die Akten sind längst beseitiget. Ich gab, was ich hatte, und nun hab' ich nichts mehr. Adieu!"

„Da sieht man," rief ich ihm nach, „daß ein Untersuchungsrichter keine elegante Dame ist; die hätte mich nicht so mager abgespeiset."

„Da sieht man," rief er vom Treppenabsatze zurück, „daß Autoren undankbare Leute sind. Sie können warten, bis ich Ihnen wieder was erzähle!"

IV.

Mein Arzt, wie sorgsam und gut er für mich ist in Tagen der Krankheit . . . bin ich gesund (so weit ich das noch sein kann), tyrannisiert er mich. Er zwingt mich häufig, wenn wir unsern Nachmittagskaffee gemeinschaftlich genommen, mit ihm spazieren zu gehn, auch bei unerträglichster Hitze. Mag ich zehnmal versichern, meine Promenade für diesen Tag sei hinreichend vollbracht, er macht diätetische Gründe geltend, und ich muß ihn dann auf Geschäftswegen geleiten, die bisweilen in nicht nur weit abgelegene, manchmal auch in bedenkliche Gegenden führen; in Gassen und Gäßchen, wo so zu sagen die Gerechtigkeit aufhört. Ich setze mich zur Wehr, weigre mich, schimpfe, füge mich endlich aber doch, weil ich zuletzt gern mit ihm gehe, von ihm lerne. Er kennt die Stadt und ihre Bewohner in drei Generationen, denkt mit vortrefflichem Gedächtniß über fünfzig Jahre zurück, besinnt sich auf Persönlichkeiten und Vorgänge aus längst vergessener Zeit als wär's gestern geschehen, und hat dabei einen weit ausgebreiteten

Verkehr mit den verschiedensten Menschen, der ihm fortwährend das Neueste vom Tage liefert. Er kann für ein lebendiges Vademecum gelten, fast immer für ein zuverlässiges, denn er wird gut bedient. Seine Reporters bringen meist verbürgte Nachrichten, und läuft etwa einiger Ausschuß mit unter, so weiß er mit sicherem Takt das Falsche vom Echten zu sondern. Folglich bietet mir seine Tyrannei mannichfache Entschädigungen; ich kehre vom aufgezwungenen Spaziergange jedesmal um etwas klüger heim, habe jedesmal etwas Nützliches gehört, oder wenigstens eine „hübsche alte Geschichte“ vernommen, über die ich sogar verfügen darf, was ich schon öfters gethan, und jetzt eben wieder zu thun im Begriff stehe.

Wie hoch der Thermometer gewiesen, als ich neuerdings einem Vademecum-Rufe seinerseits gehorchend, in einer von Cholera-Lüftchen durchwehten Sommerstunde dem medizinischen Freunde nach fernen Gefilden jenseits der Brücken zur Seite schlich, weiß ich heute nicht mehr anzugeben. Daß die Quecksilber-Säule nicht unter Null stand, will ich beschwören. Wir schwitzten um die Wette . . . was dem Doctor wohlthut, denn er hat's ewig mit der Gicht. Und wie er behauptet, daß die schmerzenden Füße weniger schmerzen, wenn sie bei tüchtiger Hitze ihn über vorzugsweise schlechtes Steinpflaster fortschaffen müssen, versichert er mich auch

lebhaft, das nämliche Exercitium sei meinen Rheumatismen dienlich, weil es helfe sie zu vertreiben.

Er befand sich diesmal in besonders heiterer Laune. Unser mobiler Freund A...., sein spezieller, offizieller Berichterstatter über den Stand der Cholera, hatte so eben im Vorbeischieben vermeldet: „die Abnahme der Seuche befinde sich in sichtbarer Zunahme; nur sieben Fälle!"

Der Arzt hatte die heutige Galgen-Zahl voll inniger Befriedigung mit Blei auf den Umschlag seiner Manschette notiert, und athmete leichter. Nicht als ob Er zu den Cholera-Zitterern gehörte. O gewiß nicht. Hatte er doch bei ihrer diesmaligen Wiederkehr eine Badereise, die er sich längst verordnet, aufgegeben, und war, einen Fuß schon im Wagen, daheim geblieben, mit der Aeußerung: „sobald der Feind naht, gehör' ich meinen Patienten!"

Aber daß er darum doch sich wohler fühlte, wie er besagten, oft bekämpften, noch immer nicht genugsam erkannten Feind auf dem Abmarsche sah, wird ihm Niemand verübeln. Wir befanden uns im lebhaften Gespräche über die Nüsse, welche obgenannter, heimtückischer Feind den Männern der Wissenschaft jetzt schon so lange zu knacken giebt, und über die Widersprüche, welche durch jegliche vermeinte Entdeckung im Gebiete seiner Eigenthümlichkeiten hervorgerufen worden sind ... da spürte ich plötzlich einen nicht ganz sanften Rippenstoß.

„Haben Sie die Frau bemerkt, die jetzt an uns vorüberging?"

„Nur flüchtig. Der Anblick war nicht fesselnd. Es schien ihr ein Gegenstand zu fehlen, der schicklicherweise in jedes menschliche Antlitz gehört, und dessen Abwesenheit mir immer eine lange Reihe düsterer Vorstellungen aufdringt, die fast mehr Grausen als Mitleid erregen."

„Solche Empfindung wäre hier kaum zutreffend. Diese arme Seele hat ihre Nase auf außerordentliche Weise eingebüßt: selbige ist ihr weg gebissen worden."

„Doctor, was sagen Sie? weg ge . . .?"

„bissen. Im strengsten Sinne des Wortes. Aus Eifersucht."

„Mann! Das sprechen Sie so gleichmüthig aus, und ahnen nicht, in welch' naher Beziehung ich stehe zu dieser Frau!"

„Plagt Sie der Leibhaftige? Was haben Sie damit zu schaffen?"

„Fragen Sie doch, was der Damenschneider mit einem Kleide zu schaffen hat, wenn er's abliefern soll und keinen passenden Besatz dazu ausfindet? Eine Erzählung, woran der Schluß fehlt, die versöhnende Ausgleichung, in irgend welcher Weise, wär's auch nur durch den Tod . . . sie gleicht einer neuen Robe ohne Aufputz, ohne Besatz; sie ist eigentlich fertig und kann

doch nicht getragen werden. Hören Sie nur, wie mir's geht . . ."

Ich theilte dem Arzte mit, was der Leser gelesen, und Jener machte mir den Vorschlag, ferneren Forschungen sich anzuschließen, im Vereine mit mir:

„Was die Richter weiter zu verfolgen nicht Neigung noch Beruf gehabt, das kann der Sicherheitsbehörde nicht fremd geblieben sein. Diese muß von Amtswegen Kenntniß nehmen, was nach Ablauf langer Kerkerhaft aus dem Entlassenen wird. Und auch die ihrer unheilbringenden Schönheit grausam beraubte Kokette, dürfte mehr oder weniger überwacht worden sein. Das wollen wir bald herausbringen."

„Hoffen Sie?"

„Kostet nur eine Nachfrage an gehöriger Stelle. Rechnen Sie mit Zuversicht darauf; und lernen Sie endlich einsehen, was für namhafte Vortheile einem rathlosen Novellisten aus einer Promenade mit seinem Arzte bei drückender Hitze erwachsen können. Morgen, spätestens übermorgen bring' ich Ihnen Auskunft."

Er hat Wort gehalten, der gefällige Freund. Und der Schluß unserer kurzen Geschichte überbietet nun an Kürze noch alles Vorhergehende.

Ludolf hatte seinen selbstsüchtigen Zweck erreicht. Der Horndrechsler hatte sich schaudernd von der ehemals

schönen Lotte abgewendet, als sie aus dem Hospital wieder an's Licht des Tages trat. Sie war vortrefflich ausgeheilt worden . . . aber was Schnorfer's Kannibalen-Zähne menschenfresserisch geraubt, vermochten ihr die jungen Herrn Kliniker bei größter Sorgfalt nicht wieder wachsen zu machen. Es sind ihr zwar mehrfache Anerbietungen rhinoplastischer Kunstfertigkeit gethan worden, aus ihrer Stirnhaut . . . aus dem dicken Arme . . . wer weiß wo sonst noch her . . . einen Ersatz für den Verlust zu schneiden, zu formen, anzuheilen; doch dawider hat sie heftigen Einspruch erhoben:

Sie wolle nicht „zersäbelt" sein, und die „kleine Lücke" werde sich schon „verthun!"

Damit war's aber nichts gewesen, der Defekt störte heftig, die Lücke „verthat" sich keineswegesa, und wenn die Kokette auch fürder zu kokettieren versuchte . . . es machte keine Wirkung mehr. Sie fühlte sich höchst unglücklich und verwünschte tausendmal den Urheber ihres Unglücks. Aber sie erkannte auch bald, daß die Verwünschungen ihr nichts einbrachten, daß sie sich auf einen andern Erwerb legen müsse. Sie etablierte so etwas von Kaffeestube in der Unterwelt, miethete sich mit dem Ertrage der Ueberbleibsel aus besserer Zeit in einen dunklen Keller ein, gab einigen passabel-hübschen Mädchen Gelegenheit, anspruchslose Consumenten mit Mokha-Milch-Cichorien-Gebräu und dergleichen zu

bedienen, und schlug sich, ein Viertheil geduldet, drei Viertheile ignoriert, im Stillen durch ihre Strohwittwenschaft. Was sie in Koketterieen für sich selbst nicht ferner zu leisten geeignet war, übte und leitete sie mit Umsicht und Besonnenheit zum Besten ihrer Kellnerinnen, wobei sie sich nicht vergaß. Die Firma der weiland flotten Lotte fand immer noch Kredit, obgleich sie keinen gab; denn sie war eine praktische Frau geworden, und hatte dicht unter's matte Gasflämmchen das unsterbliche Axiom mit Kohle an die Wand gemalt: „Heute vor's Geld, morgen umsonst!“

Es gelang ihr denn, sich in beinahe vierjähriger Ausdauer ein Sümmchen zu ersparen; durch „redlichen Fleiß und solide Führung“ . . . wie ihre Stammgäste bestätigten.

Mit ihrem Schicksal war sie fast ausgesöhnt. Hätt' es nicht wie ein verborgener Wurm an ihrem Herzen genagt, zu denken, daß der Horndrechsler mehrmals am Keller vorübergeschritten sei, und die Augen absichtlich weggewendet habe . . . sie würde eben nicht oft aus ihrer Seelenruhe gestört worden sein. Erst im vierten Jahre, besonders nachdem die erste Hälfte desselben abgelaufen, bemächtigte sich ihrer eine plötzliche Unruhe, die auch den holden Gesellschafterinnen nicht entging, und diesen Veranlassung gab zu allerlei Konjekturen. Während des vierten Quartals brach sie ihr Schweigen,

das Siegel fiel von den Lippen. Sie enthüllte der „dicken Karliene" den Zustand ihres Innern, indem sie eingestand, daß sie in bangem Erwarten schwebe, ob Ludolf sie meiden ... ob er sie reuig aufsuchen werde, sobald er sich auf freiem Fuße befinde? Karliene stimmte unbedenklich für die erstere Eventualität, „denn," sagte sie, „er wird sich böser Liebe fürchten. So 'n niederträchtiger Kerl! Mir sollt' er kommen!"

„Mag's doch, Karliene, er ist halt schalu gewesen. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und ohne Schalusie keine Liebe nicht."

„Meintswegen schalu. Braucht er Einer dessenwegen gleich die Nase wegzubeißen? Das ist ja nie und nirgend nicht erhört!"

Und dabei griff sie an ihre nicht geringe Nase, um sich zu vergewissern, daß dieses Prachtstück noch auf dem von der Natur angewiesenen Platze fest sitze.

„So recht eigentlich wüthend kann ich schon längst nicht mehr auf ihn sein. Du mußt auch bedenken, er bleibt immer mein rechtmäßiger Ehemann, und so weit seine Erbschaft reichte, hat er mir gute Tage gemacht. Freigebig ist er, und schenken thut er für seine Seele gern. Das hat ihn ja justement in's Mallör gestürzt. Wenn er käme ..."

„Er wird sich in Obacht nehmen, Madam! Und wenn er kommen thäte ... ich an Ihrer Stelle, ich

kratzte ihm die Augen aus, damit er wenigstens nicht mehr sehen könnte, wie er mich zugerichtet hat."

„Uebertreib's nur nicht, wie wenn ich Wunder wie häßlich wäre! So schlimm ist's doch auch nicht. Aber Du bist so eine Rachsucht, Karliene. Du hast gar keine weibliche Sanftmuth nicht. Ich bin nun wieder ganz anders. Ich sehne mich manchmal nach dem Ludolf . . ."

Wenige Wochen nach diesem Zwiegespräche besaß die Schnorfer'sche Wirthschaft ein Wirth. Das Ehepaar war versöhnt, es lebte einig.

„Ha, nun bin ich zufrieden. Tausend Dank, Doctor! Jetzt kann ich an die Arbeit gehen: ich hab' einen versöhnenden Schluß!"

„Halt, halt, Herr Buchmacher! Nicht so eilig! Wir sind noch nicht so weit. So geschwind läßt der Teufel nimmermehr locker, wo er sich einmal eingenistet. Vernehmen Sie nur das fernere Ergebniß meiner Forschungen:

Beim ersten Anlauf hatte Ludolf nicht lange gefragt, wie's um die gegenwärtige Schönheit seiner ehemaligen Schönen stehe? und in wie weit die Verwüstungen sichtbar wären, die barbarische Eifersucht verschuldet. Er war zur Dunkelstunde bei ihr angelangt, hatte sich verstohlen zu ihr hingefragt, um Aufsehn in der Nachbarschaft zu vermeiden. Sehr zufrieden die Gemahlin

aufgefunden, noch zufriedener einen Herd gewonnen zu haben, bei dessen Feuer er sich pflegen und im warmen Neste (unbelästiget von einem unterweilen etwa eingedrungenen Substituten, den er gefürchtet,) einheimeln könne, überließ er sich angenehmen Empfindungen, welche die unerwartet zuvorkommende Aufnahme in ihm erregte. War er doch auf übelsten Empfang gefaßt gewesen, hatte sich schon gerüstet, seine Rechte als Eheherr gewaltsam erkämpfen zu müssen. Nun sah er sich begrüßt wie einen längst Ersehnten, als ob vor der Trennung durchaus nichts Böses geschehen, als ob keine Nase in Verlust gerathen wäre. Außerdem hatte die zauberhafte Macht, welche über Berge und Thäler reicht; welche das zu geheimnißvollem Bunde stets vereinigte Völkchen der Verbrecher von allen Vorgängen in Kenntniß hält und wie mit Geisterstimmen die dicksten Kerkermauern durchsäuselt, ihm auch Kunde gebracht von dem günstigen Erfolge, den Lotte's Geschäftsbetrieb errungen, und daß sie in ihrer Art wohlhabend sei. Wie wär' ihm da Neigung gekommen die kritische Brille des klassischen Kenners reiner Formen aufzusetzen, und Vergleiche zwischen Jetzt und Sonst anzustellen? „Hin ist hin,“ dachte der Zufriedene, indem er sich an Kaffee labte, der ihm in Riesenportionen dargereicht wurde, den er so lange entbehren müssen, den er stromweise, von scharfer Cigarren-Beize gewürzt, hinabgoß.

Der erste Abend im Keller soll ein vollkommen beglückender gewesen sein. Doch jeder Morgen bringt neue Sorgen.

Die erste entstand aus dem unharmonischen Nachspiele jeglichen Strafkanon's: „Verlust der Ehrenrechte auf so und so lange, nebst damit verbundener polizeilicher Aufsicht." Diese Sorge verstimmte Madame Schnorfer; denn sie konnte, wie sie zu sagen beliebte, „die Spioniererei in ihrem Geschäfte nicht gebrauchen."

Die zweite Sorge entstand bei Herrn Schnorfer aus dem vollbeleuchteten Anblick seiner Lotte, den ihm die helle, bis in tiefste Kellerräume strahlende Mittagsonne verschaffte. Er entsetzte sich davor . . . und durft' es doch nicht laut werden lassen. Ja, wie ihm nur leiseste Andeutungen darauf entschlüpften; wie nur ein unwillkürliches Spiel seiner Mienen verrieth, daß er einen Bestandtheil vormaligen Reizes im Antlitz der Geliebten vermisse, gleich wurd' er trotzig gefragt:

„Wer ist denn Schuld dran? Ich hab' sie mir nicht abgebissen; das hat noch kein Mensch prästiert an sich selber; das kann sogar der Kautschukmann nicht machen, und der kann doch Vielerlei."

Auf solche Abfertigungen ließ sich nichts erwiedern, was einer Entschuldigung gleich kam. Wohl oder übel mußte der alte Beweis glühendster Leidenschaft vorhalten, ohne welchen der Exceß nicht denkbar gewesen

wäre. Dieser Beweis jedoch schien bald abgenützt; er zog nicht mehr; er provocierte vielmehr die Replik:

„Na, gar so hitzig wird's mit der Liebe auch nicht sein, wenigstens jetzt spür' ich nicht viel davon. Dir ist's nur um die Verpflegung zu thun, daß Du hübsch faullenzen kannst!"

So war also nach kurzem Haus- oder Keller-Frieden das „einige Leben" beschaffen, dessen sich die Versöhnten, wie gerühmt worden ist, erfreuten.

Wer tagtäglich ein zerstörtes Angesicht erblickt, welches ihn mit schuldbewußtem Grauen und Widerwillen erfüllt, der soll sich, besonders in Ludolf's prekärer Stellung, vor dem Anblick anderer, noch nicht zerstörter, leidlich hübscher Gesichter sorgfältig bewahren. Anfangs hatte das Schnorfer wohlweislich gethan, und die Gesellschaftsdamen seiner „lieben Lotte" unterstützten ihn dabei, denn sie gingen ihm so weit aus dem Wege, als die Räumlichkeiten, in denen sie walteten, irgend gestatten wollten. Am entschiedensten wich ihm die „dicke Karliene" aus, die ihren Zorn und Abscheu gegen den „Menschenfresser" offen zur Schau trug; so zwar, daß die Gebieterin ihr mehrfach Scheltworte über diese Unfreundlichkeit zuwarf, in denen jedoch zugleich eine gewisse lobspendende Befriedigung hörbar wurde. Bei geschärfter Aufmerksamkeit müßte Madam bald wahrgenommen haben, daß die Feindseligkeit der beiden

Gegner nach und nach immer lauter ward, und sich endlich auf eine Höhe der Lebendigkeit steigerte, die Verdacht erwecken konnte. Das war nicht mehr der Ausdruck unverträglicher Abneigung; das war erheuchelte, erzwungene Gehässigkeit, hinter der sich verheimlichtes Einverständniß verbarg. Die Zänkereien, die, wie absichtlich, stets in Gegenwart von Zeugen entstanden, sollten eben nur den Argwohn ableiten. Die Täuschung währte kurz. Es fehlte den Darstellern an Geschick, ihre Rollen durchzuführen. Die Absicht trat allzu grob hervor.

Frau Lotte wurde stutzig ... sie legte sich auf die Lauer ... das Unwetter brach los ... es schlug ein!

„Ich werde mich nun auch mit den Zähnen meiner Hausrechte wehren,“ geiferte die Empörte. „Aus dem Gesichte hab’ ich mir die Nase beißen lassen, weil’s ein Ueberfall war, und ich überrumpelt wurde. Aber deswegen lass’ ich mir doch keine Nase von Dir drehen, Du undankbarer Hund, den ich ernähre, damit er nicht verhungert. Ja, ich will mich nun auch auf’s Abbeißen legen, und nicht mit Deiner Nase vorlieb nehmen. Verlass’ Dich drauf! Zuerst soll das Schandmädel fort, das verlogene, nichtswürdige! heutigen Tages noch werf’ ich sie auf die Straße. Dann bist Du dran, und freu’ Dich wie Dir’s heimkommen wird!“ —

Karliene zog ab, überschwemmt von der Lauge

niedrigster Schimpfreden. Doch wähnte Frau Lotte in diesem Akte gerechter Züchtigung triumphiert zu haben, so war das eben ein Wahn. Derjenige, um deswillen sie ihre beliebteste Einwohnerin davon gejagt, verhielt sich zwar ganz still dazu; ließ demüthig und scheinbar tief beschämt Alles über sich ergehen; bat flehentlich um Verzeihung; versprach, sich zu bessern; schob jegliche Schuld der Verführerin in die Schuhe, . . . entfernte sich aber nichts desto weniger noch in nächstfolgender Nacht aus dem nun für ihn verödeten Lager, zeigte sich nicht wieder . . . war verschwunden . . . und seine Gattin stand wieder allein.

„Sehen Sie wohl, Bester, die gehoffte Versöhnung geht Ihnen abermals verloren.“

„Also nun ist's aus?“

„Noch nicht ganz und gar. Ein Anhängsel giebt's noch. Und gewissermaßen auch eine Art von Versöhnung . . . wofern Sie's dafür annehmen wollen:

Weder Schnorfer noch Karoliene sind jemals wieder in ihrer Vaterstadt aufgetaucht. Arion singt: „Ein wandernd Leben gefällt der freien Künstler-Brust.“ Die Tausend-Künstler, welche den Verfassern von Kriminal-Geschichten praktisch vorarbeiten, haben ihren August Wilhelm Schlegel in so weit inne, als ihren freien Brüsten der Luftwechsel im Wandern gleichfalls behagt, und als sie denselben möglichst oft erneuern. Es giebt

aber allerlei prosaische Widersacher solcher Freiheit, die sich nicht entblöden mit bewaffneter Hand einzugreifen, wo die Künstler allzu kühn dichten. Dergleichen Hände haben denn auch unsern Natur-Poeten Ludolf Schnorfer in seiner Odyssee unterbrochen, nachdem er mehrmals eingebrochen, und seine Begleiterin, die dicke Karliene, vermochte nicht, ihn mit der Fülle ihres Leibes zu decken, als er dem Angriffe der Gensd'armerie unterlag. Die Behörde der kleineren Stadt, die so glücklich wurde, ihn zu beherbergen, sah sich veranlaßt hierher zu schreiben, um amtlich zu ergänzen, was er, seine frühere Laufbahn anlangend, auszuplaudern nicht geneigt schien. Denn der Mann hatte schweigen gelernt, und verschwieg und verleugnete sogar seinen Namen, den Karliene unvorsichtig verrathen.

Ehe noch die erbetene Antwort eintraf, war er des Daseins überdrüssig geworden. Von Karliene getrennt, einsam im langweiligen Gefängniß, langem Kerker entgegensehend . . . was blühete ihm noch hienieden, wenn er die Strafe erst wieder verbüßt hatte?

Die Erinnerung an seine Mutter — so sagte er eines Morgens dem Schließer — sei vergangene Nacht in ihm erweckt worden. Ein Traum habe ihm die alte Frau gezeigt, und sie habe ihm gewinkt! Das bedeute nahen Tod.

Der Schließer hatte das auf Angst vor möglicher

Hinrichtung bezogen, und ihm auszureden gesucht, weil er ja keinen Mord begangen habe.

„Viel besser bin ich auch nicht wie ein Mörder," hatte er gemeint, und zugleich den Mann um seine Ansichten über die Auferstehung befragt: ob er wohl glaube, daß die Gliedmaßen und Körpertheile, die der Mensch im Leben durch Gewaltthaten verloren, sich am jüngsten Tage wieder zusammen finden würden?

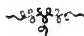
„Natürlich," hatte der Gläubige ihm entgegnet, „sonst wär's ja hart und ungerecht gegen tapfere Soldaten, die verstümmelt aus dem Kriege gekommen sind."

„Nu, dann ist's schon gut," lautete Ludolf's letztes Wort. Und dem Schließer unverständlich murmelte er noch: „Dann kriegt auch die Lotte wieder, was ihr gehört, und braucht in jener Welt nicht so verschimpfiert herum zu laufen!"

Als man ihm den Tag darauf sein Frühbrot brachte, fand man ihn todt. Er hatte sich mit einem festgedrehten Strohseile erdrosselt. Lotte ist nun wirklich Wittwe; und wollen Sie ihre jetzige Wohnung wissen, ich habe mich genau erkundiget . . .".

„Danke, lieber Doctor! Nehmen Sie Notiz davon; Sie sind noch Junggeselle. Ich bin durchaus nicht gesonnen, mich noch einmal zu verheirathen. Mir genügt übrigens dieser Schluß. Ein Schimmer von Versöhnung blickt durch das traurige Ende."

Da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!



I.

Sein Säbel rasselte gewaltig über's unebene Steinpflaster. Ja, so ein junger k. k. Lieutenant, noch vor wenig Tagen Cadet und heute . . . 's ist nichts Kleines. Gestern war er im Theater gewesen, der gute Junge, um Ihr, und nebenbei auch der ganzen Versammlung (denn Mißgunst gehörte nicht zu seinen Fehlern), den vollen Anblick einer spanfunkelnagelneuen Uniform zu gönnen. Dabei war ihm etwas Verdrießliches geschehen. Er hatte sich vorgedrängt, zwischen den Sperrsitzen durch, bis an's Orchester, weil er Sie in der zweiten Reihe derselben wußte und sich natürlich ihr vor Allen zeigen wollte, ohne daß sie gezwungen würde ihr niedlich Lockenköpfchen, wer weiß wie weit, nach ihm umzudrehen und sich den schlanken Hals und Nacken zu verrenken. Im „Avanciren" geschah's ihm wohl hier und da, rechts wie links, ein Bischen anzustoßen; doch rücksichtslos drang er vor, wie dem jugendlichen Helden gebührt. So gelangte er glücklich bis in die, gleichsam einen sichern Freihafen bildende Ecke. Diese jedoch war leider

bereits von zwei Männern, einem jüngeren und einem älteren, occupirt gewesen. Das hatte der Liebende krumm genommen und sich als Dritter mächtig dazwischen geschoben, wo wahr und wahrhaftig höchstens für Zwei Raum war und das nur zur Noth. Der Jüngere schwieg zu dem Gewaltacte. Der Aeltere, ein sarkastischer Magistratsbeamteter, lehnte sich dawider auf mit Worten und Werken. Die Werke bestanden in sanften Rippenstößen, die Worte in einem unwilligen: „Was heißt denn das?"

Das nahm der Offizier noch krummer und schnauzte den Civilisten an: „Herr, wissen Sie, daß ich Lieutenant bin?"

Jenem mochte das in der That entgangen sein. Dennoch zeigte er weder Ueberraschung noch Reue, sondern entgegnete freundlich: „Lieutenant? Schau, schau, da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!"

Auf wessen Seite die Lacher gestanden, ist unschwer zu errathen. Der Ausgelachte that als hätt' er nichts gehört, benutzte den Beginn der Ouvertüre, verlor sich geräuschlos und zog sich langsam nach dem dunkleren Hintergrunde des Parterres zurück, bis wohin die Kunde seiner Niederlage noch nicht gedrungen sein konnte. Auf diese Weise war er gestern um viel verhoffte Freude gebracht, der Abend war ihm verdorben worden. Deshalb rasselte er am nächsten Vormittage gar so eifrig

bei Meta's Wohnung auf und ab, um sie an's Fenster zu locken und das stumme vielsagende Augenspiel nachzuholen, dessen er im Schauspielhause verlustig gegangen war. Freilich hätt' er hinaufsteigen, hätte eine „staatsmäßige Visite" abstatten können. Aber dann hätt' er die Tochter immer nur in Gegenwart der Mutter, dicht neben dieser, vor sich gesehen; und wo wären da die verstohlenen Blicke geblieben, wie selbige im Parkett des Theaters, oder vom Fenster auf die Straße geschleudert, das Herz doppelt erwärmen? Frau Leopoldine von Ranftl beobachtete sehr scharf. Davon hatte Rudolph sich längst überzeugt. Er, wie Meta, suchten ihr Einverständniß, aus guten Gründen, noch geheim zu halten. In Gegenwart beiderseitiger Mütter beobachteten sie die engsten Grenzen kühler Artigkeit. Denn: ihre Familien waren nah' befreundet mit einander und pflegten fortdauernd geselligen Verkehr!

Nun, fragt der Leser, das soll doch nicht etwa einen Grund für die Kinder abgeben, ihre Neigung zu verheimlichen? Sich zu verstellen? Ich dächte im Gegentheil.

Doch, mit Erlaubniß. Der Mütter Freundschaft (von den Vätern soll's nicht behauptet werden) war eine jener Freundschaften, wie sie leider in unserer modernen, falschen, schönen Welt und besseren Gesellschaft nicht selten sind; überall, durch unterschiedliche Stände. Man besucht sich, man ladet sich ein, man macht sein

„Partiechen," man klatscht, man becomplimentirt, man traktirt, man beneidet, man verlästert . . . man haßt sich sogar; all' dies unbeschadet der Freundschaft.

Frau von Ranftl und Frau Oberwiesenkringauer standen bereits beim freundschaftlichen Hasse. Jedoch hatte das innerliche Schwählen und Glimmen dieser echt menschlichen und christlichen Empfindung ihren traulich-gemüthlichen Zusammenkünften bisher keinen Eintrag gethan; eben so wenig den Zärtlichkeiten, womit sie sich liebreich beschmeichelten. Ich will nichts Böses den feindseligen Freundinnen nachreden. Beide sind herzensgute, pflichtgetreue, redliche, wohlthätige Ehegattinnen und Weiber gewesen; haben nicht mehr noch weniger geschandfleckt, als sich mit solch' edlen Eigenschaften verträgt, haben die Menschheit im Allgemeinen geliebt, ja sie hätten sogar sich Eine die Andere von Herzen lieb haben mögen . . . wenn nicht in jeglichen Redefluß, der ihren Gesprächen entströmte (sie sprachen Beide gern, viel, lebhaft, laut), immer etwelche Tröpflein Gift gemischt worden wären, wodurch der ganze Fluß einen bittern, oft gefährlichen Beischmack erhielt. Leicht erklärlich. Nicht etwa aus der Verschiedenheit ihrer Temperamente, weil diese, wie wir aus Erfahrung wissen, mehr bindet als trennt . . . nein, aus der Aehnlichkeit beider Frauen im eigensinnigen, fast verstockten Festhalten an Demjenigen, was sie ihr

„Nationalitätsgefühl“ nannten. Die biedere, etwas rechthaberische, geschwind in Heftigkeit aufsprudelnde Frau Oberwiesenkringauer, Mathilde, war die echte Niederösterreicherin deutschen Schlages, von tüchtiger Gesinnung, mit schwarz-gelbem Anstrich. (Sie pflegte, aufgeregt durch gewisse Vorkommnisse, zu äußern: „Ich bin so schwarz-gelb, daß ich trief'!“) — Frau von Ranftl, „Poldi,“ geborene Kißmaröty, war die heißblütige, neuerdings zu rebellischem Widerstande stets auf dem Sprunge stehende Magyarin. Damit ist Alles gesagt.

Poldi (Leopoldine) ging so weit, ihrem Vater nachträglich noch zu zürnen, daß er seiner seligen Gemahlin, ihrer Mutter, einstmals nachgegeben und der einzigen Tochter den „grauslichen deutschen“ Taufnamen beigelegt habe!

Sobald Herr von Ranftl sie aus Versehen „liebe Poldi“ anredete, meldete sich augenblicklich üble Laune. „Liebes Weiberl“ ließ sie sich gern gefallen. Sah man die zwei Gatten neben einander, mußte man sich wundern und fragen: „wie haben die sich zusammengefunden?“ Kann sein, sie verwunderten sich jetzt bisweilen selbst über eine Vereinigung, die vor etlichen und zwanzig Jahren nicht nur sehr natürlich, die ihnen damals geradezu Lebensbedingung geschienen. Herr von Ranftl, Hauptmann-Auditor bei einem tief in Ungarn garniso-

nirenden Regimente, trotz der Eleganz gesammten Offiziercorps, der „fescheste“, hübscheste, unwiderstehlichste von Allen, geehrt als Mensch, geachtet als Jurist! ... Und Kismaröty-Poldi, eben aus der Pfanne kommender, kaum gahr gebratener Backfisch, noch dampfend vom Feuer kreischender Lebenslust, erfüllt von der Gluth, an welcher schwellende Trauben kochen! ... Und ländliche Langweiligkeit: kleine Nester von Städtchen umher, kein Umgang! ... Und Niemand in nächster Nähe, außer dem Hausfreunde des Vaters, dem schönen Juristen, den die Uniform so stattlich kleidete, der ein vir doctissimus für den Papa, ein Cavalier für die Tochter zu sein verstand!

Fräulein Poldi ward Frau von Ranftl, möglicherweise ohne ihr eignes klares Wissen und Wollen, sicher jedoch gegen ihres Vaters Absicht, der sein: Amice reverendissime, hoc non erat in votis! — viel zu spät ausgesprochen. Die Vereinigung führte zugleich eine Trennung herbei. Ranftl kam um Versetzung ein. Und da ihm diese nach seinem Sinne beim Militair nicht gelang, ging er in die Civil-Justiz über, vielmehr zurück; nur weil er aus Leopoldinens Heimat fort, weil er seine Frau entmagyarisiren wollte.

Er hatte lange harren müssen, bis er endlich zum Obergerichtsrathe vorgerückt war, und erst seitdem er diese feste Stellung erreicht, hatte zwischen ihm und dem alten Schwiegervater eine entschiedene Aussöhnung

stattgefunden, der nun auch mit reichen Geschenken nicht mehr geizte. Den lebendigen Vermittler zwischen Papa Kismaróty und Ranftl's machte der Letzteren Sohn Sándor. Dieser war schon als Knabe in ein durch und durch ungarisches Husarenregiment eingetreten, befand sich häufig auf Urlaub beim Großvater, lernte sich nach und nach so völlig für einen ganzen Magyaren betrachten, wozu er ja die besten Anlagen von seiner Mutter aus mitgebracht, daß er sich des deutschen Vaters beinahe schämte und sich am liebsten „Ranftelösy" rufen hörte. Er correspondirte auch nur mit der Mutter, besuchte hingegen die Seinigen gar nicht mehr. Dabei führte er das wilde, müßige Dasein übermüthiger Reiteroffiziere, machte auch fleißig Schulden, die der Großpapa, unter vielen Flüchen zwar, endlich immer berichtigte.

Ganz anders verhielt es sich mit seiner Schwester Meta. Ohne Einfluß waren der Mutter und Sándors Beispiel auf diese kluge, anmuthige Jungfrau allerdings nicht geblieben. Sie hatte kindisch ebenfalls mit jener unbegründeten Geringschätzung deutschen Wesens und Geistes kokettirt, wie es in Ungarn Mode geworden. Bei zunehmender Ueberlegung und Reife des Verstandes wendete sich das edelherzige Mädchen mehr dem Vater zu, der an ihrer innigen und sinnigen Tochterliebe sich recht verjüngte, gleichsam neu auflebte. Meta lernte, geleitet vom reinsten Gefühl, auf unbefangene Weise

auch Vermittlerin werden; doch sie wurd' es zwischen Vater und Mutter, indem sie sich bald auf diese, bald auf jene Seite schlug, immer denjenigen Theil unterstützend, der sich gerade am schwächsten zeigte. Dieselbe friedfertige Rolle übernahm sie denn auch zwischen ihrer Mutter und deren Freundinnen, mit besonderem Eifer freilich wenn es galt, Frau Oberwiesenkringauer zu trösten, die Mutter zu beschwichtigen, nach beiden Richtungen hin Ausbrüche zu verhindern, welche beider Familien fortgesetzten Umgang hätten stören können, wenigstens den der Frauen. Denn für die Männer gab's keine Besorgniß. Meta's Vater und Frau Mathildens Ehegemahl blieben unzertrennliche Freunde, die sich, unbekümmert um ihrer Weiber Zwiespalt, nach wie vor tagtäglich in der Ressource gefunden haben würden, geduldig den Ausgleich weiblicher Mißverständnisse abwartend. Die hatten leicht abwarten. Aber Meta nicht. Denn hörten gegenseitige Einladungen auf, dann gab's auch keine Zusammenkünfte mehr mit ihrem Gespielen aus der Kindheit, mit dem gegenwärtig als jüngsten Lieutenant in die Heimath versetzten Rudolph!

„Das wär' nicht übel!" sagte Meta, womit sie natürlich sagen wollte: es wäre sehr übel.

So steht's um ihr Herzlein und dennoch läßt sie Rudolph's gestählte Säbelscheide auf den Steinen rasseln und „thut gar nicht dergleichen?" Trägt sie ihm

nach, daß er gestern ein Bischen ausgelacht wurde im Theater?

„Das wär' noch schöner!“ würde Rudolph sagen, womit er dann natürlich auch wieder meinen würde, daß es nichts weniger als schön wäre. Verbitterte Zärtlichkeit pflegt die Figur der Ironie anzuwenden, deren sich auch solche Personen bedienen, die selbst keine Ahnung haben, daß sie ironisch sein können. Und wir sprechen's dem rasselnden Rudolph nach, fern von Ironie: Wenn die Liebende dem Geliebten zürnen wollte, weil verzeihliche Eitelkeit ein wenig verspottet wurde . . . „das wär' noch schöner!“

Nein, Meta zürnte ihm nicht. Sie hörte ihn wohl und ließ sich nur deshalb nicht blicken, weil sie sich nicht mit dickverweinten Augen am Fenster zeigen mochte. Es hatte „was gegeben“ zwischen Mamma Poldi und ihr. Konnte sie, durfte sie ruhig anhören, daß die Mutter einer zum „Vormittagsplausch“ anwesenden Dame die gestrige Begebenheit drastisch vortrug und unverhohlene Freude äußerte über den verdienten Hieb, den des neugebackenen Offizierchens Uebermuth, so wie der Mutterstolz ihrer, auf den „dummen Buben“ eitlen Freundin Mathilde bekommen hatte? Konnte sie schweigen? Mußte sie nicht Mutter wie Sohn wider ungerechte Anklagen in Schutz nehmen? Und kehrte nicht unwillkürlich ihre Vertheidigung Rudolph's und Mathilden's

sich zur Anklage gegen die eigene Mutter um, der sie geradezu bemerkbar machte, es gäbe gewisse Cavallerie-Lieutenants, die ungleich übermüthiger wären und von ihren Müttern ungleich mehr darin bestärkt würden, als beim Oberwiesenkringauerischen Infanterie-Lieutenant jemals der Fall sein dürfte?

Das war Oel in's Feuer gewesen. Es brannte lichterloh. Die Gegenwart einer Dritten, einer halb Fremden, schützte Meta nicht vor harten Worten, unter denen das härteste: „Der aufgeblasene Laffe kommt mir nimmer in's Haus und Dir untersag' ich mit ihm zu sprechen!" — des Mädchens schwächste Seite traf. Doch Meta kannte ihrer Mutter zorniges Aufwallen hinreichend und hütete sich wohl, jetzt eine Widerrede zu wagen. Sie schwieg, überwand sich so gut sie konnte, hoffte aber dabei, daß ihr scheinbar unterwürfiger Gehorsam den harten Ausspruch mildern, daß der zur Gewohnheit gewordene, vieljährige Verkehr beider Familien an solcher Lappalie nicht scheitern werde. Vielleicht hätte sich's auch so gemacht, wäre der verwetterte Sarras nicht in die Quere gerathen. Gerade zur schlimmsten Minute mußte der einen Rassler thun, daß es herauf dröhnte, als rumple eine mit Eisenstangen beladene Karre über den Bürgersteig. Frau Leopoldine, von mütterlichem Bewachungsinstinct getrieben, stürzte an's Fenster, entdeckte den Thäter, stieß mehrere, die Tonleiter durch-

höhnende: „Ahh, man giebt sich Zeichen? — Man trifft Verabredungen? — so weit geht's schon?“ — und ähnliche, mit Fragezeichen geschmückte Interjectionen aus, ergriff eine Schreibfeder, stippte selbige zwei Zoll tief in's Tintenfaß, machte den gewaltigsten Klecks auf einen mit buntgoldenen Arabesken verzierten Briefbogen, unmittelbar unter zwei in Blumen nistende, sich schnäbelnde Turteltäubchen und schrieb in fingerlangen Zügen die Erklärung nieder: „sie ersuche, aus „„stichhaltigen““ Gründen, ihre hochverehrte Freundin Mathilde, zum morgigen Kränzchen den Herrn Lieutenant nicht mitzubringen, alles Uebrige mündlicher Auseinandersetzung vorbehaltend u. s. w.“

Schrieb's . . . und entsandte eine, zwar zur Eil' angespornte, doch von Natur faule Botin, welche diese Brandrakete in's Oberwiesenkringauerische Hauptquartier schleudern sollte. Bevor Jene aber noch geschriebene Antwort zurückbrachte (sie wird unterweges wichtige Conversation gepflogen haben) stand die Empfängerin schon der Absenderin gegenüber. Beide hochroth im Gesicht. Meta lauschte verzagt im Nebenzimmer.

„Frau von Ranftl wollen mir untersagen, meinen Sohn in Ihre Gesellschaften mitzubringen?“

„Ich muß darum bitten, ihn weg zu lassen, weil er sich Aufmerksamkeiten für meine Tochter gestattet, die ich mißbillige.“

„Das heißt mit andern Worten: Sie verlangen, daß Rudolph auch unsichtbar gemacht werde, wenn wir die Ehre genießen, Sie bei uns zu sehen?“

„Nur unter dieser Bedingung könnte ich künftighin der großen Ehre theilhaftig werden, meine Tochter bei Ihnen erscheinen zu lassen.“

„Nun, dann wär's wohl zweckmäßiger, wir gäben unsern Umgang völlig auf?“

„Ich will nicht in Abrede stellen . . .“

„Frau von Ranftl kommen meinen Wünschen nur zuvor!“

Zwei tanzmeisterlich-gerechte Verbeugungen . . . ein grinsendes Lächeln . . . ein heftig donnernder Schlag des zugeworfenen Thürflügels . . . und darauf tiefes Schweigen in Frau Poldi's Zimmer, nur durch schluchzende Töne unterbrochen, die aus dem Nebengemache hörbar werden.

Frau Mathilde stieß vor dem Eingange des Ranftl'schen Hauses auf ihren jungen Lieutenant, der seiner Mutter Nähe nicht ahnte und eben herbeischritt, ein letztes verzweifeltes Säbelsignal zu rasseln.

Sie ließ sich, den Arm reichend, von ihm heim geleiten und flüsterte im Gehen vor sich hin von „Armen Kindern“ und von „Hoffnungen, die aufgegeben werden müßten, weil solche Albernheit nicht länger zu ertragen sei.“

An demselben Tage, Punkt vier Uhr, fanden sich der Obergerichtsrath Herr von Ranftl und der Kaufmann Herr Oberwiesenkringauer in der Ressource ein, nahmen an ihrem Spieltische Platz und machten ihre Partie mit den gewöhnlichen Genossen, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre. Als die Stunde des Aufbruchs geschlagen . . . denn über Acht hinaus durfte das Whist nur so lange dauern, wie zur Ausgleichung unumgänglich nöthig war — und die beiden Mitspieler sich entfernt hatten, nahm der Rath das Wort: „Werden wohl gehört haben von den „unliebsamen" Ereignissen dieses Morgens?"

„Mit Bedauern. Doch so gern ich meinerseits zum Frieden rathe, seh' ich in diesem speciellen Falle kein Mittel . . ."

„Läßt sich nichts thun, mein werther Freund. Für jetzt gar nichts. Müssen den Frauen Zeit lassen, ihren Grimm zu verkochen."

„Mir geschieht nur Weh' um die Kinder."

„Mir etwa nicht? Hat aber auch sein Gutes. Wir wollen es betrachten wie eine Probe, die ihnen auferlegt wird. Bestehen sie diese und bleiben sie sich treu, dann werden die Mütter auf die Länge auch nachgeben und vielleicht geht Alles noch recht gut aus. Streng genommen ist die Trennung für den Augenblick eher vortheilhaft als schädlich. 's ist doch bei Lichte betrachtet noch

sehr junges Blut, Ihr Rudolph, und auch meine Meta hat die Kinderschuhe kaum vertreten. „Frau Lieutenantin“ . . . das thut's nicht!“

„Darin pflicht' ich bei, bester Herr Rath; warten müßten sie jedenfalls . . .“

„Also! . . . Sprechen Sie dem jungen angehenden Helden Muth und Geduld ein. Machen Sie ihm anschaulich, daß die wahre Courage nicht blos im „Draufgehen“, sondern noch vielmehr im „Ausharren“ besteht. Er soll sich beständig zeigen und ein Mann werden . . . meiner Einwilligung darf er dann sicher sein und die Mutter wird auch nicht ihrer Tochter Herz brechen wollen und wird mildere Saiten aufziehen, sieht sie erst, daß es sich um mehr handelt, als um eine vorübergehende Tändelei. Was uns Zwei anlangt, bester Oberwiesenkringauer (auf den Spieltisch deutend), wir bleiben die Alten!“

„So hoff' ich, Herr Rath.“

II.

Das war ein trauriger Mai im Jahre sechs und sechszig. Auf jedem grünen Blatte schien mit schwarzer Schrift geschrieben zu stehen: „Krieg!" In jedem Blüthenkelche zitterte ein rother Thautropfen, den man für einen Blutstropfen halten konnte. Die Singvögel stimmten vergebens ihre fröhlichsten Liebelieder an, es klang immer wie Grabgesang. Käfer und Bienen summten düster, als ob sie über Leichen schwebten. Jeglicher Schmetterling sah vor trüben Augen aus wie ein Trauermantel. Mütter, Gattinnen, Bräute nahmen bebend in ängstlicher Ahnung die Journale zur Hand; Familienväter gingen gesenkten Hauptes umher, fragten einander sorgenvoll: „ob's wirklich zum Aeußersten kommt?" Die Herren vom Militair schauten freilich triumphierend in die Welt und riefen ungeduldig: „Möcht's nur bald losgehen!"

Nie und nirgend wohl tritt der allen Menschen mehr oder weniger angeborene und (leider auch) angelebte Egoismus rücksichtsloser zu Tage, als bei jüngeren Offi-

zieren vor Ausbruch eines Krieges. Niemals aber finden sich auch begreiflichere Gründe ihn zu entschuldigen. Der Soldat stehender Heere ist ja mit all' seinen Aussichten und Hoffnungen auf Kampf und Sieg angewiesen. Nur durch den Untergang tapferer, ihm vielleicht herzlich befreundeter, doch im Range über ihm stehender Kameraden kann Raum werden für ihn und seine Förderung. Je mehr Lücken der Tod reißt, desto besser für die Hintermänner. „Avancement" heißt das furchtbare Zauberwort, dessen grausame Gewalt sanftere Gefühle betäubt. Außerdem liegt der Dienst im Frieden ohnehin wie eine drückende Last auf kräftigen, strebenden Leuten, deren Beruf (was schon die Benennung „Krieger" darthut) sich unmöglich mit Paraden und Garnisonwachen begnügen kann. Das alte, in langem Frieden entstandene Scherzwort: „Herr Lieutenant Dir leb' ich, Herr Lieutenant Dir sterb' ich," spricht hinreichend die Empfindungen aus, denen es gilt und entschuldigt ihre natürliche Richtung nach thätigem Leben und großen Ereignissen hin.

Gesellen sich der allgemeinen im ganzen Corps verbreiteten Unbehaglichkeit bei Einzelnen noch besondere Ursachen des Mißvergnügens, wird jungen Männern der Aufenthalt in der Heimath durch persönliche Verhältnisse verleidet ... was Wunder, wenn in solchen der von den Uebrigen getheilte Wunsch in krankhafter

Ungeduld anwächst, wenn sie gar nichts mehr denken und sinnen als „Krieg?“ Denn in diesem erblicken sie ja den Retter und Befreier aus unerträglicher Existenz.

So erging es unserm Rudolph. Der Umgang mit Ranftl's war und blieb abgebrochen. Diesmal hatte die Zeit den Zorn der Mütter nicht beschwichtigt. Einige mißlungene Versuche der Liebenden, heimlich mit einander zu correspondieren, waren von Frau Poldi sehr übel aufgenommen und Veranlassung geworden, die arme Meta, wegen „trotziger Widersetzlichkeit,“ förmlich einzukerkern. Frau Mathilde hinwiederum hatte in diesem Verfahren eine ausgesprochene Verachtung ihres Sohnes, folglich auch ihrer selbst, erblickt. „Wie wenn mein „Rudi“ ein Räuber wäre!“ hatte sie ergrimmt ausgerufen. „O, meine gnädige Frau von Ranftl, Ihre Tochter ist auch keine Prinzessin, und ist Ihnen der Sohn eines soliden Kaufmannshauses jetzt zu gering, könnte sein, Sie müßten künftig mit einem noch geringeren Schwiegersohn vorlieb nehmen! Und was die Söhne anbelangt, gäb' ich den meinigen nicht her für den Ihrigen und möchte keinen Tausch machen.“

So trug die Mutter zu Rudolph's Erbitterung bei, von welch' letzterer sogar die Geliebte theilweise mit betroffen wurde, weil der Liebende sie des allzunachgiebigen Gehorsams gegen die Tyrannei der Frau Poldi beschuldigte. Gewiß ungerechterweise. Aber bei so

desperater Stimmung kommt die Gerechtigkeit immer zu kurz. Auch seinen Vater klagte er an, daß dieser, da er doch täglich mit Herrn von Ranftl freundschaftlich verkehre, des Sohnes Angelegenheit nicht betreibe und den Herrn Obergerichtsrath nicht veranlasse, ernstlich dazwischen zu fahren. Und mit der Mutter, wie sehr diese seine Partei nahm, zürnte er eigentlich auch; denn ihr und ihrer Heftigkeit gab er Schuld, den Bruch unheilbar gemacht zu haben. So nach allen Seiten hin zweifelnd, argwöhnend, gereizt, leicht verwundbar . . . sollt' er sich nicht wegwünschen aus dem Bereiche kleinlichen Krieges auf das Schlachtfeld des großen? Wie gering erschienen ihm Wunden des Körpers, im glorreichen Kampfe geschlagen, gegen die Stiche, von denen hier sein Herz blutete, seine Galle überlief? Lautjubelnd wurde die Marschordre aufgenommen vom ganzen Regiment, doch Rudolph's Jubelruf klang nicht rein, falsche Töne waren darin vernehmbar. Wer in den Krieg zieht, sollte keinen Groll hinterlassen, er, der „Soldat im Kriege," sollte, um mit Shakespeare's König Heinrich V. zu reden: „es machen wie der kranke Mann im Bette, er sollte jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen." Doch nicht Allen wird es so gut und gar Mancher zieht unversöhnt mit sich und Andern dem Tode entgegen. Mögen's Schulden sein, die ihn belästigten, mag eine Schuld ihn drücken, mag unge=

rechter Groll den heitern Ernst ihm trüben, der muthige Krieger auf's Höchste schmückt, . . . fast Jeder hat „Staub aus seinem Gewissen zu waschen.“ Unsern Rudolph belasteten Gott sei Dank weder Schuld noch Schulden. Dennoch fühlt er sich keineswegs rein von Bitterkeit gegen die Mutter, die er doch so innig verehrte, gegen Meta, die er so glühend liebte. Je näher die Stunde des Ausmarsches rückte, desto lebhafter wurde des guten Jungen Bedürfniß, vorher noch eine recht gründliche Staubwäsche vorzunehmen. Er begann bei Frau Mathilde und nachdem er bei dieser im Reinen war ging er geraden Weges zu Frau von Ranftl. Die mit den Abneigungen ihrer Herrin vertraute Zofe that ihr Mögliches, ihm den Eintritt streitig zu machen, dennoch drang er durch. Seine Zeit war klug erwählt: er hatte berechnet, wann etwa vom Speisetische aufgestanden werden dürfte und traf's genau. In dem von einem guten Glase „Adelsberger“ belebten Obergerichtsrathe war ihm ein stiller Bundesgenosse sicher. Frau Poldì starrte ihn, erschreckt ob seiner Kühnheit, verwundert an, es „verschlug ihr die Sprache.“ Meta verbarg ihre Freude hinter dem Taschentüchlein, welches vor's Gesicht gehalten wurde, um Thränen zu verbergen, die für den Augenblick noch nicht flossen; dieselben werden sich wohl ein Viertelstündchen später einstellen.

Rudolph benahm sich lobenswerth. Er wendete

seine Anrede dem Vater zu, als ob weder Mutter noch Tochter sich im Zimmer befänden und sagte diesem: es sei ihm unmöglich zu scheiden (vielleicht für immer), wenn er nicht vorher einer Familie Lebewohl gesagt habe, die ihm seit den Kinderjahren schon so theuer gewesen, die seinem Herzen so nahe verwandt sei. Er bat um gütiges Angedenken, welches man auch dem Todten bewahren möge! (Hier wurde Meta's Tüchlein wirklich feucht.) Er bat, von des Rathes väterlichen Blicken kühn gemacht, endlich gar um Erlaubniß, den aus dem Felde einlaufenden Briefen an die Seinigen bisweilen ein Blättchen für Meta beilegen zu dürfen.

Das war der Frau Obergerichtsräthin denn doch zu viel. „Damit meine Tochter," rief sie in schneidendem Hohne, „etwa auch wieder zurückschriebe und ihre sentimentalen Dummheiten dann am Beiwachtfeuer unter den jungen Herren Kameraden von Hand zu Hand gingen? Derlei Correspondenz muß ich mir ernstlich verbitten. Glückliche Reise, Herr Lieutnant und gute Verrichtung!"

Herr von Ranftl faßte Rudolph's Arm, wollt' ihn begütigend aus der Stube geleiten, ehe des Gekränkten Unwille losbräche. Doch solche Beschwichtigung gelang nicht dem friedlichen Manne des Gesetzes. Der Jüngling machte sich heftig frei und ließ gerechtem Zorne vollen Lauf: „Solcher Niedrigkeit halten Sie mich

fähig? Dann allerdings darf ich mich nicht wundern, daß Sie sich so feindselig zwischen Ihre Tochter und mich stellen wollen. Aber wenn Meta fühlt und denkt gleich mir, soll es Ihnen nicht gelingen uns zu trennen. Ich will ihr Lieb' und Treue fest bewahren bis in den Tod. Ist sie eben so gesonnen ..."

„Bis in den Tod!" rief in einem plötzlichen Anfall begeisterten Muthes die sonst vor ihrer Mutter Zitternde.

Sich des Breiteren auszulassen ward Beiden benommen. Das Schicksal riß (wie es im herabgebrachten Style heißt) die Liebenden auseinander. Das Schicksal, einerseits vertreten durch einen begütigenden, fernere Expectorationen abschneidenden Vater, der den Lieutenant hinausmanövrirte, andererseits durch eine unbarmherzige Mutter, welche dem rebellisch gewordenen Töchterlein ihr kategorisches: Was untersteht sich der „Schnabel"? zu Gehör brachte und dabei mit dem schönen Kinde abfuhr, wie der Geier mit der Taube.

Rudolph's Klagen über diese Scene gönnte Frau Mathilde zwar mütterliche Theilnahme, meinte jedoch, er werde natürlich finden, daß sie sich jeglichen ferneren Versuches zur Aussöhnung enthalte; mit Frau von Ranftl könne sie keine Gemeinschaft mehr haben, deshalb solle ihr Sohn sich nimmer gestatten, sie mit Briefchen für Meta zu belästigen und sich „die Kinderei" aus dem Sinne schlagen.

Dagegen tröstete ihn Herr Oberwiesenkringauer: „Lege Du in Gottesnamen manchmal ein Zettelchen ein, wenn Du an mich schreibst. Ich will's ihrem Vater beim Kartengeben schon in die Hände spielen und was der dann damit anfängt, bleibt seiner Meinung überlassen. Väter sehen solche Dinge billiger an, und der Obergerichtsrath ist Dir zugethan. Wer kann wissen, was noch geschieht? Die Mütter werden vielleicht wieder die besten Freundinnen!"

„Das müßte „curios" zugehen," murmelte Frau Mathilde. Rudolph dankte dem guten Vater auf's Innigste. Nach und nach meldete sich denn auch die bis dahin durch andere Empfindungen zurückgedrängte kindliche Wehmuth. Der ernste Abschied vom Vaterhause rückte stündlich näher. Das war keine Lust- und Urlaubs-Reise, kein kurzer Uebungsmarsch, kein Probe-Lager. Das war ein Gang auf Leben und Tod, ein Kampf um Sieg und Ehre, ein unvermeidlicher, aber furchtbarer Krieg. Rudolph gehörte keineswegs zu Denen, welche, des Ausgangs gewiß, schon im Voraus triumphierten. Zwar glaubte er eben so fest an die ihm selbst einwohnende Tapferkeit, wie an diejenige der Truppe, bei welcher zu dienen er stolz war; aber sein vielfach bewegtes Gemüth ließ allerlei Todesahnungen aufkommen, die ihn bei der Trennung von den Seinigen weich machten, wenn sie ihm auch den Muth nicht zu

rauben vermochten. Nur fort von hier! Nur die letzten Minuten überstanden! Mag's dann gehen, wie Gott will!

So rufen in ihrer Ungeduld die Söhne. Und befinden sie sich erst unterweges, dann ist wohl für betäubende Zerstreuungen gesorgt, die in scharfen Contrasten ihr Heimweh betäuben. Aber die armen Mütter, denen ungestörte Muße bleibt, den Schmerz der Seele recht zu hegen und zu pflegen, wer zählt die Thränen schlafloser Nächte beim Beginn und während eines Krieges? Kein Mensch, das ist sicher. Doch hoffentlich Einer, von dem wir Menschen uns freilich weder Begriff noch Vorstellung machen können, dem wir dennoch zuletzt Alles anheim stellen müssen.

Gleich allen Zuständen und Verhältnissen cultivierter Länder, mögen sie Eintracht oder Gegnerschaft verschiedener Völker und Staaten betreffen, ist auch die Kriegführung eine andere geworden, seitdem Dampfmaschienen unübersehbare Wagenzüge auf Eisenbahnen mit Windeseile befördern. Sonst brauchten die Regimenter Wochen und Monate, um ihr Ziel zu erreichen, jetzt fliegen sie in kurzen Stunden der Bestimmung zu. Da Beide, Freund wie Feind, gleiche Mittel benutzen, kommt's eigentlich, was den Erfolg betrifft, auf Eins heraus. Nichts desto weniger entspringt ein Segen daraus: die Entscheidung schleppt sich nicht mehr so lange hin wie einstmals, und wo sie um Vater, Gatten, Sohn,

Bruder, Geliebten zagen und klagen, werden die Folterqualen unerträglicher Ungewißheit wohlthätig abgekürzt. Auch schriftliche Nachrichten erreichen leichter und rascher die Heimath, wenigstens so lange noch im Rücken des Heeres Schienenwege bestehen, wo sonst unsichere Feldposten gar manchen Gruß verzettelten. Rudolph ließ keinen freien Moment unbenutzt, den Eltern einige Zeilen zu schreiben. Er durfte, der Wahrheit gemäß, versichern, daß ihm bis jetzt die vielfache Anstrengung körperlich wie geistig gut anschlage und war ehrlich genug, einzugestehen, die aufregende Aussicht recht bald in fremdes Land vorzudringen, mache ihn, „seines Herzens Kummer“ fast vergessen, wenigstens zeitweise!

Die späteren Briefe schlugen einen minder lebhaften Ton an; sie enthielten schon ungeduldige Klagen über unbegreifliches Zaudern, welches dem Feinde zu Gute komme. Nach einer Einlage für Meta suchte der Vater vergeblich, doch an Grüßen und Versicherungen standhafter Treue, welche „Papa mündlich anbringen würde,“ fehlte es nie. „Der gute Junge,“ sagte dann jedesmal Frau Mathilde, „er will dem armen Mädel keinen Verdruß bereiten! Bestell's nur wörtlich, Alter, oder noch besser: laß' den Herrn Rath die ganzen Briefe lesen.“

Bis zum zwanzigsten Juni hatte der Briefträger Tag für Tag etwas abzuliefern gehabt. Seitdem ent-

standen Pausen, die Berichte wurden seltener, kürzer, zurückhaltender. Mit dem Letzten des Monates brachen sie gänzlich ab. Nun erst erprobten die Eltern, was es heißt, einen Sohn, ein einziges Kind im Kriege wissen und kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Schwankende Gerüchte kündeten Siege, bezweifelten sie, je nachdem. Wie sehr beklagte jetzt Frau Mathilde das Zerwürfniß zwischen ihr und Frau von Ranftl, die ja auch einen Sohn „draußen" hatte. Wie gern hätte sie, trotz alles Vorhergegangenen, Klage um Klage, Angst um Angst mit der „Feindin" ausgetauscht in langen, umständlichen Gesprächen!

Während die daheimgebliebenen Angehörigen, von tausend kleinen Dornenstichen geängstigt, heißes Blut schwitzten, wandelten die braven Krieger eben auch nicht auf Rosen. Nichts kann einer tapferen Armee schwerer fallen, als Befehlen Gehorsam leisten zu müssen, welche der Mehrzahl unzweckmäßig erscheinen und zugleich ihrer Kampflust entgegen stehen. Anstatt, wie sie hofften, in „Feindes Land" loszuschlagen, sollen sie den Feind in ihrem Vaterlande erwarten. Das widerspricht jugendlich-patriotischem Stolze, der weniger nach fein ausgesonnenen strategischen Plänen, als vielmehr nach dem ersten Treffen fragt. Währt ein solches, scheinbar zweckloses, Hin- und Herziehen der Truppen zu lange, dann erzeugt es unfehlbar Unzufriedenheit und verleitet zu

respektwidrigen Aeußerungen gegen den Oberbefehlshaber oder dessen Generalstab. Das Wallenstein'sche Citat: „das Wort ist frei," geräth dann bisweilen mit dessen ergänzendem Nachsatze: „der Gehorsam blind" in Widerspruch. So war's bei Rudolphs Regimente und er nicht der Letzte, wo im Kreise jüngerer Offiziere Discussionen sich erhoben, an denen wohl auch die Cadetten Theil nahmen. Unter Letzteren befand sich ein Schulkamerad Rudolph's, kurz vor Ausbruch des Krieges erst eingetreten, der deshalb, obwohl ein Jahr älter wie Jener, und im Gymnasium eine Klasse über ihm, ihn jetzt als Vorgesetzten zu betrachten hatte, was nicht recht gelingen wollte. Es war ein großer langer Schlagtod, besagter Laduschnigg, der Sohn armer Eltern, der sich mühselig emporgearbeitet durch Mangel und Entbehrungen, den aber plötzlich, gerade vor seinem Abgange vom Gymnasium zur Universität, unwiderstehliche Lust zum „Raufen" überkommen, und der sich von verschiedenen Gönnern die erforderliche Summe erbettelt hatte, Cadett „ex propriis" werden zu können. Mehr denn Alle brannte er auf die erste Schlacht, von der festen Ueberzeugung erfüllt, daß er in dieser Gelegenheit finden müsse, sich auszuzeichnen und augenblicklich Lieutenant zu werden, wenn erst der Tod unter den „Bevorzugten" aufgeräumt und Platz gemacht habe für die „Verdienten." Daß die Ueberzeugung sich erfüllen

werde, bezweifelte Niemand, der den riesenhaften Burschen nur ansah. Er war gut gelitten beim ganzen Offiziercorps wegen seiner gründlichen Kenntnisse, wegen seiner glücklichen, bisweilen rücksichtslosen, doch stets treffenden humoristischen Einfälle. Da er natürlich keinen Kreuzer Zulage erhielt, sondern immer „schwarz“ war, ließ er sich sonder Bedenken von den wohlhabenderen Kameraden bewirthen, empfing auch von Rudolph freigebige Unterstützung, ohne dafür viel zu danken. Er huldigte der Lehre des socialen Communismus im Soldatenstande eben so treu, als er's im Laufe der Schulzeit gethan. Seine physischen Bedürfnisse entsprachen der kolossalen Figur. Er selbst gestand offen ein, daß er sich, seitdem er zu denken wisse, noch niemals völlig satt gegessen habe und wo er in's Quartier gelegt wurde, schlugen die Wirthsleute laut jammernd die Hände über'm Kopfe zusammen: „Der frißt uns auf!“

Unbewußt hatte binnen wenig Wochen Laduschnigg die Stelle des „G'spaßmachers“ beim Regimente eingenommen, welche in Frankreich mit dem halbdeutschen Worte „Loustic“ bezeichnet wird. Und da man überall vor der Bühne wie im Leben, die urtheilslose Menge bereit findet, komische Wirkungen an gewisse Persönlichkeiten zu knüpfen, deren Aeußerungen, mögen dieselben noch so unbedeutend sein, dann immer Beifall finden, so erregte jedwedes Wort des kolossalen Cadetten

wieherndes Gelächter. Die Eitelkeit nimmt verwunderliche Gestalten an, feiert seltsame Triumphe. Rudolph's Schulkamerad bildete sich wer weiß was ein auf seine Würde als anerkannter Witzbold, dünkte sich schon ein Held, obwohl er eigentlich die Rolle des Hanswursts bekleidete. Mit seiner Zuversicht wuchs auch die komische Kraft. Seine Witze („Bonmots," sagten die Soldaten) gingen von Reihe zu Reihe. Er hieß kurzweg „der große Bonmotist," sprich Bommotist. Sogar strengere Stabsoffiziere verbissen ein malitiöses Lächeln und ließen stillschweigend das lose Maul gewähren, wenn er sich giftige Scherze erlaubte über die Weisheit des obersten Feldherrn. „Ein kecker Bursch!" raunte Einer dem Andern zu, „aber dumm ist er nicht!" Daß diese Kühnheit sich auch im blutigen Kampfe nicht verleugnen werde, davon waren Alle überzeugt.

Lange genug hatte das Regiment auf die Feuertaufe warten müssen. Größere und kleinere Treffen waren geschlagen worden und fortwährend mußt' es die Nachhut bilden, mußte umgekehrt beim planmäßig angeordneten, den Feind auf ein vorher bestimmtes Schlachtfeld lockenden Rückzuge, eins der vordersten bleiben. Erst am zweiten Juli gewann die Sache den Anschein, als sollte morgen der eiserne Ernst Entscheidung bringen. Diesmal war's keine Täuschung mehr. Bald verkündete Kanonendonner die furchtbare Wahrheit, von tausend

lebenslustigen, darum doch den Tod der Ehre nicht fürchtenden jungen Herzen feurig begrüßt. Sie standen, beim Beginn der großen Schlacht, noch thatlos, eine schwere Batterie bedeckend, deren gewichtige Kugeln über ihre Köpfe hinweg fliegend, des Feindes Glieder zu zerknirschen strebten. Sie mußten sich ducken, vor ihren eigenen Geschossen. „Das Warten ist verflucht langweilig," sprach Rudolph, mit sich und seiner Haltung sehr zufrieden, denn er spürte nichts von der gefürchteten Furcht, welche ihm ältere Offiziere als fast unausbleibliches „Kanonenfieber" prophezeit hatten. Seine Nerven bebten nicht. Er konnte der Eltern, der Geliebten vollkommen gefaßt und ruhig denken, ohne Wehmuth, ohne Wunsch der Gefahr entrückt zu sein. Das Gefühl der Pflicht, der feste Wille, seines Kaisers Farben mit Ehre zu tragen, siegte über jede weichere Empfindung. Nur das Bedürfniß, am eigentlichen Kampfe Theil zu nehmen, regte sich in ihm und machte ihn ungeduldig. Um sich „die Zeit zu vertreiben," zählte er die feindlichen Kugeln, welche zwar in seiner Nähe einschlugen, im Ganzen jedoch geringen Schaden anrichteten, weil die Entfernung der Geschütze noch zu bedeutend war.

Dicht neben ihm (sie standen, oder lagen vielmehr in einem niedergetretenen Roggenfelde) streckte sich Laduschnigg langaus auf dem durchregneten Boden: „Wie ist Dir denn, Rudolph, bei diesem nichtswür-

digen Gepumper?" fragte der Riese, das Gesicht zur Erde gewandt.

„Wie soll mir sein," entgegnete der junge Lieutenant; „ich wollte, wir kämen endlich in's Gefecht."

„Ich meinestheils wollte, ich wär' ein äthiopisches Erdferkel, als welche Bestien von Natur so trefflich begabt sein sollen, in kürzester Frist tiefe Löcher in die Erde zu scharren, wohin kein Teufel ihnen folgen kann. Solch' eine Kasematte wünscht' ich mir augenblicklich, ja ich wünschte mir Krallen von dem dazu erforderlichen erdferkelischen Kaliber und mache mich anheischig, dergleichen zeitlebens nicht mehr abzulegen, möchten sie mir jetzt zur Sicherheit verhelfen."

„Mir scheint, Du hast gar ein bissel Angst?"

„Erlaub' Du mir, von „bisseln" reden ist eine Dummheit, wo zehnpfündige Brocken ... (Pum! keine zwanzig Schritte von uns!) ... durch die Luft summen wie Maikäfer. Eine wahre Hundeangst hab' ich, und nicht ohne Ursach'. Wo's Mann auf Mann geht, wo Jeder sich seiner Haut wehren darf, da will ich gern mitmachen. Aber hier liegen und sich todt schießen lassen wie ein Hase im Lager, das ist ja eine nichtswürdige Gemeinheit; dazu bin ich nicht in den Krieg gezogen. Nach Berlin hab' ich wollen, hübsche Beute erobern ... das ward uns versprochen!"

„Wird Alles kommen zu seiner Zeit."

„Aber nicht zu meiner Zeit. Die ist um. Jeder

Schuß aus ihren gottverfluchten Mordröhren donnert mir in's Ohr. Ich zieh' immer drei zusammen in einen Satz, und der lautet: „Du mußt dran!"

„Sei kein Kindskopf, Langer; so könnt' ich mir's auch auslegen, und Jedweder von uns, der bis auf drei zu zählen weiß. Ich buchstabire aus drei aufeinanderfolgenden Schüssen die Worte heraus: „Du kommst durch!" Mach's eben so!"

„'S thut's nicht. Meine Kurasche ist pfutsch, ich bin völlig damisch im Schädel, nicht einmal den schlechtesten Witz mehr bring' ich auf! O, wär' ich nicht Soldat geworden!"

„Hernach hätten sie Dich als Gemeinen ausgehoben. Solch' großen Klachel läßt man nicht bei den Büchern, wenn zwei Kriege zugleich geführt werden müssen. Uebrigens haben wir am längsten hier gelegen. Da sprengt ein Adjutant auf unsern Obristen zu. . . . Richtig . . . 's giebt was Neues. Schau' nur auf, jetzt kommt Leben in die Sache!"

„Oder Tod," sprach Laduschnigg, sich emporrichtend . . . und in demselben Augenblicke riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpfe.

Rudolph behielt keine Frist, die furchtbar verstümmelte Leiche genauer zu betrachten. Das Commando erscholl: „Zu den Waffen!" und bald folgte das Regiment mit feurigem Feldgeschrei seinem tapferen Führer.

III.

Es war früh Morgens empfindlich kühl gewesen. Ueberwacht und hungrig hatte Rudolph gefröstelt, sich fest in den Mantel verhüllt, und beim plötzlichen Aufbruch nicht daran gedacht, das nun entbehrliche Kleidungsstück abzulegen. Im Gewühle heißen Kampfes bemerkte er kaum, wie sehr diese Hülle ihn belästigte, seine freie Bewegung hinderte. Er hatte nichts im Sinne, als muthige Gegenwehr, nichts vor Augen als Blut und Ehre!

Welche von beiden Armeen den Sieg behaupten solle, blieb anfänglich sehr zweifelhaft, besonders für Denjenigen, der in subordiniertem Range eines Unterlieutenants, von den nächsten ihm obliegenden Pflichten in Anspruch genommen, unmöglich das Große, Ganze zu überschauen, und sich ein umfassendes Urtheil zu bilden vermochte. So eben errungene Vortheile wurden alsobald Verluste, oder auch umgekehrt. Mitten im wildesten Gewühl erschien dem jugendlichen Krieger „vor seines Geistes Blick“ ein Bild, welches er in Wirklichkeit

zu bewundern kürzlich erst Gelegenheit gehabt. Ein Freund seines Vaters besaß, als Geschenk des verstorbenen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., den vortrefflichen Gipsabguß eines jener Rauch'schen Meisterwerke, nach verschiedenen Auffassungen die Siegesgöttin darstellend. Rudolph glaubte Rauch's Victoria über beiden Heeren schweben zu sehen, wie sie, mit unbeschreiblichem Ausdruck sich selbst noch ungewiß zeigt, welcher von beiden Armeen sie den Kranz der Entscheidung zuwerfen wird? Er bebt in ihrer mächtigen Hand, gleich einem lebendigen Wesen, gewärtig ihres Willens. Jedes Blatt scheint ein Flügel zu sein, der ihn tragen hilft, wohin die Unsterbliche gebietet. Ja, die Täuschung aufgeregter Sinne ward so gewaltig, daß sie in eine förmliche Vision überging; daß, zum Erstaunen seiner Kameraden, der junge Mann mehrmals flehend ausrief: „Gönn' ihn uns!" — Erst wenn sie ihn lachend befragten: „Mit wem hast Du's denn?" kehrte seine Phantasie zur Wirklichkeit zurück, zum entsetzlichen Anblick Verwundeter, Sterbender vor seinen Füßen, auf die keine Rücksicht genommen werden durfte, deren Jammer ungehört verhallte, unbeachtet.

Aber wo nicht ungehört, doch unbeachtet ließ auch die Victoria Rudolph's flehentlichen Anruf. Eine mit Sturmeseile heranziehende feindliche Hülfsarmee gab den endlichen Ausschlag, und alle Gräuel des Krieges,

entkleidet von dem trügerischen Schmuck glorreicher Siegeshoffnungen, traten in ihrer schauderhaften, nackten Grausamkeit hervor. Nun erst, auf dem Rückzug des großen Heeres, der fortwährend neue blutige Menschenopfer niederwarf, welche doch das Verlorene nicht wieder bringen konnten . . . nun erst entfaltete sich des herzzerreißenden Jammers ganze Blöße. Frischer, freier Muth verwandelte sich in stumme Wuth, die in vielen sonst edlen Herzen des Mitgefühls letzten Funken erstickte. Nicht so bei unserm Rudolph. Der behielt, obgleich auch erfüllt von verzeihlichem Groll wider jene treulose Victoria, und gewaltsam fortgetrieben von des tobenden Stromes unbändigen Wogen, immer noch Sinn und Seele für Anderer Leiden. Von seinem Regiment losgerissen, zwischen Fremden hinirrend, wendete er diesen liebevolle Hülfe zu, wo er konnte. Sie waren ja ebenfalls Kameraden, wenngleich in ausgedehnterer Bedeutung des Wortes. Da lag in einer von schmutzigem Wasser und Blutlachen angefüllten Pfütze ein stattlicher junger Husarenlieutenant mit zerschossenem Arm unter seinem todten Pferde. Ihm fehlte schon die Kraft sich hervorzuarbeiten. Er schrie nach Beistand. Niemand kümmerte sich um ihn. Hatte doch Jeder genug mit sich zu thun. Rudolph allein machte Halt. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, den Halberstickten von der furchtbaren Last zu befreien, ihn behutsam auf's

Trockene zu tragen. Das gute Glück führte einen Krankenwagen auf etliche hundert Schritte vorüber. Die Führer hörten des braven Jungen Zuruf. Sie hielten wirklich an, kamen herbei, trugen den Husaren davon. „Deinen Namen, Kamerad?“ ... fragte der fast Ohnmächtige. Doch eh' noch die Antwort sein Ohr erreichte, waren ihm die Sinne vergangen.

Rudolph zögerte nicht länger, den Trupp einzuholen, mit welchem er bis hierher gezogen, und der ihm weit voraus war. In der Eile entging ihm, daß er bei der Bemühung, die er sich um den Verwundeten gegeben, seinen Mantel abgelegt und am Platze der guten That zurückgelassen habe. Er war schon ein tüchtiges Stück Wegs davon, als er den Verlust bemerkte. „Für den Augenblick ist der Mantel leicht zu entbehren, denn er hindert mich nur im Laufen. Aber wie mir's bekommen wird, bei Nacht, auf nassem Boden, Gott weiß, wo ich liegen muß! ... Ich hab' rüstige Beine; ich hol' mir meinen Mantel!“ — Gedacht, gethan. Er wendet sich um, entschlossen, den gefahrvollen Gang zu wagen ... da sieht er, wie zehn oder zwölf Soldaten von seinem Regiment sich gegen die Ueberzahl ihrer Verfolger zur Wehr setzen, welche Letzteren sich's zur Aufgabe gemacht haben, das Häuflein gefangen zu nehmen. Er zieht den Säbel, erreicht sie, erkennt Leute der eigenen Compagnie, die ihn laut begrüßen. „Lieber todt als

gefangen!" ruft er, sich an ihre Spitze stellend . . . zugleich trifft ihn eine feindliche Kugel auf die Brust und er stürzt leblos zu Boden. Schon wollen die Burschen sich ergeben, doch zum Glück sprengt ein kleiner Zug kaiserlicher Uhlanen vorüber, wirft sich dazwischen, hält die Verfolger einige Minuten in Schach, und die Geretteten gewinnen Zeit und Raum, ihren Rückzug weiter fortzusetzen. Sie laden den Lieutenant auf die Schultern: „weiß man denn, ob er nicht noch am Leben ist?" und fort geht's, im gestreckten Trabe.

IV.

In Rudolph's Heimath war zur Feier siegreicher Gefechte zweimal „erleuchtet" worden. Auch Ranftl's wie Oberwiesenkringauer's hatten die äußeren Fenstersimse mit Lampen geschmückt, wie sich's gehört; hatten jedoch dabei, wenigstens die Letzteren, keine rechte Freude empfunden. Abgesehen davon, daß der Sieg einer Armee den Angehörigen für einzelner Mitsieger persönlichen Zustand nicht die geringste Bürgschaft leistet, weil die wichtigsten Siege gewöhnlich mit theuerstem Blute bezahlt werden müssen, abgesehen von dieser ganz persönlichen Besorgniß liebender Eltern um ihren Sohn, lag auch noch etwas Anderes, Geheimnißvolles, etwas Ahnungschweres auf ihrer Seele; ja, eigentlich auf den Seelen aller Stadtbewohner, worüber sich Niemand Rechenschaft ablegen, was aber auch Niemand, mitten im Siegesjubel, wegleugnen konnte.

„Mir gefällt das vorzeitige Frohlocken nicht," sprach Herr von Ranftl vertraulich zu seinem getreuen Partner am Spieltische. „Man sollte, scheint mir, derlei lobenswerthe patriotische Ausbrüche aufsparen, bis nach der

letzten entscheidenden Schlacht. Wer zu früh triumphiert, geräth in Gefahr, feindselige, heimtückische Mächte herauszufordern. Ich weiß nicht, woher es kommt; ich kann mich nicht aus vollem Herzen freuen?" —

„Es geht mir eben so. Je günstiger das gute Glück unsern tapfern Truppen in Italien zur Seite steht, desto besorgter fühl' ich mich um den Ausgang des deutschen Krieges. Die Bülletins gefallen mir nicht, trotz ihres schönen Inhaltes. Zwischen den Zeilen les' ich nur Zweifel heraus. Warum gehen wir denn immer offenbar zurück, wenn wir überall gesiegt haben? Möglich, daß ein tiefer Plan dahinter steckt, wovon ich nichts verstehe . . . Na, Gott geb's gnädig! Haben der Herr Obergerichtsrath Nachricht von Ihrem Herrn Sohne?"

„Ach, von dem. Das ist ein fauler Briefschreiber. Ein paar Worte hat er geschickt vor etlichen Wochen. Auf den ist in dieser Beziehung kein Verlaß. Aber Sie, von unserm Rudolph . . .?"

„In neuester Zeit ist uns nichts zugegangen."

„Sehr begreiflich: das ewige Hin- und Hermarschieren; keine bleibende Stätte; keine Stunde der Muße. Wie leicht gehen auch flüchtig mit Bleistift gekritzelte Zettelchen verloren! die Adressen verwischen sich, werden unleserlich . . . Sie spielen aus! —"

Beide Väter bemühten sich, die düsteren Bilder aus ihrem Innern zu verscheuchen, durch die Kartenbilder

in ihren Händen. Aber gerade diese gewannen jetzt neue Bedeutung für sie: Könige, Damen, Buben, riefen ihnen Vergleiche wach, welche sich auf die Zeitereignisse bezogen. Das rothe Herz=, das schwarze Treff=Aß wurden ihnen zu Symbolen, die sich auf der Kinder Liebe, auf der Söhne Wohl und Wehe bezogen. Sie spielten so zerstreut, daß sie Fehler auf Fehler begingen. „Ich denke, wir lassen's," rief endlich Ranftl; wir haben unsere Gedanken nicht beisammen." —

Es machte Aufsehen in der Ressource, die genannten Herren ihre stabile Partie heute vor der bräuchlichen Stunde beendigen zu sehen. Und ihr Beispiel wirkte ansteckend. Schien's doch, als hätten alle übrigen, ungewöhnlich zahlreich versammelten Besucher nur darauf gelauert, ihnen nachzuahmen. Das Bedürfniß, den gepreßten Seelen freie Mittheilung zu gönnen, überbot diesmal jenes festgewurzelte, sonst allmächtige Bedürfniß, leere Stunden durch spanische, englische, französische, künstlich combinierte Rechnen=Uebungen zu tödten. Ein Bedürfniß, welchem, seltsam genug, geistreiche Menschen nicht minder eifrig huldigen, wie gedankenlose Müßiggänger; was unter die psychologischen Widersprüche gehört, von denen unsere geselligen Zustände wimmeln.

Es trat heute zurück hinter jener unerklärbaren Bangigkeit, die so häufig niederschlagenden Nachrichten vorangeht, und Einzelne ahnen läßt, was dem Ganzen,

Großen bevorsteht, wie wenn die düstere Trauerkunde schon in der Luft schwebte gleich Wetterwolken, und nur auf den Wind lauerte, sich furchtbar auf der Menschen Häupter zu entladen, mit harten Schlägen manches Herz, manches Leben zu brechen.

„Wir werden getäuscht," ging es von Ohr zu Ohr, „mit Sieges-Bülletins; die Sachen stehen schlecht. Günstige Erfolge im Kleinen werden gemeldet, Mißgeschicke behutsam verschwiegen. Das Unglück soll auf einmal über uns hereinbrechen, in entsetzlicher Gewißheit, soll uns unvorbereitet zerschmettern ...!"

„Allerdings," entgegnete ein anderer, „das ist die gewöhnliche Politik, seit Napoleon dem Ersten. Immer Sieg auf Sieg, auch nach verlorenen Schlachten. Dadurch will man die daheim Gebliebenen bei gutem Glauben und Muth erhalten!"

„Das Mittel wäre löblich, wenn's auf die Dauer vorhielte. Weil sich aber nimmermehr verhindern läßt, daß der Täuschung grausame Enttäuschung folgt, wäre auch in diesem Falle (wie immer und überall auf Erden) die liebe Wahrheit das Beste."

„Da kommen Sie schlecht an, wenn Sie Wahrheit verlangen in Politik."

„Offenheit wäre heut zu Tage die weiseste Politik, so wie die schlaueste Diplomatie. Unbedingte, ungeschminkte Offenheit. Denn die Zeit der Geheimnisse ist

vorbei, seitdem unzählige Zeitungen sich angelegen sein lassen, zu verkündigen, was geschehen ist, was geschehen könnte, ja sogar, was weder geschah, noch je geschehen wird. Nun also! Wenn die öffentlichen Blätter lügen dürfen, weshalb die amtlichen Berichte darüber tadeln? Eins geht mit dem Andern."

„Aber um Gotteswillen, woran soll man denn glauben?"

„An die Unzuverlässigkeit alles dessen, was geschrieben, gedruckt, erzählt wird. Das ist der Glaube, welchen ich unerschütterlich fest halte."

„So würden Sie also, wenn man die Niederlage unserer Truppen amtlich gemeldet hätte, ebenfalls zweifeln?"

„Kaum; denn das Ueble findet ungleich öfter Bestätigung als das Gute."

„Sie sind demnach ein vollkommener Skeptiker?"

„Sorgt nicht das Leben dafür, uns zu solchen auszubilden?" — Dergleichen Aeußerungen kreuzten sich, von Gruppe zu Gruppe wechselnd; aus keiner ließ zuversichtlicher Trost sich vernehmen; die zahlreich anwesenden pensionierten Stabsoffiziere gaben ihre Besorgnisse durch Schweigen zu erkennen; diejenigen Herren jedoch, deren Söhne im Felde standen, schwiegen keineswegs, redeten vielmehr tief-bekümmert von unnütz vergossenem Blute, was dann wiederum stürmische poli-

tische Discussionen veranlaßte. Ein unerquicklicher Abend, welchem für die meisten der Theilnehmer eine schlaflose, von bangen Seufzern gestörte Nacht folgte.

Der Morgen brachte nun allerdings Licht; aber dieses beleuchtete großen Jammer. „Alles verloren," lautete der allgemeine Wehruf, als nicht mehr wegzuleugnende Thatsachen endlich zu Tage kamen. Eine Trauerpost jagte die andere. Und hatten schwatzhafte Optimisten bis dahin mit prahlerischen Uebertreibungen Triumphe über Triumphe verkündigt, so übertrieben die nämlichen Schreier jetzt eben so schamlos nach der entgegengesetzten Seite hin, überhäuften die seither vergötterten Feldherren mit niederträchtigen Verläumdungen; klagten ehrenhafte Männer des Verrathes an; verlästerten die Tapferkeit ihrer Offiziere; ja hätten am Liebsten den siegreichen Feind in den Mauern der Stadt einziehen sehen! — Wer ähnliche Katastrophen mit erlebt hat, muß sich wirklich hüten, aus ihnen nicht bleibende Verachtung der menschlichen Natur zu schöpfen.

Die beiden Familien, mit denen unsere kleine Erzählung sich vorzugsweise beschäftigt, litten insofern weniger vom allgemeinen Schmerze schwer-verletzten patriotischen Gefühles, als ihre persönlichen Gefühle noch heftiger in Anspruch genommen wurden. Waren ihre Söhne dem furchtbaren Blutbad lebend entgangen? Lagen sie,

im günstigeren Falle, nicht an tiefen Wunden danieder, hülflos, ohne Pflege, ohne Labung, gar als Gefangene rauher Behandlung ausgesetzt? —

Die gute Meta war am Uebelsten dran. Sie hatte nicht nur der Mutter Angst um Bruder Sándor zu theilen; sie hatte auch ihre noch heißere Angst um den Geliebten vor Frau Poldi zu verheimlichen, denn Letztere wachte in mütterlicher Eifersucht über jeglichem Worte, was dem gequälten Kinde in Beziehung auf Rudolph entschlüpfen könnte. Ja, die lebhafte Frau ging so weit, bisweilen zu fragen: „weinst Du jetzt um Deinen Bruder, oder gar um den Oberwiesenkringauerischen kecken Buben?" — Was denn jedesmal dem Thränenstrome neue Bäche zuführte.

Frau Mathilde hatte sich in ihr Schicksal ergeben. Nachdem einige Tage, deren jedweder entsetzliche Vervollständigungen der Riesenschlacht ihnen zutrug, im Kampfe zwischen Furcht und Hoffnung vergangen waren, und keiner ein schriftliches Lebenszeichen von Rudolph gebracht, legte sie Trauerkleidung an. „Er ist todt," sprach sie, allen Trostgründen des Gatten unzugänglich. Sie berief sich auf einige Mütter, welche in der That von ihren Söhnen, oder über dieselben beruhigende Nachricht erhielten, deren rasche Beförderung, mitten aus diesem unbeschreiblichen Wirrsal, großes Erstaunen verursachte. Rudolph's Liebe, behaup-

tete die verzweifelnde Frau, für uns und für Meta ist nicht geringer als Jener ihre. Gab es überhaupt Mittel ein Blättchen fortzuschaffen, weshalb hätt' Er's uns vorenthalten? Nein, er ist todt. Denn wär' er nur verwundet und noch am Leben, wir wüßten's durch ihn. — Noch gesteigert wurden Mathilden's Schmerzausbrüche, als Ranftl in der Ressource das Schreiben seines Sohnes Sándor vorzeigte, welches dieser zwar nicht geschrieben, wohl aber einem neben ihm im Feld-Lazarethe liegenden Feinde dictirt hatte, und welches von seiner an's Zauberhafte streifenden Errettung aus dem Getümmel, durch die aufopfernde Entschlossenheit eines Infanterie-Offiziers erzählte . . . freilich auch von unerträglichen Martern, die der zerschossene Arm ihm bereitete.

Der Inhalt dieses niederschlagenden und zugleich beglückenden Briefes recapitulierte Oberwiesenkringauer der Gattin, um sie zu überzeugen, daß ein ähnlicher von Rudolph immer noch anlangen könne. Doch damit gelang es ihm schlecht. Er bewirkte im Gegentheile nur erneute Klagen, in die sich, Mathilden's menschenfreundlichem Wesen zuwider, jetzt sogar eine Spur von Neid mischte. „Diese Ranftl'schen," meinte sie, „sind nun einmal bevorzugt, ihnen soll der Sohn, der lüderliche wüste Bursche bleiben, und unser guter, braver

Rudolph, unser einziges Kind, meines Lebens Stolz und Freude, muß uns geraubt werden. Ist das himmlische Gerechtigkeit!?"

„Frau," hub der Vater ernsten Tones an, „versündige Dich nicht ... —" und eh' er noch seine Strafpredigt zu Ende bringen konnte, stürmte der Briefträger in's Zimmer, warf ein beschmutztes, schief zusammengefaltetes Zettelchen auf den Tisch, und eilte wieder hinaus, im Gehen rufend: „Meinen Glückwunsch!"

Zitternd warfen sich die beiden Eheleute auf das Papier, welches in halb-verwischten, mit Blei hingeworfenen Zügen, die Worte enthielt:

„Liebe Eltern, aus der Mordschlacht frisch und gesund! Laßt Meta wissen, daß ich lebe und ihr treu bin! Nächstens mehr und ausführlicher von Eurem Rudolph. Auf dem Rückzuge. Am 4ten Juli."

Ein lauter Schrei ... und Mathilde sank bewußtlos in die Arme des Mannes, der selbst beinahe die Kraft verlor, sich aufrecht zu erhalten. „Heute begreif' ich's," schluchzte er, „daß auch Freude tödten kann!"

Die erste Regung der beseeligten Mutter, wie sie nur erst wieder bei Sinnen, und reuiger Dankbarkeit voll im Gebete vor Gott niedergesunken war, galt dem Auftrage des gleichsam Neugeborenen. Sie achtete nicht auf ihres Gemahls Einwendungen, der die Be-

stellung durch Herrn von Ranftl an Meta gelangen lassen wollte; sie wies jede Bedenklichkeit als in solch' erhebenden Momenten „engherzig" zurück: „Auch ihr, der Poldi, ist ein Sohn wiedergeschenkt; auch sie wird sanft und nachgiebig sein, wird mich herzlich aufnehmen. Halte mich nicht zurück!"

Oberwiesenkringauer hielt sie denn auch nicht. Welcher verständige Ehemann stellt sich gern dergleichen Ausbrüchen begeisternder Freude in den Weg? Er begnügte sich, ihr nachzurufen: „Denk' an mich; Frau von Ranftl wird Dich garstig ablaufen lassen!"

Doch diesmal fand er sich in seiner Voraussicht auf's Angenehmste getäuscht. Denn wie er vom Gericht nach Hause kam, wußte Frau Mathilde gar nicht genug zu erzählen von Meta's wahrhaft kindlichem Betragen: sie hat mich empfangen, als ob ich schon ihre Schwiegermutter wäre!"

„Aber Mamma Poldi . . .?"

„Ja, schau' mein lieber Aloisius, die konnt' mich beim übelsten Willen nicht „garstig ablaufen lassen," denn sie ist nicht anwesend. Sie ist „hinaus," dem Kriegsschauplatze zu, wo sie den Sándor will pflegen helfen, um ihn, sobald er irgend transportabel sein wird, heim zu bringen, und ihn hier bei sich vollends auszuheilen."

„Das gefällt mir von der Frau!"

„Na, und mir erst! Ich bin auch gar nimmer „grantig“ gegen sie; hab' Alles vergessen, was sie uns, dem Rudolph und mir angethan; hab' sie wieder herzlich gern, wie wenn nichts vorgefallen wäre, was uns entzweien konnte. Bin ich doch gar zu glücklich; nun wird's gut werden, das sollst Du sehen.“

„Wollen's noch abwarten, Schatz.“

V.

Die Poesie, welche früher im Absenden und Empfangen von Briefen, im ungeduldigen und oft unberechnenbaren Erwarten sehnlichst gewünschter Antworten, im lange verzögerten Austausch wichtiger Mittheilungen, vielen auf die Folter gespannten Correspondenten wider Wunsch und Willen aufgezwungen worden ist, mochten dieselben an und für sich noch so prosaische Philister sein ... sie hat sich, nebst vielfältigen andern poetisch-nutzbaren, im wirklichen Dasein jedoch höchst unbequemen Einrichtungen, aus der Gegenwart in's Reich der Vergangenheit zurückziehen müssen, seitdem wir, sogar in große Entfernungen hin, Ab- und Eingang unserer Briefe fast auf die Stunde berechnen dürfen, und romantische Täuschungen oder Ueberraschungen, höchstens noch durch saumselige Correspondenten, gleich Geistererscheinungen aus der Vorzeit, der Sage heraufgezaubert (vielmehr: gezaudert), an zweimal wöchentlich expedierte Posten erinnern. Das ist sehr schätzenswerth. Denn was sich zu poetischen Schilderungen vortrefflich eignet,



kommt gewöhnlich denjenigen, welche das Material dazu liefern, theuer zu stehen; und was den Leser, lebhaft dargestellt, interessiert und unterhält, weil es Andern geschah, wünscht er an sich selbst so selten als möglich zu erleben. Die in Romanen mitspielenden Figuren mögen auf wichtige Nachrichten harren, bis sie schwarz werden ... wir bitten uns unsere Briefe pünktlich aus; wir fühlen uns ganz befriedigt durch den jetzt musterhaft geregelten Verkehr, mag solcher poetischen Verwickelungen noch so geringen Vorschub leisten. Dennoch treten Zustände ein, wo die von Technik und Mechanik, von Physik und Staatsverwaltung im Vereine niedergebeugte Poesie ihr bleiches Haupt aus Blutlachen noch einmal erhebt; wo sie, sei's nur für kurze Frist, ihre ehemaligen Ansprüche noch einmal geltend macht, und dann, aller Verwaltungskunst spottend, sich die ärgsten Uebergriffe gestattet. Solche Zustände bringt der Krieg; der große mörderische Krieg zwischen großen Mächten. Da kommen Tage, wo Gesetz, Ordnung, Sitte, Besitz, Sicherheit förmlich aufgelöst erscheinen; und in solcher Auflösung schwelgt die wildgewordene, durch den Druck der Prosa erbitterte Poesie, wie wenn sie sich rächen wollte an Denen, welche sie mit büreaukratischer und börsenspeculativer Tyrannei unterjocht hatten. Und da muß denn der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden.

Zu den unschuldigen Opfern rachsüchtig-erfindender Dichtung zählten Mathilde und ihr ehrenfester Aloisius. Beide hatten so recht in einträchtiger Behaglichkeit die stille Lust am Leben des inniggeliebten Sohnes genossen. Der Vater zweifelte nicht einen Augenblick, diese Schlacht müsse die letzte gewesen sein, müsse den Friedensschluß zur Folge haben. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hatten sie sich bereits in vollständige Sicherheit gewiegt, und Frau Mathilde „tüpfelte" schon Wochen und Tage aus, bis wann Rudolph's Regiment in die Standquartiere rücken könne . . . und Meta, günstige Briefchen vorweisend, in denen Mutter Poldi von Sándor's fortschreitender Besserung und baldiger Heimkehr sprach, half emsig „austüpfeln" . . . und Herr von Ranftl ließ das Mädchen gewähren; stellte sich an, wie wenn er nicht wisse, daß sie, dem Verbote der abwesenden Mutter entgegen, heimliche Besuche bei Oberwiesenkringauers abstatte . . . und Alles schien auf dem besten Wege zu erwünschtem Ziele, wobei allerdings Frau Poldi's versöhnliche Nachgiebigkeit vorausgesetzt werden mußte. Doch an dieser zweifelte Mathilde gar nicht mehr, weil sie von sich auf Jene schloß. Kurz, die allgemeine Betrübniß und Trauer ward in unsern zwei Familien überwogen durch selbsteigene Aussicht auf bessere Tage; der Patriotismus ließ sich zum Schweigen bringen, wo das eigene Wohlergehen in Aussicht stand.

Menschlich ist das wohl, löblich ist es nicht. Auch sollte hier die Strafe dafür nicht ausbleiben. Unter sehr mangelhafter Adresse, in welcher nur das „Frau Mathilde Oberwie . . .“ deutlich zu erkennen, langte ein mit dem Poststempel „Dresden“ versehenes Paketchen an, bei dessen Ueberreichung der Briefträger mehr seinem errathenden Scharfsinne, als der unvollkommenen Aufschrift folgen müssen „Offenbar,“ meinte er, „habe der Absender nur die ersteren drei Silben im Gedächtniß behalten, die letzteren vier jedoch vergessen, was bei der Länge des Namens wohl zu entschuldigen sei.“ Frau Mathilde hielt sich verpflichtet, diesen schlechten Spaß, im Vereine mit dem Verfertiger zu belachen. Kaum aber befand sie sich allein, gab sie das Lachen auf, und bereitete sich auf's Weinen vor. Schon, daß der Postbote diese mysteriöse Sendung nicht wie alle übrigen an sie gerichteten, im Geschäftslocale abgegeben, machte sie ängstlich. Der Mann mußte doch etwas Besonderes dabei gedacht, mußte vermuthet haben, ihr einen Dienst zu erweisen, wenn Niemand sonst davon erfahre! Und weshalb? hatte er sie im Verdacht hinter ihres Gatten Rücken . . . Dieser Gedanke reizte sie fast wieder zum Lachen. „Nein, ich kann mir nicht helfen,“ rief sie zagend, „das steht mit Rudolph in Verbindung. Sicher betrifft's ein Unglück, das ihn betroffen, nachdem er die letzten Zeilen geschickt. Haben wir doch seither nichts

mehr von ihm erfahren. Wer weiß, was da noch geschehen ist? . . Ach Gott, ich hab' zu früh' jede Gefahr beseitigt geglaubt!"

Hundertmal streckte sie die Hände aus, die Siegel zu brechen: immer wieder zog sie sie zurück, als hätte sie ein Stück glühenden Eisens angefaßt. Sie wagte nicht zu thun, was sie so gern gethan hätte. Sie wollte Gewißheit und bebte zugleich davor. Endlich schickte sie ein Dienstmädchen in's Comptoir hinab und ließ „den Herrn" dringend ersuchen, er möge sich sogleich herauf bemühen!

Solche ungewöhnliche Störung im Geschäfte konnte nur durch einen außerordentlichen Vorgang veranlaßt worden sein, sonst würde Frau Mathilde sie nicht gewagt haben. Davon überzeugt, vergaß der Gerufene seine ihm eigene Bedächtigkeit, erklomm eiligst zwei hohe Treppen, betrat athemlos das Wohnzimmer, und fand sich, irgend ein frohes Ereigniß in Aussicht, schmerzlich getäuscht. Denn auch ihm verhieß die Dresdner unvollkommene Aufschrift nichts Gutes. Er aber zögerte keinen Augenblick; er öffnete das Paketchen, und das Erste was den Eltern in die Augen fiel, war ihres Sohnes Brieftasche; der Mutter um so leichter kenntlich, weil sie dieselbe am Tage vor dem Ausmarsch unter vielen Andern ausgewählt und gekauft hatte. „Lies:" sprach sie, von eisiger Todesahnung ergriff [illegible] 'aut

und verschweige nichts!" — auf ein Blatt groben grauen Papiers deutend, welches beilag und folgenden Bericht enthielt:

„Beim Rückzuge, in voller Flucht vor verfolgenden Feinden, traf ich einen sterbenden kaiserlichen Offizier, der mich mit den letzten röchelnden Athemzügen anflehte, sein Portefeuille an mich zu nehmen und seiner Mutter zu schicken, wobei er auf die Brust deutete. Ich fügte mich dieser Bitte, obgleich jeder Aufenthalt Gefahr brachte, und fand glücklich, was ich suchte, in der Tasche des ihn bedeckenden, über und über von Blut beflekten Mantels. Ich hielt ihm den Fund vor die brechenden Augen, wobei ich ihn aufforderte, mir Stadt und Namen zu bezeichnen. Er bewegte den Kopf wie zur Verneinung, wollte noch etwas sprechen, brachte nichts Verständliches mehr hervor, und verschied mir unter den Händen. Ich folgte meinen bereits weit vorangegangenen Kameraden. Bald darauf ereilten mich zwei Kugeln, von feindlichen Verfolgern aus der Ferne uns nachgesendet. Ich bin bewußtlos zusammengebrochen, bin später mit anderen Verwundeten gefangen, hierher in die Heimath gebracht worden, habe mich nach unsäglichen Schmerzen, bei guter Pflege der Verwandten, erst jetzt so weit erholt, daß ich an meines Versprechens Erfüllung denken konnte. Dies wurde jedoch nur möglich, wenn ich indiscreter Weise den Inhalt der geretteten Brieftasche

untersuchte. Leider vermochte ich aus den darin aufbewahrten Zuschriften nichts Bestimmtes zu entdecken; außer daß die Mutter des Verstorbenen sich Mathilde unterschrieb, und daß die an einem Umschlage hängen gebliebenen Reste des Briefsiegels die Lettern Oberwie... trugen. Da nun ihr Wohnort deutlich auf allen Briefen obenan steht, so adressiere ich, allerdings unvollkommen, verhoffend, das gute Glück werde Ihnen des in Ehren Gefallenen Vermächtniß dennoch zuführen."

„Das hat's gethan," sagte der Vater in dumpfem, halb spöttischen Tone; „das hat's wirklich gethan, das „gute Glück;" wir halten sie hier, wir sehen sie vor uns die Briefe, die wir dem Theuren, Einzigen gesendet. Er hat sie treulich aufbewahrt, hat sie auf dem Herzen getragen, bis es still stand, das gute Herz; es fehlt nicht einer . . . sieh' doch, Mathilde, da ist auch noch ein Schreiben an uns."

„O lies das auch," bat die Mutter, deren verzweifelnde Angst von vorhin jetzt, wie durch ein Wunder, in fromme Ergebung und Ruhe übergegangen war. „Lies das auch, Alter; vielleicht hilft mir's, daß ich wieder weinen kann. Die Thränen sind mir vertrocknet."

Und der Vater las:

„Allen Anzeichen zu Folge stehen wir nahe vor der Entscheidung. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt; womit ich nicht auf meinen Tod hindeute (denn diesen

würd' ich um Euretwillen beklagen, meine lieben Eltern), sondern auf den Untergang der Armee, welcher ich anzugehören die Ehre habe; das Unheil des Vaterlandes. Für das Ganze heg' ich wenig Hoffnung mehr, wiewohl ich in dieser meiner Sorge ziemlich allein stehe; da Alles um mich her zuversichtlich von gewaltigem Siege träumt. Wolle Gott, daß der Ausgang mich Kleinmüthigen beschämen möge! Für jeden Fall wend' ich noch einmal Herz und Seele der Heimath zu, in kindlicher Dankbarkeit Dir, beste Mutter, Dir, gütiger Vater, Lebewohl sagend für diese Welt, wenn eine Kugel bestimmt sein sollte, mich zur anderen abzurufen. Du, liebe Mutter, bringe auch Deines Rudolph's Abschiedsgruß der Treugeliebten, die mir wohl ein trauerndes Andenken bewahren wird. Ich schreibe diese fast unleserlichen Zeilen im ärgsten Tumult, jede Minute des Commandos gewärtig, welches uns aufjagt. Bleib' ich am Leben, dann waren sie doch nicht umsonst geschrieben, dann bringe ich sie Euch selbst. Erhaltet Ihr sie durch andere Hände, dann . . ."

Hier brach der Satz ab. Wahrscheinlich hatte plötzliche Bewegung der Truppe die Vollendung desselben, wie auch die Angabe der Adresse verhindert. Deutlich genug sprach ja die letzte Zeile mit abgerissenem „Dann."

„Dann bin ich todt," wiederholte ergänzend die Mutter. „Dann ist er todt," stimmte der Vater ein. Und Beide

saßen stumm, in stillen, tiefen Gram versenkt, immer wieder nach den Tod verkündenden Blättern greifend, als ob sie noch eine tröstliche Auslegung darin hoffen dürften zu entdecken. Ach, wer hat das nicht an sich selbst erlebt! Wer hat nicht, Jenen gleich, unzähligemal grausame Schriftzüge mit flehendem Blicke geprüft und betrachtet, daß sie sich vielleicht erbarmen und einen milderen Sinn geben möchten? Doch vergeblich; die kleinen fühllosen Zeichen bleiben unerbittlich, starr, wie sie auf's Papier gestellt wurden; sogar heiße Thränen erweichen sie nicht, sie können dadurch verwischt, verlöscht werden, in dunkle Flecken umgewandelt, aber aus denen schaut der Jammer erst recht eindringlich hervor. Da gewährte es dem zu Boden gedrückten Elternpaare auch keinen Schimmer von Hoffnung, daß sie mit dem eigenhändigen, Leben und Wohlsein kündenden, Bericht des Sohnes, dem Todesberichte des Dresdner Vermittlers gleichsam Trotz bieten wollten. Nur wenige Stunden brauchten zwischen jenem Briefchen und seiner letzten Stunde zu liegen. Wie viele Opfer konnte eine einzige Stunde noch hingerafft, wie viele jugendlich-warme Herzen kalt gemacht haben! Es verging ein langer düsterer Tag, den guten Leuten um so düsterer, um so länger, je klarer die Sonne am hellen blauen Himmel strahlte, je schöner die Natur blühte, je freundlicher sie lachte.

„Will denn gerade heute kein schwarzes Wetter aufsteigen?“ seufzte Frau Mathilde. „Sie sind ja sonst geschwind bei der Hand, und heuer vorzüglich. Ich bild' mir ein, es müßte gut thun, wenn's jetzt krachte und wetterte, und in den Bergen nachdröhnte, so wie ein kleiner Vorschmack vom Weltuntergange! Das würde mir besser zusagen; der klare blaue Himmel, — das ist fürchterlich, als wollt' er mich ausspotten!

Wie ungerecht doch auch gerechter Schmerz uns arme Menschen macht! Weil wir, von trüben Wolken umhüllt, nur an Grab und Tod denken, verlangen wir, die ganze Welt soll Trauer anlegen; die Sonne soll nicht scheinen, aller irdische Verkehr soll stocken, und wir begreifen die Hartherzigen nicht, die scherzend, lachend ihren Geschäften nachgehen, während wir an bohrendem Grame zehren, oder von ihm verzehrt werden. Wir vergessen, daß wir eben so gleichgiltig an Tausenden schon vorüber gegangen sind, die damals in ähnlicher Lage waren, ohne uns um ihren Kummer zu bekümmern. Wenn Frau Mathilde sich solcher Ungerechtigkeit einigermaßen mitschuldig machte, und so weit darin ging, gewaltsame Naturerscheinungen herbeizuwünschen, verlangte sie doch andererseits durchaus keine Beileidsbezeigungen Seitens ihrer näheren Bekannten. Im Gegentheile: sie bat ihren Gatten, die Verbreitung der schrecklichen Kunde so viel möglich (für heute wenigstens)

zu hindern, damit sie, mit ihrem Elend allein, sich erst ein wenig fassen könne! Die Erfüllung dieser Bitte entsprach des Mannes eigenthümlichem Wesen, er begnügte sich in seinem Comptoir mit Andeutungen, welche verschiedentlich ausgelegt werden konnten, ohne Gewißheit zu geben. „Rudolph scheine später dennoch verwundet worden zu sein!" hieß es bald in der Stadt; „man warte auf umständlichere Nachrichten." Dieses Gerücht erreichte natürlich auch das Ranftl'sche Haus, in welchem es eben unruhig herging, denn Frau Poldi war eine Stunde zuvor mit ihrem „Blessierten" eingetroffen. Sie hatte den abgöttisch-geliebten Sohn in erbärmlichem Zustande aufgefunden. Seine Wunden, obwohl sehr schmerzhaft, wären an und für sich gar nicht bedeutend, das heißt nicht gefährlich gewesen, hätte man sie nicht im rathlosen Durcheinander schmachvoll vernachlässigt. Sie entriß den halb Aufgegebenen jener blutigen Höhle, wo im engsten Raume einer überfüllten Hütte, viele Leidende nebeneinander geschichtet schmachteten; sie lud ihn auf und brachte ihn in kleinen Tagereisen heim.

„Besser stirbt er in der Mutter Armen, als in der Fremde!" Doch Freund Sándor dachte gar nicht an's Sterben. Kaum hatte seiner Pflegerin Sorgfalt nachgeholt, was versäumt war; kaum hatten ausgewählte Nahrungsmittel den vom Blutverluste Entkräfteten

gestärkt . . . da zeigte sich seine jugendliche Lebensfähigkeit und ein Genesender langte bei Vater und Schwester an. Er hatte viel zu erzähler, leider nicht viel Erfreuliches, doch manches Erhebende, Rührende. Mit vorzüglicher Begeisterung gedachte er des jungen Offiziers, der ihn, von der Last seines über ihm sterbenden Pferdes befreit, und trotz eigener Gefahr, von nachstürmenden Feinden niedergehauen oder gefangen zu werden, aus erstickendem Sumpfe an frische Luft gezogen hatte. „Ja, sprach er, der edelherzige Retter verließ mich nicht, bis er die Führer eines vorbei flüchtenden Krankenwagens herangerufen, und diesen mich überantworten konnte. Erst nachdem er dies vollbracht, suchte er sich zu salvieren. Die braven Kerls rüttelten mich tüchtig zusammen; bei solcher Fahrt mag der Teufel ohnmächtig bleiben . . . aber mein erster Blick, als ich die Augen wieder aufschlug, war nach meinem Retter. Könnt' ich das ehrliche Gesicht nur noch einmal wiedersehen! Erkennen wollt' ich ihn unter Tausenden. Wer weiß, wo er modert!?"

„O daß er lebte! daß er mir begegnete," rief Frau Poldi mit ihrer magyarischen Wärme, „daß ich Gelegenheit fände, etwas für ihn zu thun! Möcht' er verlangen, was er wollte, und wär's mein liebstes Hab und Gut; ich würde nicht Nein sagen zu seiner Bitte." — In demselben Sinne sprach Herr von Ranftl sich aus, wenn

auch gemäßigter. Und Meta stimmte schweigend bei. Ihre Gedanken waren ja immer bei Rudolph. Ihre Wünsche richteten sich nur auf ein Ziel, gingen nur in einem Wunsche auf, der so mächtig wurde, daß er sie fast verhinderte, die Freude der Eltern recht kindlich mitzufühlen, wie es einer Schwester gebührte. In ihre Freude am zurückgegebenen Bruder mischten sich unlautere, von einigem Neide getrübte Empfindungen. Wer darf sie deshalb anklagen? Der Bruder stand ihr ziemlich fern, und sie hatte gute Gründe, in ihm einen Gegner ihrer Liebe zu fürchten. Er war gerettet. Ueber Rudolph hatte sie nichts mehr vernommen, als die täglich steigenden Besorgnisse seiner Mutter.

Die Dienstboten im Ranftl'schen Hause hatten nicht gewagt, durch eine „Todespost" die ersten Stunden nach des jungen Herrn Heimkehr zu stören. Wie sich nur einige Ruhe eingestellt, rückten sie, Eine um die Andere, mit der von Thür zu Thür weitergetragenen Neuigkeit heraus: die Oberwiesenkringauerischen hätten ihres Sohnes Testament erhalten, der Rudolph sei gestorben.

Ranftl wollte seiner Tochter den Schreck ersparen, doch Frau Poldi vereitelte diese väterlich schonende Bemühung durch einen plötzlichen Ausbruch ihrer Gefühle. Da kam ihr besseres Naturell zum Vorschein. „Die arme Mathilde," hieß es, „die hat nur das einzige Kind gehabt, und Gott nimmt's ihr! Ach, das ist stark! Und

ich singe hier Jubellieder, während sie verzweifelt. Und sie denkt vielleicht gar, ich hege noch Groll wider sie, wär' ohne Mitleid ... Heilige Mutter Gottes, verzeih' mir die Sünde, daß ich „herb" mit ihr gewesen bin! Ich bereue meine dumme Heftigkeit und Alles, was ich ihr zu Leide gethan hab'! Gleich will ich hin rennen, will's ihr sagen, sie um Vergebung bitten, mit ihr weinen! Ach Du trostloses Weib, Du Mutter ohne Sohn!"

Meta blieb zurück. Ihrem zarten Sinne konnte nicht entgehen, daß ihre Gegenwart der beabsichtigten Aussöhnung eher hinderlich als förderlich sein müßte. Sie fiel dem Vater um den Hals, reichte dem Bruder die Hand, und entfernte sich, wunderbar gefaßt, ohne hörbare Aeußerung dessen, was in ihrer Seele kämpfte, was sie litt. Doch bei aller Selbstbeherrschung vermochte sie nicht den Zügen ihres Angesichtes zu gebieten. In diesen stand, da sie aus dem Zimmer wankte, deutlich lesbar geschrieben, daß hier der kalte Tod zweier warmer Herzen Hoffnung vernichtet, einer treuen Liebe Glück zerstört habe.

Sándor sah fragend den Vater an, und als dieser stumm bejahend den Kopf neigte, sprach der wilde Reiter mitleidig: „Armer Narr!"

VI.

Wir haben die Tochter ihrer gewünschten Einsamkeit überlassen und sind der Mutter zu Frau Mathilden gefolgt, wo die Versöhnung, Dank sei's den von Thränen erweichten Gemüthern, rasch zu Stande kommt. Wie leicht kann Frau Poldi jetzt ihren Widerwillen gegen Meta's „kindische Passion" für Rudolph aufgeben, da der von ihr gering geschätzte Bewerber auf dem Schlachtfelde begraben, und dem „unpassenden Verhältniß" ein sicheres Ende bereitet ist! Wie leicht wird es ihr jetzt, in die Klagen Mathildens einzustimmen, die dem Lebenden abgeleugneten edlen Eigenschaften dem Verstorbenen zuzugestehen, seinen vollen Werth anzuerkennen! Wie leicht wiegen die in gerührtem Antheil hingeworfenen Worte: „Möcht' es den braven Burschen nur wieder lebendig machen, ich wollte ja gern einwilligen!" — Aber wie wohlthätig klingen sie dennoch, wie trostreich, in's zerrissene Mutterherz!

Frau von Ranftl hat gut reden. Sie weiß zuverläßig, daß ein Todter nicht auferstehen wird, sie beim

Worte zu nehmen und um ihre bedingte Einwilligung zu bitten. Vor Spuckgestalten fürchtet sie sich nicht. Diese erscheinen höchstens bei Nacht im jungfräulichen Kämmerlein, doch die Zeit, wo Wilhelm seine Lenore entführte, ist längst vorüber, die Eisenbahn befördert keine Gespenster. Gott sei Dank, darüber sind wir hinweg, und leben in einem aufgeklärten Zeitalter. Nachdem sich Mathilde erst überzeugt hatte, daß die wiedererworbene Freundin dem einst so schnöde zurückgewiesenen Rudolph Gerechtigkeit widerfahren lasse, und ihre Härte bereue, ging sie auch gern auf deren mütterliche Verdienste um den glücklich heimgebrachten Sándor ein, auf deren aufopfernde kühne That, die so recht eigentlich einer Wiedergeburt gleich komme. Denn was wäre wohl aus dem Verwundeten geworden, hätte der Mutter Muth ihn nicht gleichsam aus den Krallen der furchtbarsten Feinde, des Lazarethfiebers, der Cholera, der Vernachlässigung gerissen? O dreimal glücklich, dreimal gesegnet das Weib, dem beschieden ward, solchen Sieg zu erkämpfen!

Sie weilten beisammen in wärmster Eintracht, welche, gegenseitigen Gelöbnissen zu Folge, keine Macht der Erde hinwiederum trennen, welche dauern sollte bis an's Ende aller Tage!

Ein jubelndes Aufjauchzen draußen im Vorgemach unterbrach ihre freundschaftlichen Zusagen. „Meines

Mannes Stimme, die Stiege herauf? . . ." sprach Mathilde; „ein neues Unglück?"

Die Thüre flog auf: „Drei Briefe zugleich . . . einer erst zwei Tage alt . . . ausführlich . . . Keine Idee von geblieben sein . . . im Gegentheil, er verlangt Geld . . . braucht einen Mantel . . . hat den seinigen eingebüßt . . . Verwechslung . . . munter und gesund . . . Da nimm, Guten Abend, gnädige Frau . . . gratuliere . . . Bitt' um Verzeihung . . . muß in's Comptoir . . . Geld schicken . . . unweit Preßburg, hab' die Ehr'!"

Mit Frau von Ranftl ging augenblicklich eine große Veränderung vor. Allerdings gab sie lebhafte Theilnahme kund, auch waren ihre Gefühle zu mächtig, als daß sie ungerührt einer solch' ergreifenden Scene hätte beiwohnen können. Aber trotzdem verriethen die Ausdrücke, deren sie sich bediente, eine gewisse Reserve, eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie vermied jede Silbe, welche an die wenig Minuten zuvor gegebene Verheißung erinnern möchte. Sie hätte diese Mühe sich ersparen können. Rudolph's Mutter war viel zu tief in ihres Sohnes Briefe vergraben, war mit allen Geisteskräften beschäftigt, den Inhalt chronologisch im schwindelnden Kopfe zu ordnen, und voll angespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen, so daß Meta's Mutter vergeblich zu ihr redete. Ihr tönte, gleich hellem Festglockenklang, nur ein Wort in's Ohr, wogegen jegliche Weisheit der Welt

nicht aufkam, das lautete: „Er lebt!“ Im Uebrigen gab es jetzt nichts für sie zu hören, sie hatte genug zu lesen, sie bemerkte deshalb kaum, daß die „gute Poldi“ eine so günstige Gelegenheit zum Rückzuge nicht unbenutzt ließ. Erst lange nach deren Verschwinden kam der mit ihrem überschwänglichen Glücke Alleingebliebenen das Bewußtsein, sie habe sich möglicherweise unartig benommen, vielleicht gar durch ihre Rücksichtslosigkeit die theure Freundin verletzt? und diese sei doch gar so liebevoll gewesen ... Ja, wie war denn das? Hat die Poldi nicht hier, auf diesem meinen Kanapee gesagt: „Möcht es den braven Burschen wieder lebendig machen, ich wollt' ja gern einwilligen!“ „Wirklich wahr, das hat sie gesagt. Und nun mein Rudolph wieder lebendig geworden, schleicht sie davon wie die Katze vom Taubenschlage! Ist das redliche Freundschaft? Stimmt das mit unserer feierlichen Aussöhnung? Nein, sie spielt falsches Spiel! Sie hat mir diesen Beweis von Achtung für den Verstorbenen zuwerfen wollen, als ein Almosen des Mitleids in meiner Trauer, weil sie sich sicher wähnte. Jetzt nimmt sie's zurück, will nichts mehr davon wissen, befürchtet, ich könnte sie daran mahnen, wird mir ausweichen ... O, gnädige Frau, machen Sie sich keine Sorge. Ich hab' auch mein Bischen Stolz, und ich hoffe, Rudolph wird sich gleichfalls nichts vergeben. Mag er für sie todt bleiben, wenn er mir und seinem Vater

nur lebt! Freilich, die arme Meta erbarmt mich wieder; was kann die für ihrer Mutter Hochmuth? Die soll wenigstens erfahren, wie's dem treuen Buben ergangen und wie das Gerücht seines Todes entstanden ist: daß sie mit seinem verlorenen Mantel einen Sterbenden bedeckt haben, und daß in der Manteltasche jenes Portefeuille gesteckt hat, mit dessen Ueberschickung der Dresdner ohne üblen Willen uns einen so furchtbaren Schreck bereitete. Und auch daß Rudolph in der That beim Rückzuge, von einer Kugel auf die Brust getroffen, bewußtlos umgesunken, von seinen guten Soldaten aus dem Gewühl getragen, bald aber wieder unverwundet aufgestanden und mit der Ohnmacht glücklich davon gekommen ist. Daß Alles muß sie selbst nachlesen. Mein Mann soll die Briefe dem Herrn Obergerichtsrath anvertrauen und dieser mag dann sehen, wie er sie der Tochter zusteckt, ohne Frau von Ranftl zu beleidigen. Denn endlich läuft's doch nicht wider den kindlichen Respekt, wenn ich dem lieben Mädel zu wissen thu', was aus ihrem Jugendgenossen geworden ist, von welchem der Mutter Eigensinn sie trennt. Mag die grausame Frau ihren Willen durchsetzen, ich will den meinigen auch behaupten, und Meta soll Rudolph's Briefe lesen!"

Vielleicht ließe sich Mancherlei gegen diese Logik sowohl, als gegen die Bereitwilligkeit einwenden, mit

welcher Herr von Ranftl der ihm gemachten Zumuthung sich fügte. Dennoch wurde gerade durch diese kleine Intrigue eine unerwartete Lösung garstig verwickelter Schicksale herbeigeführt.

Um des häuslichen Friedens willen hatte der Vater warnend zu Meta gesagt: „lies diese Blätter im Verborgenen, damit Mutter und Sándor nichts davon gewahr werden!" — Wie mußt' es ihn befremden, seiner Warnung entgegen, die Tochter plötzlich in's Wohnzimmer kommen zu sehen, sie rufen zu hören: „Mutter, Bruder, den Ihr suchtet, er ist gefunden! Dein Retter, dem wir Dein Leben verdanken, wir haben ihn, wir kennen ihn, Er ist's, den ich liebe! Es ist mein Rudolph! Da, leset selbst was er schreibt, vom Husarenoffizier unter'm todten Pferde, vom verlorenen Mantel, von der Brieftasche ... Mutter, Du hast's geschworen, Du willst jeden seiner Wünsche gewähren; er ist mein!"

Einige Monate sind vergangen. Rudolph befindet sich auf Urlaub bei seinen Eltern. Die „Caution" ist bereits erlegt; der junge Offizier gilt für Meta's verlobten Bräutigam. Sándor, der Genesende, zieht Arm in Arm umher mit seinem Helfer, Freunde, Schwager, Bruder. Beide Familien haben ihren vertrauten Umgang herzlich aufgenommen, sind so zu sagen eine Familie geworden.

Gestern haben sie zum Erstenmale wieder in Gemeinschaft das Schauspiel besucht. Als sie, ihrer sechs, durch's Parterre zogen, um ihre Sperrsitze einzunehmen, wo Rudolph zwischen Meta und deren Bruder saß, da sprach der den altherkömmlichen stabilen Eckplatz fest behauptende humoristische Magistrats-Beamte zu seinem Nachbar, und zwar so laut, daß es die Ranftl'schen und die Oberwiesenkringauerischen allzumal deutlich hören konnten: „Schau'n Sie, Herr Professor, mein junger Lieutenant mit ihr! Na, da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!"

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

